Haneman̄

63 KV

401 S. + FK

Aus der Musikerwelt.

Leben und Schriften

eines

Königlich preußischen Kammer-Musikus.

Von

Moritz Hanemann.

Berlin 1875.

Verlag von Otto Gülker & Cie.

Aus der Musikerwelt.

Leben und Schriften

eines

Königlich preußischen Kammer-Musikus.

Von

Moritz Hanemann.

Berlin 1875.

Verlag von Otto Gülker & Cie.

Inhalt.

Aus dem Leben

des

Königl. Kammer=Musikus

Moritz Hanemann.

Handschrift für Freunde.

Vorwort.

Es ist meinem Herzen Bedürfniß dermaleinst meinen lieben verehrten Gönnern und Freunden ein kleines Andenken zu hinterlassen, denen, die mir im Leben nahe standen und mir lieb und theuer waren. Als solche nenne ich vornehmlich die Herren der Königlichen Kapelle, die Herren des musikalischen Officier-Vereins unter der Leitung des Herrn Generals von Dresky und meine Schüler. Ihnen widme ich diese Blätter, welche meine Lebens-Beschreibung, meine litterarischen Versuche und einige meiner Gelegenheits-Schriften enthalten. Möge die kleine Gabe mit freundlicher Nachsicht aufgenommen werden, möge sie beim Lesen die Erinnerung an mich wach erhalten und mich vor zu raschem Vergessen schützen!

Sollte einmal ein Fremder diese Blätter in die Hand bekommen, so lege er sie lieber ungelesen bei Seite: Die Zeit dürfte ihn am Ende gereuen; denn es stehen darin die Erlebnisse eines der Alltagsmenschen verzeichnet, wie sie im Laufe der Zeit zu Millionen erscheinen und vom Schauplatz wieder

1*

abtreten. Nur für seine Angehörigen hat der Verfasser diese Blätter geschrieben und für Diejenigen, die ihm in der Noth freundlich die Hand reichten. Ihn selbst aber sollen sie an eine ernste Zeit, die, Gott Lob! vorüber ist, erinnern helfen und ihm den Muth geben getrost im Leben weiter fortzugehen, wie es auch immer kommen möge.

Berlin, im November 1873.

Moritz Hanemann,
Königl. Kammer-Musikus.

Meine Lebens-Beschreibung.

Mein Vater, Ernst Moritz Hanemann, geboren den 7. November im Jahre 1767, war der jüngste Sohn des Großherzoglich-Weimar'schen Hof-Tischlers Hanemann in Jena. Er lernte nach damaliger Zunft-Art die Musik bei dem dortigen Stadt-Musikus, diente dann im preußischen Heere im Füsilier Bataillon von Rühl 23 Jahre lang als Stabs-Hautboist und erhielt in Folge dessen als Civil-Versorgung das Küsteramt an der evangelischen Kirche in Loewenberg in Schlesien, dem er bis zum Jahre 1853, wo er pensionirt wurde, vorgestanden hat.

Den 7. September 1837 feierte er sein funfzigjähriges Dienst-Jubiläum und erhielt das Verdienst-Ehrenzeichen von Sr. Majestät Friedrich Wilhelm III.

Meine Mutter, Johanna Dorothea Breibisch, geboren den 6. April im Jahre 1772, war die jüngste Tochter des Stadt-Musikus Breibisch in Loewenberg. Sie heiratete als Witwe meinen Vater. — Ihr erster Mann hieß Becker und diente im Rühl'schen Bataillon als Hautboist. Nur ein und ein halbes Jahr dauerte ihre Ehe. Becker starb in Polen während des Feldzuges.

Mein Vater ebenfalls verwitwet, war in erster Ehe vermält gewesen mit Ernestine Wespe aus Lauban, die ihm der Tod schon nach einem Jahre geraubt hatte.

Die Ehe meiner Eltern wurde mit zehn Kindern gesegnet, von denen sechs in der Kindheit starben. Die noch lebenden sind: Pauline, geboren den 6. Juli 1804, – Bertha, geboren den 28. Februar

1808, — Moritz, geboren den 28. Februar 1808, — und Ernestine, geboren den 30. August 1809.

Was die äußeren Lebens-Verhältnisse meiner Eltern betrifft, so gehörten sie keineswegs zu den glänzenden, hätten sich aber wohl mit der Zeit besser gestalten können, wenn mein Vater Erbe seines väterlichen Vermögens geworden wäre, auf das er nach dem Ableben seiner Stief-Mutter sicher zu rechnen hatte. Die Stief-Mutter war eine geborne Sieglitz und die leibliche Schwester der ersten Frau meines Groß-Vaters, des Tischlermeisters Johann Michael Hanemann. Er hinterließ ihr nach seinem Tode ein großes Haus, in welchem der Fechtboden der Studenten war, mit reichem Inventar, und außerdem einen Weingarten, Aecker und Wiesen. Mein Vater, der drittletzte Sohn von 8 Geschwistern, 5 Knaben und 3 Mädchen, welche aber zum Theil früh starben, war der alleinige Erbe. Doch der der unheilvolle Krieg von 1806 mit der unglücklichen Schlacht bei Jena machte einen gewaltigen Strich durch die Erbschafts-Hoffnung oder rückte sie wenigstens in die weiteste Ferne. — Ebenso ging es mit einem Legate von 900 Thlr., das dem Vater von einer Verwandten in dieser Zeit vermacht worden war. —

Wie wahre Barbaren hatten die Franzosen im Besitzthum der Stief-Mutter gehaust, Alles geplündert oder demolirt, Haus und Hof verbrannt und zu guterletzt die hülflose Frau im wahren Sinne des Wortes nackend von der Brandstätte getrieben. Nur wenige Tage überlebte sie ihr Unglück. Ihre noch übrige Nachlassenschaft wurde herrenlos. Mein Vater konnte sich leider um sein Erbe nicht weiter kümmern. Er bekleidete in Loewenberg den Küster-Posten, der ihn gefesselt hielt, und besaß keine Mittel irgend Jemandem die Sache zu übertragen.

Erst nach dem Frieden von 1807 reiste er nach Jena. Der Zufall wollte, daß er grade zur Auction der letzten Sachen seines Erbes kam. Er erstand einige silberne Schaustücke und einen Kasten voll Zinn-Geräth, das er zur schmerzlichen Errinnerung mit nach Hause brachte. Wohl erkundigte er sich in Jena nach dem Verbleib der elterlichen Grundstücke und den ihm vermachten 900 Thalern, erhielt aber nur die trostlose Antwort, daß Alles durch Communal-Lasten aufgezehrt, ja verschuldet sei, und eine specielle

Regulirung seines Erbes einer späteren Zeit überlassen bleiben müsse. Viele Jahre vergingen, ohne daß der Vater von seiner Vaterstadt und seinem Erbe Etwas hörte.

Endlich, im Jahre 1811, kam ein Schreiben von dem Jenenser Gericht an meinen Vater mit der Weisung eine gerichtliche Vollmacht für seine Erbschaft einzureichen. Er that es. Gleichwohl blieb das Jenenser Gericht seitdem für immer stumm.

Wohl ahnte der Vater, daß er um seine Erbe betrogen sei, mußte es sich aber gefallen lassen, da ihm die Mittel fehlten es auf einen Proceß ankommen zu lassen.

Erst nach 50 Jahren sollte es mir, dem Sohne, vorbehalten sein in dieser unglücklichen Erbschafts-Angelegenheit einiges Licht zu gewinnen.

Es war im Jahre 1864 im Monat Juli, wo ich eine Vergnügungs-Reise nach Thüringen unternahm und Jena, die Geburtsstadt meines Vaters, besuchte. Hier lernte ich eine Tischler-Familie kennen, Namens Hanemann, die ungefragt aussagte, daß sie mit dem Küster Hanemann in Löwenberg verwandt sei. Sie erzählte mir manches Interessante und Manches, was für die Verwandtschaft sprach. Haben Sie den Löwenberger Hanemann gekannt? fragte ich den Tischler. „Nein!“ gab er zur Antwort, „er soll aber schon längst todt sein.“ Um die Verwandtschaft näher zu erfahren, ging ich mit seiner jüngsten Tochter, Friederike, zum Küster der Kirche in Jena und schlug dort die Kirchenbücher nach. — Es hatte mit der wenn auch weitläufigen Verwandtschaft seine Richtigkeit. Aber was mußte ich außerdem noch entdecken?! Als ich das Tauf-Zeugniß meines Vaters nachsehe, finde ich darunter ein großes rothes Kreuz mit folgender rothgeschriebenen Bemerkung: „Ernst Moritz Hanemann ist in Loewenberg in Schlesien im Jahre 1800 gestorben.“ „Was ist das!“ rufe ich verwundert aus, „mein Vater hat ja noch bis zum Jahre 1856 gelebt!“ Ich frage den Küster, Namens Rüdiger, ob noch mehr dergleichen rothgeschriebene Bemerkungen in den Kirchen-Büchern verzeichnet seien, und er antwortete: „Keine einzige, und diese eine, wie Sie sehen, ist nicht von mir, sondern von meinem Vorgänger Spangenberg geschrieben worden.“ Aber wie kommt diese Bemerkung in das Tauf-Zeugniß

meines Vaters? fragte ich mich; muß sie nicht absichtlich veranlaßt worden sein, um falsches Zeugniß zu geben, und aller Wahrscheinlichkeit nach in der Erbschafts-Angelegenheit meines Vaters?! Hier das falsche Todten-Attest, und dort jene sicher geschehene Unterschlagung der gerichtlichen Vollmacht, die man vom Vater verlangte, nnd auf die er niemals eine Silbe Antwort erhielt! —

Voll von Argwohn ging ich sogleich zu einem Jenenser Rechts-Anwalt, Namens Pistorius, um zunächst seinen Rath und seine Meinung zu hören. Pistorius machte mir sogleich Muth mein Recht zu suchen und that es um so dringender, als ich ihm eine uns nah verwandte Familie in Jena nannte, welche vermuthlich das Erbe an sich gerissen.

„Diese Familie," sagte Pistorius, „ist reich, und Jedermann weiß hier am Ort, daß sie es in der Stille geworden ist. Sie wäre reich genug, für jeden Schaden aufzukommen. Wir wollen sehen, was zu machen ist." —

Als ich mich in der Stadt nach dem Orte erkundigte, wo das Eltern-Haus meines Vaters gestanden, zeigte man mir einen freien Platz, der Eich-Platz genannt, und erzählte mir, daß er aus den Brandstätten mehrerer Häuser geschaffen worden sei, die der Magistrat den Besitzern oder den betreffenden Erben aufs reichste vergütet hatte.

Nach einigen Wochen kehrte ich nach Berlin zurück und erwartete sehnsuchtsvoll das erste Schreiben meines Rechts-Anwaltes. Es vergingen Monate auf Monate, ehe es kam. — Und als es da war, was mußte ich lesen? — Die Todes-Anzeige meines Rechts-Anwaltes! —

Ein eigenes Verhängniß scheint über dem Erbe meines Vaters zu walten. Gott allein mag es wissen!

Der Eindruck, den diese betrübende Nachricht auf mich machte, war der Art, daß es eines riesigen Entschlusses bedurfte, noch einen neuen Versuch zu wagen.

Nach mehreren Monaten endlich, aber mehr auf den Rath meiner Freunde als aus eigenem Antriebe, wendete ich mich an einen anderen Rechts-Anwalt in Jena, dessen Namen ich leider vergessen habe, und erhielt die Zusicherung, daß er alle seine Kräfte

anstrengen wolle, um mir zu meinem Erbe zu verhelfen. Doch schon nach wenigen Tagen erhielt ich folgende Zuschrift von ihm: „Es thut mir leid Ihnen in Ihrer Erbschafts-Angelegenheit nicht dienen zu können, da ich wider Erwarten nach Weimar versetzt worden bin.“

Nach diesen vergeblichen Versuchen habe ich nun den festen Entschluß gefaßt die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Genug der Thränen, die sie meinen armen Eltern gekostet! Und zuletzt, frage ich, ist es nicht möglich, daß mir ein gütiges Geschick noch hat eine Gunst erzeigen wollen, indem es verhinderte mich in einen langen und kostspieligen Proceß zu stürzen, dessen Resultat, selbst im günstigsten Falle, mir und meiner Schwester, die wir keine Leibes-Erben haben, doch nie zu Gute gekommen wäre?

Herzlich froh über meinen Entschluß, kehre ich zu meiner Erzählung zurück.

Angst- und kummervoll war das Jahr 1813, welches die Leiden und Drangsale des Krieges in unsere nächste Nähe brachte. Ich stand damals in meinem sechsten Jahre und zeichne auf, was mir sowohl aus eigener Anschauung als durch die Erzählungen Anderer aus dieser Jammer-Zeit im Gedächtniß geblieben ist.

So oft fremde Truppen durch Loewenberg kamen, verbarg mein Vater stets das Silber-Geräth der Kirche in seiner Wohnung. Einmal verrammelte er sogar zu noch größerer Sicherheit die Thüren und Fenster, weil ein Corps Franzosen drei ganze Tage im Städtchen verweilte und ein Theil desselben auf dem Kirchplan dicht vor unsern Fenstern sein Lager aufschlug. Diese ganze Zeit brachten wir wie in einem Kerker beim schwachen Schein eines Lämpchens zu. Und in welcher Angst!

Wir Kinder alle litten am Keuchhusten, der uns jeden Augenblick den vor den Fenstern liegenden Soldaten verrathen konnte. Tief drückte der Vater unsere Gesichter in die Betten, wenn wir zu husten anhoben oder laut zu weinen anfingen.

Endlich zogen die Truppen fort! Mit jubelnder Freude begrüßten wir wieder das Tageslicht und dankten unserem Schöpfer, daß wir noch so glücklich davon gekommen. Desto schlimmer war

es aber unseren Gänsen im Hofe ergangen. Wir fanden sie alle todt mit abgehauenen Köpfen im Stalle liegen.

Bei den größeren Truppen-Durchzügen bekam der Vater ebenso gut Einquartierung wie der Bürger, und immer so zahlreich, daß es stets an Raum und Nahrung fehlte. Besorgt um das Kirchengeräth, das er in der Wohnung nicht mehr sicher genug glaubte, vergrub er es jetzt unter der Thür seines Gartens, wo er es auch immer ungefährdet wiederfand.

Als die schlimmsten Feinde erwiesen sich die Baiern, Württemberger und Hessen, und am gefährlichsten die Nachzügler. Von einem französischen Nachzügler drohte meiner Mutter Lebensgefahr. Er verlangte Brot, d. h. Semmel, und meine Mutter reichte ihm, was wir eben nur besaßen, ein Stück Commiß-Brot. Erzürnt nahm er es hin, warf es unter Flüchen von sich, zog seinen Säbel und drang wüthend auf meine Mutter ein. Sie floh vom Hausflur durch die Küche bis in die Stube, und auch bis hierher noch verfolgt, ergriff sie zuletzt ein Paar von uns Kindern, um sich zu decken. Die Mutter bat um Schonung, wir weinten und schrieen, bis plötzlich der Vater ins Zimmer trat. Erst jetzt zog sich der Soldat zurück.

An einem Morgen wurde ein junger Landmann aus Plagwitz, Namens Weikert, von einem Franzosen erstochen. Weikert stand in der Thür des dritten Hauses am Markte links nach der Bunzlauer-Straße, als ihm plötzlich der Soldat seinen Säbel durch die Brust stieß. — Der Mörder bekannte, daß ihn nur das höhnische Gesicht des Weikert verdrossen und zur That gereizt habe. — Ohne Strafe kam er davon. — Es ging zur Schlacht an der Katzbach! — Nach ungefähr 20 Jahren besuchte ein Fremder Löwenberg, ein Mann von finsterem, schweigsamem Wesen, ein Räthsel für Jedermann, der sich volle acht Tage im Städtchen aufhielt und die meiste Zeit auf dem Kirchhofe zubrachte. Hier betete er an dem Denkmale des Weikert, dessen Ermordung bildlich auf demselben dargestellt ist, aufs inbrünstigste, und man war allgemein der Meinung, daß der Bußethuende kein Anderer als der Mörder des Weikert gewesen sei.

Nachdem die Truppendurchzüge ein Ende genommen, und

zwar, wie wir glaubten, für immer, trat eines Morgens die Mutter mit einem geräucherten Schinken in die Stube. „Hier Kinder!“ sagte sie, „den habe ich glücklich versteckt gehalten, der soll uns heute schmecken!“ Unsere Freude war grenzenlos, denn seit langer Zeit hatten wir kein Fleisch auf dem Tische gesehen. — Sogleich wurde zur Zubereitung geschritten. Wir konnten kaum die Zeit erwarten, bis er fertig war. „Jetzt aus der Pfanne!“ rief die Mutter, und freudigst eilte sie nach der Küche. Doch welch ein Schreck! In dem Augenblicke, als sie mit der Götterspeise aus der Küche tritt und durch den Hausflur nach der Stube gehen will, stürzt ein Haufe hungriger Franzosen zum Hause herein, sie entreißen ihr den dampfenden Schinken und essen ihn auf der Stelle vor unseren offenen Mäulern auf. Einer, der Haus und Hof verliert, kann sich nicht unglücklicher fühlen, als wir es über den geraubten Schinken waren. Nur, wie delicat er gerochen, konnten wir einander erzählen.

Mitte August 1813 kam der Kaiser Napoleon mit seiner Garde in Löwenberg an. Er logirte Laubaner- und linke Markt-Ecke in dem Hause des Justiz-Rath Streckenbach, Nr. 16, jetzt dem Kaufmann Strempel gehörig. Die ganze Einwohnerschaft war auf den Beinen, um den großen Mann zu sehen. Seine übermüthige Dienerschaft erlaubte sich den schlechten Spaß uns Neugierige wiederholt mit Wasser zu bespritzen. Wohl ahnten sie nicht, daß viele von ihnen nur zu bald in demselben Elemente ihren Untergang finden würden, welches sie zum Spott und Hohn gegen uns benutzten.

Aus dieser Zeit bewahrt noch heut die Streckenbach'sche Familie ein Trinkglas des Kaisers, welches vermuthlich bei einem Toast-Anklingen in seiner Hand zerbrach und auf der Tafel als Scherbe stehen blieb. Krone und Namenszug des Kaisers waren aus dem dicken Glase allein herausgesprungen, während das Uebrige unversehrt blieb. Das Glas ist jetzt wieder zusammengekittet. Eben dieser Justiz-Rath Streckenbach verdiente sich in dieser Zeit das eiserne Kreuz II. Klasse am weißen Bande. Er schrieb nämlich, während Napoleon mit seinen Generälen bei Tafel saß, im Keller einen Brief an Blücher, dem er darin sehr wichtige Notizen

zukommen ließ. Ein Fleischer aus Löwenberg, Namens Schneider, besorgte den Brief und schwamm, denselben mit den Zähnen haltend, durch den hoch angeschwollenen reißenden Bober.

Am 26. August 1815 hatte Blücher mit dem schlesischen Heere den glänzenden Sieg an der Katzbach über einen französischen Heeres-Theil unter Macdonald erfochten. Diesem Siege folgte den anderen Tag noch ein glückliches Gefecht bei Löwenberg unweit des Dorfes Plagwitz, wo die Russen unter dem General Langeron ein französisches von der Katzbach geflohenes Corps von 4000 Mann unter General Pythod einholten und 3000 Mann mit 100 Officieren gefangen nahmen. Die Uebrigen fanden in den Fluthen des Bober ihren Tod. Viele Löwenberger standen auf den Thürmen und den Böden ihrer Häuser und sahen dem ernsten Schauspiel zu. So auch der Vater, der mit mir auf den Kirch-Boden gestiegen war.

Der Sieges-Jubel wollte im Städtchen nicht enden, aber er erhielt einen gewaltigen Dämpfer, als die Transport-Wagen ankamen, welche in langen Zügen die Verwundeten brachten. Franzosen, Preußen und Russen lagen auf den Wagen, wie versöhnt, neben einander. In aller Eile wurden Lazarete eingerichtet, das größte im ehemaligen Minoriten-Kloster, das nur wenige Schritte von unserem Hause entfernt ist. Ganz deutlich konnten wir hier das Jammergeschrei der Unglücklichen hören, wenn sie operirt oder amputirt wurden. Als Krüppel lagerten sie später im Sonnenschein dicht vor unsern Fenstern, — wahre Jammergestalten! Nur wenige von ihnen mögen ihre Heimat wiedergesehen haben! Unglücklicher Weise brach in den Spitälern der Typhus aus, der die Säle bald leerte und auch viele Bürgerfamilien hinwegraffte.

Am 1. September kam das Haupt-Quartier des schlesischen siegreichen Heeres nach Löwenberg. Ein feierlicher Gottesdienst fand in der evangelischen Kirche statt, welchem Blücher, Gneisenau und das ganze anwesende Militär beiwohnten. Der Superintendent Schroer hielt die Predigt. Als er begann, nahm Blücher den hochlehnigen Stuhl, auf welchem er saß, drückte ihn mit beiden Händen hinten fest an und lief so aus dem Kreise seiner Generäle vom Altare weg bis nach der Kanzel, wo er sich dicht vor

dem Redner hinsetzte, von dem er bis zum Schlusse der Rede kein Auge verwandte.

Gleich nach dem Gottesdienste ging Gneisenau auf meinen Vater zu, erfaßte seine Hand und begrüßte ihn auf das freundlichste und herzlichste. Waren sie doch alte Bekannte! Mein Vater hatte 18 Jahre mit ihm zugleich im Rühl'schen Füsilier-Bataillon gedient und war sein Lehrer auf der Flöte gewesen.

Das wären etwa die wenigen Notizen, die mir aus meiner frühsten Kindheit im Gedächtniß geblieben sind.

Was das Einkommen meines Vaters betrifft, so bestand es in einem jährlichen Gehalt von 30 Thlrn., freier Amts-Wohnung, freiem Holz und Licht; ferner in den Gebühren für Trauungen, Taufen, Begräbnisse, Abendmahl, Kirch-Gänge und Tauf-Zeugnisse, und in einer Neujahrs-Geld-, einer Kartoffel- und einer Eiersteuer. Es mag der Posten Alles in Allem 400 Thlr. werth gewesen sein.

Das Küster-Amt, so unbedeutend es auch an sich sein mag, hat doch viel Interessantes. Es werden hier die Haupt-Leiden und Freuden der Menschen zuerst gemeldet und in die Kirchen-Bücher eingezeichnet. Diese Bücher gleichen einer ewigen Gedenk-Tafel menschlicher Schicksale. Nur ein Tag diene zum Beispiel!

Ein glücklicher Bräutigam kommt mit seiner schönen Braut, um das Aufgebot zu bestellen. Nach ihnen zwei arme Waisen, die laut weinend den Tod ihrer Mutter anzeigen. Ihnen folgen Männer, die ihre Frauen verloren. Der eine ist über die Maßen geschwätzig, scheint über den Verlust schon getröstet zu sein, während der andere vor Gram sich fast jedes Wort abfragen läßt. Jetzt erscheinen lachende Erben, die ihr Tauf-Attest verlangen, um sich vor dem Gerichte zu legitimiren. Bald darauf junge Leute mit demselben Begehren, um sich für den pflichtmäßigen Militär-Dienst zu stellen.

Jetzt bringt man zwei Kinder zur heiligen Taufe, das eine bildschön, aber in Lumpen gehüllt, das andere schier eine Mißgeburt, aber in Sammt und Seide vergraben. Nun treten ein paar bleiche Frauen ein, zum sogenannten Kirch-Gange geschmückt. Sie seufzen und schwören, daß sie zum letzten Male Mutter geworden,

aber kaum ist das Jahr vorbei, so sind sie schon wieder als Kirch=Gängerinnen da, um aufs Neue zu seufzen und falsch zu schwören.

Noch spät um Mitternacht läutet die Hausglocke: Ein schwer Kranker, ein Sterbender verlangt nach dem Abendmahle.

Das wäre ungefähr das Bild von einem Tage, und so geht es Jahr aus Jahr ein bei einem Küster zu. Im Ganzen wird bei ihm mehr geweint als gelacht. — Bisweilen erhielt mein Vater recht drollige Antworten von den Leuten, die kirchliche Bestellungen brachten; so z. B. antwortete ihm ein armes Mädchen, welches unter Thränen und Schluchzen die Geburt ihres unehelichen todtgebornen Kindes anzeigte, auf die Fragen:

„Wann hat das Kind das Licht der Welt erblickt?"

Gar nicht, es war dunkel.

„Ich frage, wann wurde es geboren?"

Heut in aller Frühe.

„Heute früh, und sie wagt schon auszugehen?"

O! ich habe schon den ganzen Tag über gewaschen.

„Wie heißt der Vater des Kindes?"

Ja! wenn ich das wüßte; es war ein Reisender!

„Ist es ein Knäblein oder Mägdlein?"

Das weiß ich auch nicht.

„Nun so gehe sie nach Hause, sehe sie nach, und bringe sie mir Bescheid."

Das Frauenzimmer ging und kam mit der Antwort zurück:

Herr Küster, es ist ein Wasserkopf!

Der Posten meines Vaters würde einträglicher gewesen sein, wenn die Gemeinde nicht so viel Mißbrauch mit den Gebühren getrieben hätte. So lud man den Küster als Gevatter bei den Taufen ein, um als Pathen-Geschenk die Tauf=Gebühren frei zu bekommen. Beim Neujahrs-Umgang geschah es nicht selten, daß der Vater mit den Worten abgewiesen wurde: „Wir gehen nicht mehr in die evangelische Kirche, sondern in die katholische."

Bei der Eiersteuer auf dem Lande fand er in der Regel die Hälfte derselben faul. Mit der Kartoffelsteuer ging es ebenfalls

nicht besser. Gesetz ist, daß der Gärtner eine Handvoll, der Bauer aber zwei Hände voll Kartoffeln geben soll. Man bediente sich aber meist dazu der wilden englischen Kartoffel, von welchen eine einzelne schon so groß ist, daß sie eine Hand vollkommen ausfüllt. —

Seit Kurzem, wie ich höre, hat der Magistrat diese drei Steuern abgeschafft und giebt dem Küster eine Entschädigung. Die Behörde soll dafür belobt sein! — Es waren Steuern, gleich peinlich für den Geber wie für den Empfänger. —

Bei diesem spärlichen Einkommen, namentlich in den Kriegs-Jahren, mußten meinen Eltern die vielen Kinder große Sorge machen. Die größte aber verursachte ich ihnen, wenn auch ohne Schuld.

Als Zwilling mit meiner Schwester Bertha, war ich von sehr schwacher Constitution, machte viele Kinderkrankheiten durch und hatte das Unglück zu gleicher Zeit mit zwei Band-Würmern, dem glatten nud dem genarbtgliedrigen, behaftet zu sein. Diese bösen Gäste, welche durch Zufall erst in meinem 10. Jahre entdeckt wurden, bewirkten mir vielfache Leiden. Alle krankhaften Erscheinungen wurden von den Ärzten nur diesen Gästen zugeschrieben. Namentlich ein heftiger Hinterkopf-Schmerz, der immer stärker wurde, bis mich völlige Gedächtnißlosigkeit befiel. Er währte gewöhnlich einen vollen Tag. In diesem Zustande unterschied ich zwar Alles, erkannte jeden Menschen und verstand alle ihre Reden. Aber darauf zu antworten oder überhaupt nur zu sprechen vermochte ich schlechterdings nicht. Und versuchte ich es, so hörte ich, daß ich Unsinn sprach, und wollte ich es schreiben, so sah ich, daß anstatt der Schriftzeichen nur närrische Figuren auf dem Papiere standen. Nicht auf einen einzigen Buchstaben konnte ich mich besinnen, noch weniger auf ein Wort. — Dabei war ich mir vollkommen bewußt, reflectirte in meinem Geiste wie ein Gesunder, und es schmerzte mich, wenn mich die Leute wie einen Irren ansahen. Oftmals wurde ich so erkrankt aus Schule und Kirche nach Hause gebracht. Außerdem litt ich an steter Uebelkeit und hatte fast täglich Erbrechen. — Es dauerte lange, ehe der Arzt hinter die wahre Ursache meiner Leiden kam. — Viele Mittel wurden jetzt gegen die Würmer versucht, aber keins wollte helfen. Diese Mittel waren

mitunter von sehr drastischer Art und griffen meine ohnehin schon geschwächten Unterleibs-Organe in solchem Grade an, daß ich kaum noch die leichtesten Speisen vertragen konnte. Ich magerte bei meinem Wachsthum bis zum Skelet ab, sah bleich und elend aus, und mein Sinn wurde ernst und trüb. Die schönste Mitgift der Jugend, das schönste Geschenk, welches die Natur nur einmal den Menschen verleiht, ich meine den lauteren kindlichen Frohsinn, verlor ich fast ganz. Ich glaubte sicher an einen frühen Tod. In diesem Glauben wurde ich noch mehr bestärkt durch ein Zwiegespräch meiner Eltern, das ich zufällig belauschte. Die Mutter sprach es geradezu aus, daß sie ohne alle Hoffnung für mein Leben sei.

Grenzenlos nachsichtig war sie darum bei mir auch gegen alle Fehler und Unarten, die sich meine Schwestern weniger erlauben durften.

Diese Nachsicht und Liebe konnte ich meiner guten Mutter einmal recht thatsächlich vergelten, und die Erinnerung daran macht mich noch heute glückselig. Ich mochte ungefähr 8 Jahr alt sein.

Sie kam eines Morgens in Thränen zur Thür herein und bat meinen Vater, daß er sich doch ihrer annehmen möchte. Die Köchin der Frau Rectorin habe sie soeben auf eine ganz impertinente Weise abgefertigt. Mein Vater, obwohl im Innersten empört, konnte zu keinem Entschlusse kommen und wollte, trotz der wiederholten Bitten meiner Mutter, das Frauenzimmer nicht einmal zur Rede stellen. Da schleiche ich sacht aus der Stube, laufe nach der Küche der Frau Rectorin, reiße die Thür auf, finde die Köchin und schlage sie ein paarmal blitzschnell ins Gesicht. Ehe sie sich noch besinnen konnte, was dies zu bedeuten habe, war ich schon wieder fort. Unterwegs aber drehte ich mich noch einmal um und rief ihr zu: „Ist sie wieder so grob gegen meine Mutter, dann, gebe sie Acht, wird der Vater kommen." Vom Rector, der die Geschichte bald erfuhr, bekam ich einen gelinden Verweis, von den Eltern weder Lob noch Tadel.

Vater und Mutter waren hinsichtlich ihrer Erziehungsweise ganz das Gegentheil von einander. Während die Mutter stets mit mir wie mit einem schwer Kranken umging und mir Alles verzieh, strafte mich der Vater sofort, wenn ich es verdiente. — Ja, er

konnte manchmal fast hart erscheinen. — Als ich einmal im Laufe des Gespräches gegen die Mutter die Äußerung thue: „Ich glaube nicht das zwanzigste Jahr zu erreichen, wenn ich so fort kranken muß,“ fuhr er plötzlich vom Stuhle auf und sagte: „I! du dummer Junge, wenn ich das gewiß wüßte, würde ich ja keinen Sechser mehr für Dich ausgeben.“

Bis zu meiner Confirmation besuchte ich die Löwenberger Stadtschule. Als Lehrer standen ihr vor: Rector Neumann, Prorector Paul, Conrector Schwerdtner, Krischke, Thormann und Cantor Beer. Sie alle waren brave Männer, die ihr schweres Amt mit größter Treue verwalteten. Streng hielt mein Vater auf den regelmäßigen Schul-Besuch und war höchst ärgerlich, wenn mich, wie es bisweilen geschah, Krankheit daran verhinderte. Im Latein, im Griechischen und im Zeichnen durfte ich noch Privat-Unterricht nehmen, kurz er brachte der Erziehung jedes Opfer, so schwer es ihm bei seinen geringen Mitteln auch wurde. — Nebenher sorgte er zugleich für Stärkung meines schwächlichen Körpers. Im Sommer mußte ich täglich im Bober baden, und er selbst lehrte mich das Schwimmen. Im Winter war ich oft sein Begleiter auf der Jagd. Jedes Vergnügen erlaubte er mir: ich durfte mir Vögel, Hunde und Kaninchen halten, durfte angeln und vogelstellen, und er sah es gern, wenn ich mit andern Knaben rang und mich mit ihnen balgte.

Mit Rath und That stand den Eltern ein Mann zur Seite, dessen Worte gleich einem Orakel galten, ohne dessen Zustimmung in der Familie Nichts geschah, und der in allen Dingen den Ausschlag gab. Es war dies der Orts-Geistliche, der Superintendent Schroer. Frei von allem Pfaffen-Dünkel verband dieser Herr mit geistlicher Würde die größte Einfachheit. Sein herzliches Wesen gab dem Niedrigsten den Muth sich ihm zu offenbaren, und der Unglückliche ging getröstet von ihm hinweg. Wie vielen jungen Leuten hat dieser würdige Geistliche nicht zu Amt und Ehren verholfen, die er mit eigener namhafter Unterstützung auf Gymnasien, Seminarien, Universitäten und medizinischen Anstalten ausbilden ließ! Wie viele Professionisten essen nicht ihr gutes Brot, die er als

arme Lehrlinge bei tüchtigen Meistern gratis untergebracht hatte und auch sonst noch wesentlich unterstützte!

Aus seiner Haus-Apotheke schenkte er unzähligen Armen Medicamente und Salben und war so ihr Leib- und ihr Seelen-Arzt zugleich.

Bei seinem Herzens-Adel besaß Schroer noch die Eigenschaften des feinsten Hofmannes; er sprach französisch und italienisch und stand mit den gelehrtesten und höchsten Personen des Staates im vertrautesten Brief-Wechsel.

Als großer Verehrer der Künste liebte er vornehmlich die Musik und regte meinen Vater an, daß er mich so früh wie möglich darin unterrichtete.

Die Flöte, auf welcher der Vater Virtuos war, lehrte er mich zuerst. Ich übte sie vom siebenten Jahre an, hatte große Lust dazu und ließ mich schon im neunten mit einem Concert von Hofemeister in meiner Vaterstadt hören. Weniger Vergnügen dagegen machten mir das Clavier und die Violine. Das Clavier, auf welchem ich spielen mußte, war ein wahres Hackbrett ohne allen Ton und ewig verstimmt. Auf der Violine ertheilte mir der Vater den Unterricht in der Regel, wenn er sich schon vorher zwei oder drei Stunden (die Stunde zu 6 Pfennigen!!) mit andern Kindern abgeärgert hatte. Ja, das Instrument wurde mir ganz verleidet, indem der Vater es zu einem Strafmittel erkor und mich verdiente Züchtigungen auf demselben abexerciren hieß.

Mehr Freude hatte ich am Orgelspiel. Doch die Fortschritte auf diesem Instrumente konnten nur gering sein, da sie von dem Fleiße auf dem Clavier abhingen.

Im funfzehnten Jahre hörte ich in Löwenberg beim katholischen Cantor Scheer zum ersten Mal einen Violoncellisten, einen Künstler Namens Schlick von der Dresdner königlichen Capelle. Sein Spiel ergriff mich aufs mächtigste. Ich hätte zugleich lachen und weinen mögen. Meine ganze Seele jubelte vor Lust und Freude. — „Ach Gott!" sagte ich zu meinem Vater, der neben mir saß, „was sind das für himmlische Töne, wie zauberisch und wie farbenreich! Was ist das Violoncello gegen die arme Flöte! Das Cello spricht wie ein Mann und sie wie ein Mädchen. Ach! Vater, lieber guter

Vater, für mein Leben gern möchte ich dies Instrument noch lernen.“ — „Warum denn nicht?“ gab er zur Antwort, „ich wollte es Dich schon lehren, hätten wir nur ein Instrument.“ — „Ich weiß eins,“ fiel ich ihm ins Wort, „und vielleicht wird es uns geliehen.“ Die ganze Nacht träumte ich von Schlick und hörte sein Violoncello. Den anderen Morgen lief ich in aller Frühe zum Zirkelschmidt Scholz, der ein Cello besaß, bat ihn darum und erhielt es.

Glückselig, in einem wahren Triumphe, trug ich es nach Hause.

Nachdem mein guter Vater mir einige Stunden darauf ertheilt und wahrgenommen hatte, daß ich einiges Geschick für dieses Instrument verrieth, übergab er mich dem neu angestellten Cantor Keul, einem gediegenen Musiker und Cellisten, zum Schüler. Später erhielt ich auch noch durch Schroer's Verwendung Unterricht vom Proconsul Schulz, einem Dilettanten und ehemaligen Cello-Virtuosen, der zwar von der Gicht an Händen und Füßen gelähmt war, aber dessenungeachtet es recht begreiflich zu lehren verstand. Nach einem Jahre fleißigen Studiums, das meist unter der speciellen Aufsicht und Leitung meines Vaters geschah, spielte ich das C-dur-Concert von Arnold und producirte mich damit im Hôtel du Roi in dem sogenannten Ressourcen-Concerte. An demselben Abend ließ ich mich auch noch mit einem Flöten-Solo hören. Die Mitglieder der Gesellschaft bezeugten mir ihre Zufriedenheit und schenkten mir aus freiem Antriebe dafür 6 Thaler, als den Ertrag einer freiwilligen Sammlung. In dieser Zeit schuf und bildete ich mir aus meinen musikalischen Jugendfreunden ein kleines Orchester, das ich dirigirte. Mochten unsere Leistungen immerhin nur sehr gering sein, so hatten wir doch unsere herzlichste Freude daran, und wir Alle waren mit Leib und Seele dabei.

Diese musikalischen Versammlungen besuchten auch einige junge Mädchen und unter ihnen eine Jüdin, Namens Johanna Cohn, die Tochter wohlhabender Eltern. Johanna spielte mit vieler Fertigkeit das Clavier und sang ganz allerliebst. Hinsichtlich ihrer Schönheit aber übertraf sie die anderen Mädchen alle. Dies fühlte Niemand so sehr wie ich. Ueberglücklich machte es mich, wenn sie für ein Solo mir lächelnd Beifall zunickte oder über ein mißlungenes

mich zu trösten suchte. Unsere gegenseitige Neigung blieb für die Anderen kein Geheimniß. Man fing an darüber zu witzeln und ließ es sogar an hämischen und spöttischen Bemerkungen nicht fehlen. Johanna ertrug sie stets mit großer Gelassenheit, und selbst die Sticheleien auf ihren Glauben. Als mir einmal die Geduld darüber ausging, sagte sie: „Laß sie reden, wissen sie doch nicht, daß jedes Kind seine Religion zunächst von den Eltern empfängt!“ Ich für meinen Theil konnte zwischen ihr und den christlichen Mädchen durchaus keinen Unterschied finden: besuchte sie doch wie jene die christliche Schule, und fehlte ihr wirklich Etwas zur Christin, so war es nur die Taufe und, um den Spöttern ähnlicher zu sein, ein wenig Häßlichkeit an Leib und Seele.

Im Ganzen lebte ich meine Knabenzeit ruhig und zufrieden ohne hervorstechende Momente. Nur ein paar Geschichten, eine heitere und eine ernste, will ich erzählen.

Ich pflegte in einer Kammer oberhalb unserer Wohnung meine musikalischen Exercitien zu machen und wurde sehr oft durch das Lärmen der Schulkinder gestört, die sich gewöhnlich nach dem Schlusse des Unterrichts noch lange Zeit unten im Hausflure herumtrieben. Eines Abends wurde der Spectakel aber so arg, daß ich hinunterlief und die Kinder dringend bat ruhig nach Hause zu gehen. Doch sie thaten es nicht und lachten mich obendrein noch aus. Gereizt, versuchte ich jetzt ein anderes Mittel sie fortzubringen: Ich nahm den großen in Holz geschnittenen Haubenkopf, welchen meine Schwester Pauline zum Putzmachen gebrauchte, setzte einen dreieckigen alten Filzhut darauf und befestigte an den Schultern desselben den schwarzen Grab-Mantel meines Vaters. In diesen Mantel kroch ich hinein, umhüllte mich mit ihm und hielt mit beiden Händen den Haubenkopf hoch empor. — So schlich ich sacht die Treppe hinunter bis zur letzten Stufe, wo ich regungslos stehen blieb. Bald hatten die Kinder mich gesehen. Aber mich sehen und auch gleich unter einem furchtbaren Schrei des Entsetzens zum Hause hinausstürzen war Eins. Einer derselben rief: „Der alte Cantor Beer!! er spukt, er spukt!!“

(Der Cantor Beer war erst vor kurzer Zeit gestorben.)

Diese Spuk-Geschichte ging in Löwenberg wie ein Lauffeuer

herum und er hielt viel Wahrscheinlichkeit durch das lebendige und übereinstimmende Erzählen der Kinder, die das Gespenst mit eigenen Augen gesehen hatten. Ja noch denselben Abend kamen der Bürgermeister Rasper und mehrere der Kirchen-Vorsteher zu meinem Vater, um sich von der Sache näher unterrichten zu lassen. Doch mein Vater konnte ihnen Nichts sagen; ebenso wenig that ich es. —

Mehr, als ich gewollt, hatte ich durch diesen Spaß erreicht. Lange Zeit gingen von jetzt an die Kinder mäuschenstill nach Hause.

Die ernste Geschichte begegnete mir kurz nach meiner Einsegnung. Eines Morgens trat der Gerichtsdiener in unser Zimmer und überreichte mir schriftlich eine amtliche Vorladung nach dem Rathhause. Meine Eltern, ich und die Schwestern sahen uns einander erschrocken an, ohne den Grund der Vorladung zu errathen, so viel wir uns auch Mühe gaben.

In einer wahren Seelen-Angst ging ich zur bestimmten Zeit auf das Rathhaus, wo mir von einem Justiz-Assessor Hoyol folgende Fragen, und zwar ohne mich in das Sach-Verhältniß irgendwie einzuweihen, zur Beantwortung vorgelegt wurden:

„Kennen Sie den Schneider Eifler und seinen Sohn?"

Ja.

„Haben Sie ihn und seinen Sohn heut vor 8 Tagen Morgens früh in der siebenten Stunde zum Burgthore hinausgehen sehen?"

Ja. —

„Sie sprachen mit dem Sohn?"

Ja, einige Augenblicke, worauf er seinem Vater nacheilte, der vorausgegangen war.

„Sahen oder bemerkten Sie, daß Vater oder Sohn Etwas offen oder versteckt trugen?"

Nein, Nichts sah ich.

Nach diesen Fragen äußerte der Justiz-Assessor so ganz obenhin: „Ich habe wohl nicht erst nöthig Ihnen die Bedeutung eines Schwurs ans Herz zu legen, da Sie erst vor Kurzem confirmirt worden sind. Heben Sie Ihre Finger, und sprechen Sie mir Folgendes nach."

Das Blut starrte mir in den Adern, und ganz mechanisch

that ich, was er verlangte. Hierauf konnte ich wieder nach Hause gehen. Einen unvergeßlich widrigen Eindruck hatte dieses Verfahren auf mein Gemüth gemacht. War es die geringe Heiligkeit des Ortes oder die leichtfertige Art und Weise, wie man mir den Schwur abnahm, ich weiß es nicht.

Später erfuhr ich das Sachverhältniß. Es handelte sich nämlich darum festzustellen, ob der Eifler, der als Raubschütz bekannt war, und der sich an einem Wald-Aufseher thätlich vergriffen hatte, mit oder ohne Gewehr an jenem Morgen ausgegangen sei, und das Letztere wurde durch meine eidliche Aussage zu seinem Glück und Vortheil erwiesen.

Im 15. Jahre verließ ich die öffentliche Schule und bekam Privat-Unterricht im Lateinischen, im Griechischen und in der Mathematik. Was an Zeit übrig blieb, verwendete ich auf die Musik. Im 16. Jahre schickte mich mein väterlicher Freund, der Superintendent Schroer, nach Breslau auf das Gymnasium St. Elisabeth, wo ich durch seine Vermittelung Inquilin oder Freischüler wurde. Der damalige Rector Etzler examinirte mich, und ich wurde Tertianer. Drei Stock hoch unter dem Dache des Gymnasiums (hier ist von dem alten, nicht von dem jetzigen neu erbauten, Gymnasium die Rede) war meine Wohnung. Sie bestand aus einer großen Stube, an welcher alle Inquilinen Theil hatten, und einer kleinen Zelle, meiner Schlafstätte. Stube und Zelle waren durch einen langen dunklen Corridor getrennt, an welchen eine Menge geheime Gemächer grenzten. Die Stube, an deren Decke und Wänden große Stücke Putz fehlten, enthielt eine lange Tafel, in welche sich von Alters her bis auf die Neuzeit wohl sämmtliche Inquilinen zu ewigem Angedenken mit Figuren, Namen oder Kernsprüchen eingeschnitten hatten, ferner zwei Bänke, einen colossalen Wasserkrug und ein gemeinschaftliches Trinkglas. Die Zelle, von einem kleinen Fenster schwach erhellt, gab die Aussicht auf das Dach der St. Elisabeth-Kirche und ihren hohen Thurm. Man hätte in dieser Höhe wenigstens reine Luft erwarten sollen, aber sie war durch die Nähe der geheimen Gemächer kaum zu ertragen. Zelle und Stube strotzten außerdem von Wanzen. Meine Mit-Inquilinen schienen das Unsaubere, Häßliche und Traurige der Wohnung gar nicht zu fühlen

oder waren daran gewöhnt: sie lebten heiter und vergnügt mit einander. Nur schwer konnte ich mich diesen jungen Leuten anschließen, deren Wesen und Manieren mir ganz fremd vorkamen, und die sich, als geborene Oberschlesier, bei ihrer Unterhaltung meist der polnischen Sprache bedienten. Die erste Zeit lebte ich für mich allein, verbarg mich in meine Zelle, wo ich zwar ungestört arbeiten konnte, mich aber um so verlassener fühlte. Doch dauerte es nicht lange, so gewann allmählich Alles ein freundlicheres Ansehen, ja ich suchte sogar die Gesellschaft meiner Mit-Inquilinen auf, die mir immer liebenswerther erschienen. Viel zu dieser Sinnes-Aenderung trug der Rector Etzler bei, der im Gymnasium wohnte und mich eines Abends beim Spielen überraschte. Er hieß mich weiter fortspielen und hörte aufmerksam zu. Am Ende sagte er: „Mein lieber Hanemann, hoffentlich gefallen Sie Sich bei uns! An die Ruhe und Stille, welche hier herrschen, die aber segensreich sind, werden Sie Sich bald gewöhnen. Lange ist hier keine Musik gehört worden! Treiben Sie sie ja weiter fort! Ich höre sie gern. Und welch ein Vortheil, wenn Kunst und Wissenschaft vereint gepflegt werden! Beide fördern sich gegenseitig und sind eine der anderen schönster Schmuck. — Seien Sie in beiden fleißig, und ich prophezeie Ihnen die glücklichste Zukunft.“ — Diese väterlich gesprochenen Worte thaten mir herzlich wohl und machten mir den Aufenthalt im Inquilinum um Vieles heimischer.

Ein ehemaliger Musik-Schüler meines Vaters, der Candidat Ernst Ueberschaer, jetziger Pastor in Wilhelmsdorf am Grädizberge in Schlesien, führte mich in zwei respectable Familien ein, in die Familie des Kaufmanns Härtel, wo er als Hofmeister fungirte, und in die des Polizei-Raths Neumann, wo er den Musik-Unterricht gab. Letztere Familie nahm sich meiner auf das freundlichste und wohlwollendste an, was ich wohl der Landsmannschaft der Frau Räthin verdankte, die eine geborne Lipner aus Löwenberg, älteste Tochter des Senators Lipner, war. Diese Familie that unendlich viel an mir. Sie empfahl mich vier anderen Familien, der des Geheimen-Raths Kr., der des Kaufmanns Werdermann, der des Schornsteinfegers Seeber und der Familie der Witwe Krakau. In jeder dieser Familien wirkte die Frau Landsmännin

für mich einen Freitisch aus, wie ich auch wöchentlich einen bei ihr erhielt.

So fehlte nur noch ein Tag, und ich hatte die ganze Woche besetzt. Und dieser eine wurde mir bald und obenein auf eine ganz besondere Weise zu Theil.

Als ich nämlich eines Mittags bei Frau Krakau eben zu Tische sitze, tritt ein Diener ins Zimmer, bringt Empfehlungen von einem Oelkaufmann Baudel und fragt die Frau Krakau, ob sie wohl die Güte haben wolle seiner Herrschaft einen ihrer jungen Gäste gefälligst abzutreten, weil sonst dreizehn bei ihr zu Tische säßen. – Frau Krakau antwortete lachend: „Warum denn nicht!? Welchen meiner Gäste wollen Sie denn haben?" Der Bote zeigte schweigend auf mich. Frau Krakau billigte seine Wahl und hieß mich sogleich ihm folgen. — Die Baudel'sche Familie und ihre Gäste nahmen mich mit großem Jubel auf und waren das ganze Mittagsmahl über höchst liebreich zu mir.

Als ich mich verabschiedete, fiel Frau Baudel mir ins Wort und sagte: „Lieber junger Freund! Sie brauchen nicht zu danken; Sie haben heute (in Bezug auf die Dreizehn) Einem von uns das Leben gerettet, und wir müssen Ihnen danken. Und damit wir es immer aufs neue thun können, so bitten wir Sie allwöchentlich einmal unser Gast zu sein.

Recht viele edle Menschen hatte ich in kurzer Zeit kennen gelernt; aber obenan stand die Familie des Geheimen-Rath Kr.: ihr gütiges Wohlwollen fand keine Grenzen. —

Bei einem Mittagsmahl sagte die Frau Geheime-Räthin zu mir: „Lieber Moritz! Ich hätte einen Vorschlag; vielleicht gefällt er Ihnen! Wie wäre es, wenn Sie Ihr häßliches Inquilinat mit einer besseren Wohnung vertauschten und zu uns zögen? Sie gehören dann zu unserer Familie und sollen es gewiß nicht zu bereuen haben. Nur Eins verlange ich und weiter Nichts: ich möchte gern, daß Sie meinen beiden Söhnen als ein Quasi-Hofmeister ein wenig zur Seite ständen!"

„Wollen Sie das?" Mit Freuden sagte ich: „Ja!"

Der Herr Geheime-Rath ging selbst zum Director des Gymnasiums und entband mich vom Inquilinat. Wer war glücklicher

als ich! — — Mit unbeschreiblicher Freude verließ ich meine Freistätte, das Inquilinum (es lag ein großer Undank darin, der auch hart bestraft wurde,) und zog in meine neue schöne Wohnung, selig froh, wie in den Himmel ein. In den ersten Tagen besprach und bedachte ich Nichts weiter als mein Glück, das mir so unerwartet, so verdient geworden! Meine Phantasie vergrößerte es wo möglich noch mehr, und schon träumte ich, daß mir die glänzendste Zukunft beschieden sei.

Der Rath und die Räthin nannten mich ihr Pflegekind, ihren dritten Sohn. Sie überschütteten mich mit Freundlichkeiten und Wohlthaten. Die Söhne, Edgard und Heinrich, hingen mir mit der kindlichsten Zärtlichkeit an und folgten ihrem jugendlichen Hofmeister aufs Wort. In den ersten acht Tagen ging Alles gut, und Nichts blieb mir zu wünschen übrig als die Fortdauer meines Glücks. Doch nur zu bald ging es zu Ende. Die Knaben zeigten eine so wilde Natur und waren so zügellos, wenn auch im Grunde gutmüthig, daß keine Strenge und noch viel weniger freundliches Zureden sie bändigen konnte. Was sollte, was konnte ich über sie vermögen bei meiner Jugend und Unerfahrenheit!? — Die Frau Räthin, die mir sonst einem Engel gleich geschienen, und die ich über Alles hoch verehrte, lernte ich auch bald in einem andern Lichte kennen.

Eines Abends kehre ich nach Hause zurück und höre auf der Treppe lauten Wortwechsel; ich gehe erschrocken näher und sehe durch den Glas-Corridor, wie mein Engel von Pflegemutter und eine fremde Frau sich einander aufs bedrohlichste gegenüber stehen. Der Zank wurde immer lauter und heftiger, ich zog mich zurück und wußte nicht, was ich thun sollte. Endlich gehe ich wieder vor, mache mich bemerkbar, ziehe die Klingel und wünsche mit einer sehr verlegenen halben Verbeugung: „Einen schönen guten Abend!“ Auf einen Dank hatte ich nicht gerechnet, ich bekam auch keinen, aber dafür die ausgesuchtesten Scheltworte mit dem ungerechten Vorwurfe, daß ich zu lange von ihren Söhnen weggeblieben sei.

Mit einem bösen, häßlichen Gesichte, so schön sie in Wahrheit sonst war, setzte die Räthin laut schreiend noch hinzu: „Glauben Sie nicht, daß Sie hier nur Ihr Absteige-Quartier haben;

steht Ihnen die Ordnung nicht an, so gehen Sie, wohin Sie wollen.“

Mit diesen Worten rannte sie, die Thür heftig zuschlagend, in ihr Zimmer. Ich stand wie entzaubert da, wischte mir den Schweiß von der Stirn und ging auf den Zehen nach meiner Stube. Den ganzen Abend vermochte ich wenig zu arbeiten, noch weniger zu musiciren, und die Nacht ging schlaflos dahin. Das häßliche Bild der Pflegemutter wollte nicht aus meiner Seele weichen. Am andern Morgen verlangte die Räthin die Schularbeiten zu sehen, die aber nach ihrer Meinung nicht gut genug waren. Nun ging das Schelten noch einmal los, und unter Prügeln jagte sie die Kinder zur Schule fort. Ich lief tief betrübt wie ein Leidtragender hinter ihnen her.

An diesem Tage erhielt ich vom Herrn Superintendent Schroer den ersten Brief, in welchem er mir schrieb: „Du hast nicht recht „gethan das Inquilinum zu verlassen, aus welchem schon so viele „tüchtige Männer hervorgegangen sind. Das Anerbieten der Fa„milie Nr. mag sein Verführerisches gehabt haben, aber Du hättest „doch wenigstens mich oder Deine Eltern um ihre Meinung befra„gen sollen. Die Sache ist nun nicht mehr zu redressiren, und „darum halte hübsch aus, so sauer Dir später auch der Apfel noch „schmecken dürfte, in welchen Du gebissen.“ Wie sauer und gallebitter er war, hatte ich bereits erfahren.

Die Zufriedenheit der Räthin mir zu erwerben, das galt mir jetzt als die Hauptaufgabe meines Lebens. Ich konnte sie nur annähernd erreichen, wenn ich mich aus allen Kräften anstrengte ihre Kinder zum Fleiße und zur Thätigkeit anzuregen. Aber so sehr ich mich auch bemühte, so wollte mir solches doch nur selten gelingen.

Für mein eigenes Studium blieb mir daher natürlich sehr wenig Zeit übrig, und selbst diese wenige konnte nicht viel nützen. Der ewige Aerger mit den ungezogenen, leichtsinnigen Kindern sowie die stete Angst vor der Mutter machte mich zu meinen eigenen Arbeiten so lässig, so unlustig, daß ich schon meinem Schöpfer dankte, wenn am Abend wenigstens die Schularbeiten der Kinder zur Noth fertig waren. — Ich wollte einmal für mich die Nacht

zu Hülfe nehmen. Aber dies wurde mir bald untersagt mit dem Bemerken, ich könnte über dem Arbeiten einschlafen und das Haus anzünden. Ich bildete mir ein, der wahre Grund des Verbotes sei die Erleuchtung, und kaufte mir Lichte für mein eigenes Geld. Aber das nahm man mir so übel, daß ich es nicht zum zweiten Male wagte. — Am frühen Morgen fleißig zu sein, lohnte auch nicht, denn ich hatte die Weisung meine Eleven aus den Betten zu treiben, sobald ich aufgestanden sei. Aber das kostete so viel Zeit, daß für mich keine übrig blieb.

So kam ich mit meinen eigenen Arbeiten in steten Rückstand und blieb ohne alle Aussicht je das Versäumte nachzuholen. Meine Lage wurde immer drückender, und ich verlor, da ich sie nicht ändern konnte, zuletzt allen Lebensmuth und mit ihm, was das Schlimmste war, die Lust und Liebe zum Studium.

Ach! wie beneidenswerth erschienen mir jetzt meine ehemaligen Mitinquilinen! Um alle Schätze der Welt, hätte ich sie zu vergeben gehabt, wäre ich zu ihnen zurückgekehrt.

Jetzt erst wußte ich zum ersten Male, was es heißt unglücklich sein. Manchmal ward mir bange vor mir selbst, und nur die Gottesfurcht, die Liebe zu den Meinen und das Violoncello schützten mich vor Verzweiflung.

Gedrückt, elend und erbärmlich wie meine Gemüthsstimmung war auch mein körperliches Befinden. Die ungewohnte reiche Kost konnte ich gar nicht vertragen. Der Wurm verursachte mir fast tägliches Erbrechen, ich hatte viel Kopfweh, und kein Mittel wollte helfen. Das viele Sitzen zu Hause verschlimmerte meinen Zustand noch mehr, und ich verfiel gänzlich der Hypochondrie, so jung ich auch war.

Die ersten Ferien nutzte ich zu einer Reise nach Löwenberg. Groß war meine Sehnsucht nach Eltern und Geschwistern, und wie freute ich mich sie befriedigen zu können! Aber leider wurde mir diese Freude sehr geschmälert. Ich mußte die beiden Knaben zur Gesellschaft mitnehmen. Dieser dreifache Besuch setzte meine Eltern schon wegen des Mangels an Platz und Betten in große Verlegenheit. Und welchen ewigen Aerger verursachte ihnen das tolle ungeundene Wesen dieser Knaben!

Als mich die Meinen nach einem halben Jahre jetzt zum ersten Male wiedersahen, fanden sie mich sehr verändert.

Am meisten sprach es die Mutter aus, die erschrocken ausrief: „Moritz! sage, was ist mit Dir vorgegangen?"

Obwohl ich den Eltern meine unglückliche Lage in der Familie Rr. zu verschweigen suchte, so verrieth ich sie doch schon genug, weil ich sie nicht loben mochte. Die Mutter gab sich alle Mühe mich zu einem Geständniß zu bringen. „Mein Sohn," sagte sie, als wir einmal allein waren, „Du hast Kummer. Geht es Dir nicht gut? Warum so ernst, so stumm?" — Ich konnte nicht antworten. — „Mein Sohn! vertraue Dich Deiner Mutter," fuhr sie fort und zog mich näher an sich. Indem ich mich von ihr loswand, sagte ich: „Mutter, laß mich, Du kannst mir nicht helfen, auch der Vater nicht; Niemand vermag es, wäre es auch wirklich so, wie Du glaubst!" Die Mutter fragte mich nie wieder; aber ich las in jedem ihrer Blicke den Kummer, den sie um mich fühlte.

Der Superintendent Schroer nahm mich in gleicher Absicht vor und brachte mich leichter zu einer Art von Geständniß. Spiegeltreu schilderte er mir meine Lage, treffender hätte ich sie aus dem eigenen Herzen nicht malen können. Alles mußte ich bejaen. Schließlich sagte er: „Mein lieber Moritz! Deine Lage ist allerdings fatal, doch nicht so schlimm, wie Du sie Dir vorstellst. Vielleicht, daß sie Dir noch später Segen bringt. Vor Allem aber nimm Dich in Acht, daß Du nicht durch einen dummen Streich eine Veränderung herbeiführst. Thu Deine Schuldigkeit, so viel Du kannst, und rechtfertige das Vertrauen, welches die Familie Rr. so ehrenvoll in Dich setzt. Im schlimmsten Falle bin ich ja auch noch da." Aufs mächtigste erhoben und stärkten mich diese väterlich gesprochenen Worte.

Die Ferien über trieb ich aufs fleißigste die Musik. Sie war meine einzige Erheiterung: hatte sie doch in dem verflossenen halben Jahre fast ganz geschwiegen.

Eines Abend fand sich ein kleiner Kreis musikalischer Freunde bei uns ein. Unter ihnen Johanna Cohn mit ihrer Mutter.

Sie traten während der Musik ins Zimmer. Johanna schien mir in dem halben Jahre, daß ich sie nicht gesehen, noch viel schöner geworden. Ich fühlte es so mächtig, daß ich mich sogleich, trotz aller Aufmerksamkeit, in den Noten verirrte, ohne mich wieder zurecht finden zu können. Das Musikstück mußte noch einmal beginnen. Johanna stellte sich links an meine Seite, vermuthlich, um mir das Notenblatt umzuwenden. Das Violincello hatte Solo und schloß mit einer Fermate, auf welche eine Cadenz folgte. Während des Haltens des Fermatentones sehe ich zu dem Mädchen hinauf und will ihr durch Blicke zu verstehen geben, daß jetzt etwas Besonderes kommen werde. Sie verstand mich aber nicht, schüttelte den Kopf und neigte sich fragend zu mir herunter. „Wünschen Sie Etwas, lieber Moritz?" sagte sie leise. Zeit zum antworten war nicht, denn so eben mußte die Cadenz beginnen. Ich fühlte ihre Wange heiß an der meinen, und blitzschnell überkam es mich sie zu küssen.

Johanna wich erschrocken zurück.

Ich spielte jetzt die Cadenz, aber blieb mitteninne stecken. Es trat eine drückende Stille ein, die nur von meinen Schwestern mit dem Rufe unterbrochen wurde: „Pfui! schämt Euch!" — Endlich half der Vater; er rief: „Vorwärts, Moritz! spiele weiter, und eile nicht so fürchterlich!"

Dieses Kuß-Attentat verursachte mir später noch viel Verdruß. Johanna's Eltern sprachen es bei einer Gelegenheit ganz unverhohlen gegen die Meinen aus, daß sie ihre Tochter gern taufen lassen wollten, wenn im Ernste eine dermaleinstige Verbindung mit mir in Aussicht käme. Auf meine Eltern wirkte diese Erklärung verschieden. Die Mutter ließ mich zum ersten Male ihren ganzen Zorn empfinden, der Vater dagegen lachte und nannte mich, so oft davon die Rede war, einen dummen Jungen nach dem andern. Ich glaube, dieser Spott brachte mich am meisten zur Besinnung!

Zuletzt suchte ich der Sache ein gutes Ende zu machen, wozu sich eine passende Gelegenheit darbot. Johanna schickte mir vor meiner Rückreise nach Breslau ihr Stammbuch mit der Bitte ihr einige Zeilen der Erinnerung zu weihen. Solches that ich und schrieb ihr in den Versen:

Verböte der Gärtner mir nicht
Ein Blümlein im Ausland zu pflücken,
Das pulchra Johanna sich nennet
Und so schön und so zart erglühet,
Ich würde es pflücken, lieben und küssen,
Bis ich und das Blümlein verblühet,

welch unübersteigbare Hindernisse unserer Neigung im Wege ständen, und wie hoffnungslos unser Lieben sei. — Leider hatte ein mir unbekannt gebliebener Spaßvogel den Sinn der Worte aufs ärgste entstellt, und zwar durch Ausradirung eines einzigen Buchstabens. Johanna's ältester Bruder, Joseph, mit dem ich befreundet war, gerieth darüber, trotz meiner Unschuldsbetheuerung, so in Harnisch, daß er mich mit den bittersten Vorwürfen überhäufte. Ja, er ging noch weiter und brachte die Geschichte, ohne alle Rücksicht gegen mich und seine Schwester, an die große Glocke. Sie verursachte unter den Leuten ein abscheuliches Gerede, das immer schlimmer mir zu Ohren kam. Trotz aller meiner Unschuld schämte ich mich tief und verwünschte zuletzt meine Liebe und die mir zum ersten Male aufgegangene poetische Ader, Gott weiß, wohin?!

Wenige Jahre später verheiratete sich Johanna mit einem jüdischen Kaufmann, mit welchem sie, schon Mutter vieler Kinder, die glücklichste Ehe führt.

Diesem für mich so ärgerlichen Ereignisse folgte bald ein anderes, aber ein sehr trauriges für uns Alle. Es begegnete der Mutter mit unsern jungen Gästen.

Die Knaben, immer außer Rand und Band, zankten und prügelten sich den ganzen Tag und endeten ihr Tagewerk noch mit einer Hauptprügelei in den Betten.

Eines Abends nahm hier der Streit eine so ernste Wendung, daß die Knaben sich wie Rasende anfielen. All mein Ermahnen wie die Mühe sie zu trennen war vergeblich. Da tritt unglücklicherweise die Mutter mit bittender Gebärde hinzu, und ehe sie noch ein paar begütigende Worte gesprochen, erhält sie von einem der Knaben einen so furchtbaren Fußstoß vor den Leib, daß sie vor Schmerz zurücktaumelt. Ohne irgend einen Vorwurf laut werden zu lassen, ging sie weinend zu Bett. Seit diesem Augenblick litt

die Mutter fortwährend an heftig-brennenden Schmerzen in der Seite; kein Mittel wollte helfen, und bald kamen wir durch den Ausspruch der Aerzte zu der traurigen Ueberzeugung, daß sie durch jenen Stoß eine Verletzung der Leber davongetragen hatte, die auch leider ihren frühen Tod herbeiführte.

Von Grund des Herzens dankte ich meinem Schöpfer, als die Ferien vorüber waren und ich die Meinen von diesen Unholden wieder befreien konnte.

In Breslau spät am Abend angelangt, revidirte sogleich die Räthin die Ferien-Arbeiten der Kinder. Leider ließen sie viel zu wünschen übrig. Da gab's harte Vorwürfe. — Bis spät in die Mitternacht mußte ich mit den Knaben aufbleiben, um die Arbeiten zu vollenden. Bei dem Frühstück wurde die Räthin noch heftiger und sagte: „Es ist eine Schande, wie wenig Sie Sich um die Kinder gekümmert haben. Sie sind doch nicht für rein gar Nichts da! Hätte ich das gewußt, so" — hier hielt sie ein und verschluckte das Uebrige. — „Ich bitte um Entschuldigung," entgegnete ich, „es war in Löwenberg durchaus unmöglich die Kinder zu Etwas anzuhalten. Den ganzen Tag ließen sie sich nicht sehen, trieben sich herum und kamen nur nach Hause, wenn sie essen oder trinken wollten. Noch ein Wunder, daß so viel von den Schularbeiten fertig geworden ist."

„Schweigen Sie," rief die Räthin, „das ist keine Entschuldigung." Hier rannte sie nach der anderen Stube, warf die Thür heftig zu und verschwand.

Eines Abends gab sie mir die Weisung ihre beiden Schwestern, Rosalie und Clementine, im heftigsten Regen nach Hause zu begleiten, wobei mir Folgendes begegnete:

Auf dem Rückwege, es war pechfinster geworden, höre ich mit einem Male lautes Gestöhn. Neugierig und erschrocken gehe ich darauf zu und sehe in der Nähe des Schweidnitzer Kellers ein Frauenzimmer im Rinnsteine liegen. Ich frage, ob ihr ein Unglück begegnet sei.

„Ach ja!" antwortete sie, „ich brach vor einem Jahre das Bein und heute muß ich wieder fallen." Die Frau that mir leid, sie schwamm fast im Wasser. Schnell fasse ich sie unter den Armen

und ziehe sie bis an die Thür des nächsten Hauses. Es war das Haus „zum Kelch" genannt. Hier läutete ich die erste beste Klingel, um weitere Hülfe zu suchen. Die Thür geht auf, ich trete ein und werde eine Treppe hoch gewiesen zu einem Stadt-Physikus Dr. Kruttge.

Wie freute mich der Zufall hier zugleich einen Arzt gefunden zu haben! In Schlafrock und Pantoffeln sprang dieser Herr sogleich mit mir die Treppe hinunter und seine Familie uns nach. Doch unten angekommen, welch eine Verlegenheit für mich! Niemand war zu sehen noch zu hören, das Frauenzimmer war verschwunden.

Argwöhnisch wurde ich von der Familie betrachtet, und je mehr sie in mich drang zu sprechen, um so weniger vermochte ich es. — Endlich kam ein Dienstmädchen, welches die wiederholten dringenden Fragen des Doctors hörte. Sie blieb stehen und bestätigte unaufgefordert meine Aussagen mit dem Bemerken, daß jenes Frauenzimmer wahrscheinlich eine schlaue Bettlerin gewesen sei. „So eben," setzte sie hinzu, „habe ich sie wie ein Reh davon laufen sehen."

Schmutzig und naß und um eine Erfahrung reicher ging ich nach Hause.

Allmählich gewann ich Eintritt in viele musikalische Familien und bekam auch einige Schüler auf der Flöte. So die Frau des Buchhalters Werdermann, eine sehr geschickte Flötistin, mit der ich duettiren konnte, ferner den Sohn des Major von Kalkstein und den Grafen von Wartensleben, der später als Justizrath in Berlin angestellt wurde.

Auch ein stehendes Quartett richtete sich ein unter Leitung des ersten Theater-Flötisten, Herrn Großpietsch, der eben so schön die erste Violine spielte. Diese Quartette waren mein höchstes Vergnügen, meine einzige Erholung, und ich gewann zugleich in Großpietsch einen ächten herzlichen Freund, der mir bis auf den heutigen Tag treu geblieben ist.

Ebenso sehr wünschte ich mir auch in einem Orchester mitzuwirken, wozu mir der Candidat Ueberschaer Gelegenheit verschaffte, und zwar in den sogenannten Studenten-Concerten in der

Aula Leopoldina. Hier hörte ich viel Schönes und Gutes und auch einmal wieder einen Virtuosen auf dem Violoncello, Namens Santo. Der ältliche Herr spielte ganz vortrefflich und erweckte in mir das brennendste Verlangen nach gutem Unterricht, um Aehnliches zu erlernen.

In allen meinen Briefen bat ich den Vater um einen Lehrer, der mir endlich in Taschenberg, einem sehr tüchtigen Violoncellisten am Breslauer Stadt-Theater, gewährt wurde. Doch schon nach 12 Stunden mußte der Unterricht wieder aufhören. Dem armen Vater war die Ausgabe dafür zu groß, er nannte sie gradezu eine unnöthige, da die Musik für mich nur Nebensache sein und bleiben solle. Dieser kurze Unterricht hatte dennoch mein Spiel wesentlich gefördert und meine Lust und Liebe für dieses herrliche Instrument aufs allerhöchste gesteigert. Jede freie Minute nutzte ich für das Violoncello und war um so ärgerlicher, wenn mir die im Ganzen doch nur wenige dazu vergönnte Zeit durch allerlei Aufträge der Räthin noch verkürzt wurde, deren Besorgung sich eher für einen Bedienten geschickt hätte als für mich.

So mußte ich einmal 12 bis 15 Personen zu Gaste laden. Leider aber hatte ich den Auftrag der Räthin entweder mißverstanden oder ihn wirklich falsch bekommen, genug anstatt daß die Gäste zu einem Abendbrot kommen sollten, erschienen sie alle zur Mittagszeit. Die Ueberraschung und die Verlegenheit, in welche sich die Räthin gebracht sah, war eine grenzenlose. Und wie wäre es mir ergangen, hätte sie die Zeit gehabt ihren Zorn, ihren Unmuth gegen mich loszulassen! Wohl versuchte sie es ein paar Mal, allein, so oft sie es that, ebenso oft klingelte es zu meiner Rettung, indem ein neuer Gast sich anmeldete! Ich ging ihr, so viel ich konnte, aus dem Wege und begab mich frühzeitig und ohne Mittagbrot zur Schule. Als ich gegen Abend zurückkehrte, waren sämmtliche Gäste fort und die Räthin wider Erwarten mäuschenstill, ja halbtodt vor Erschöpfung. Die Vorwürfe, die ich sicher erwartete, blieben aus. Vermuthlich gab sie sich allein die Schuld.

Im Uebrigen war die Räthin nach wie vor dieselbe. Vom Aufstehen bis zum Schlafengehen glich sie einem schweren Gewitter, das jeden Augenblick sich zu entladen drohte. Vielmal schlug es

täglich bei den Dienstboten ein, die kaum über 14 Tage aushielten, ebenso bei ihren Kindern, und nebenher auch bei deren Quasi-Hofmeister. Schweigen und ruhig ertragen war unser bester Blitzableiter.

Am schlimmsten aber erging es einem Mädchen, welches die Räthin als Pflegekind in ihr Haus genommen hatte. Es war die Bruderstochter ihres Mannes und eine Waise. An diesem ungefähr 10 Jahre alten Kinde kühlte die Räthin ihre ganze Laune und strafte sie für Vergehen, die kaum eines Wortes werth waren. Am Onkel, der sonst der edelste und beste Mensch war, fand die Arme wenig Schutz: er liebte seine Frau viel zu sehr, als daß er ihr hätte Unrecht geben mögen. Nach des Kindes Einsegnung schickte man sie als dienende Person unter fremde Leute, und ich habe nie erfahren können, was weiter aus ihr geworden ist.

Sollte man geneigt sein zu fragen: Besaß die Frau Räthin nicht auch ihre guten Seiten? so antworte ich von Grund des Herzens: Ja! Sie war mitleidig, barmherzig, aufopfernd und die ordentlichste und fleißigste Frau im Hause. Aber diese schönen Eigenschaften gingen bei ihrem heftigen Temperamente, bei ihrem Jähzorne und ihrer grenzenlosen Eigenwilligkeit fast gänzlich unter. Erst nach Jahren, nachdem das Unglück sie auf das härteste in die Schule genommen, wurde sie sanfter und ruhiger. Ihr Sohn Edgard war die Veranlassung dazu, indem er seinen Eltern den allerschwersten Kummer, den tiefsten Gram bereitete und ihr ganzes Lebensglück vernichtete.

Schon als Kind zeigte Edgard einen entschiedenen Hang Aufsehen zu machen, von sich reden zu lassen. Um diesen Preis führte er das Widersinnigste aus. Er war noch nicht 6 Jahr alt, so legte er bei einem Diner, welches sein Vater gab, jedem der Gäste heimlich unter die Serviette eine Stecknadel. Er stahl und machte Geschenke mit dem Gestohlenen. Er verfolgte stundenlang den Schinder, um ihm die Hunde zu verjagen. Auf einer kleinen Vergnügungsreise sprang er plötzlich vorn vom Kutschersitz herunter zwischen die Pferde hindurch und ließ so unter dem gräßlichsten Geschrei, womit er uns ängstigen wollte, den Wagen über sich weggehn. Unter lautem Lachen setzte er sich dann wieder auf. In

der Schule taugte er gar Nichts. Das Strafen der Lehrer nahm kein Ende, und man jagte ihn überall fort. Er wurde Soldat. Doch schon nach wenigen Wochen vergriff er sich an einem militärischen Feuerwerk, vor dem er als Posten stand, und kam dafür nach Magdeburg in die Straffection. Hier desertirte er nach Holland und nahm Dienste gegen das in Aufstand begriffene Belgien. Dort floh er abermals und ging nach Frankreich, wo er in die Fremden-Legion eintrat. In Algier am Arm verwundet, kehrte er als Invalide nach Paris zurück, aber kaum hergestellt, entwich er wieder und kam bis nach Braunschweig. Hier besuchte er eine Familie, die mit seinem Vater befreundet war, und bat sie um ein Darlehn. Man fragte ihn nach dem Zwecke seiner Reise, und er antwortete mit bitterer Ironie: „Bedauern Sie mich! Eine unglückselige Liebe, die mich zu meiner schönen Mutter erfaßt hat, treibt mich in der Welt rastlos umher."

Sein Vater wollte ihn hier festnehmen lassen, doch der schlaue Sohn errieth des Vaters Absicht und floh aufs neue nach Holland, wo er sich auf der Flotte anwerben ließ und nach Amerika schiffte.

Sein letzter Brief war kurz und sprach ungefähr Folgendes aus: „Genug des Kummers habe ich Euch, liebe Eltern, gemacht! Jetzt sollt Ihr nur Gutes oder gar Nichts mehr von mir hören." — Mit Letzterem hat er seit 1830 Wort gehalten, und es ist wohl anzunehmen, da er bis jetzt geschwiegen, daß er irgendwo den Tod gefunden.

Sein Bruder, Heinrich, von ruhigerem Temperamente, weicherem Gemüthe und guten Anlagen, ließ sich leichter erziehen. Er machte ungestört seine Schulen durch, studirte dann Medicin und ging später zum Kaufmanns-Stande über.

Fast zwei volle Jahre, die unglücklichsten meines Lebens, hatte ich bereits in dem Hause des Geheimen-Raths Kr. zugebracht, ohne die geringste Möglichkeit einer Aenderung meiner Lage zu ersehen. Mein Aufenthalt in Breslau wie der Besuch des Gymnasiums waren mir rein umsonst: unmöglich, daß ich unter solchen Umständen auch nur das Geringste lernen konnte. — Voll dieser Ueberzeugung und getrieben von einer immer größer werdenden Angst und Sorge um meine Zukunft, schrieb ich an meinen Gönner Schröer

und fragte ihn, ob es nicht gerathener sei der akademischen Laufbahn gänzlich zu entsagen als so ohne Zweck und Ziel dahin zu leben. Ich schlug ihm die Carriere des Musikers vor, für die ich mich entscheiden wolle, und wies ihn auf eine Aufforderung hin, welche vor geraumer Zeit von Seiten der Theater-Intendanz in Berlin an junge Leute ergangen war, die sich für die Königliche Kapelle auf Rechnung der Theater-Kasse ausbilden lassen wollten. Schröer antwortete sogleich, beruhigte mich auf die väterlichste Weise, hieß mich Geduld haben und that zunächst die nöthigen Schritte, um nähere Erkundigungen über jene Aufforderung einzuziehen.

In den Hundstagsferien besuchten mich meine gute Mutter und meine liebe Schwester Pauline, die einige Tage in Breslau verweilten. Sie fanden in allen den Familien, wo ich bekannt war, die freundlichste Aufnahme. Von hier aus machten Mutter und Schwester mit mir eine Reise nach Rawicz, wo der noch einzige Bruder meiner Mutter, der Stadt-Musikus Breibisch, wohnte. Er lebte als unverheirateter Herr bei einer uns verwandten Familie, Namens von Bienkowski. Das waren Festtage, die ich an der Seite meiner Verwandten zubrachte. Vom Morgen bis in die Nacht wurde musicirt. — Am Geburtstage des Königs veranstaltete der Onkel ein großes Concert, in welchem ich mich auf der Flöte und dem Violoncello hören ließ. Ein kleiner, aber komischer Unfall mußte mir dabei begegnen.

Eben in den Saal eingetreten und im Begriff dem versammelten Publicum mein Compliment zu machen gleite ich aus und lege mich der Länge nach auf den Boden. Man sprang mir hülfreich bei, und Mutter und Schwester, welche in der Mitte der Zuhörer saßen, hörte ich angstvoll rufen: „Ach! Herr Jesus! Moritz!“ Ich hatte keinen Schaden genommen, und mit gutem Glücke brachte ich meine Soli auf beiden Instrumenten zu Ende. Der Onkel beschenkte mich nach dem Concerte mit einer kostbaren Flöte und einer silbernen Taschen-Uhr. Ja, er stellte mir sogar eins seiner Violoncello's in Aussicht, wenn ich ihn wieder einmal besuchen würde.

Wenige Jahre später starb der Onkel Breibisch, und ich erhielt zwar ein Instrument, mußte es aber mit 20 Thalern einlösen, ei-

nem Preise, den es kaum werth war. Die Bienkowskische Familie aber verlangte dieses, obgleich wir zu ihren alleinigen Gunsten auf die gänzliche Erbschaft des Onkels verzichtet hatten. Diese Erfahrung gehört zu den vielen anderen häßlichen, die wir im Laufe der Zeit an allen unseren lieben zum Theil sehr wohlhabenden Verwandten machen mußten. Es sei ihnen aber von Herzen verziehen!

Jene Liebes-Beweise des Onkels Breibisch erfreuten mich zwar sehr, aber noch mehr that es seine Zufriedenheit. Denn der Onkel zählte zu den gediegensten Musikern seiner Zeit, war Componist und zugleich Virtuos auf der Violine wie auf dem Bassethorn. Ebenso geschickt reparirte er alte desolate Instrumente und besaß einen wahren Schatz an ächt italienischen Instrumenten.

Während meines Aufenthaltes in Rawicz gelüstete es mich einmal zu reiten. Das bekam mir aber schlecht. Mein Roß war ein altes Wagenpferd, das man nicht anders in den Trab bringen konnte, als wenn man es mit den Fingern in das Rückgrat kniff. Dieses Mittel hatte mir der Knecht empfohlen. — Ich that es redlich und gelangte glücklich bis vor das Thor. Hier aber scheute sich das Thier und warf mich sehr unsanft ab. Wenige Augenblicke nachher trat ein Bauer schimpfend und drohend an mich heran und verlangte, daß ich für den Schaden aufkomme, den der Gaul verursache. Dieser war nämlich tief in sein Getreidefeld gelaufen und wollte sich durchaus nicht fangen lassen. — Ich betheuerte, daß nicht ich, sondern die Mühle, an dem Unglück schuld sei. Doch der Bauer gab darauf Nichts, und verharrte fest bei seinem Verlangen. Rathlos stand ich da, umringt von vielen Neugierigen. Da endlich wird mir das Pferd gebracht. Man hilft mir sogleich eiligst hinauf und heißt mich das Weite suchen. Der Bauer wurde von den hinzugetretenen Leuten unter begütigenden Worten von mir entfernt gehalten. Im Sattel saß ich und trabte, den Gaul tüchtig in das Rückgrat kneifend, schleunigst davon. Wer war froher als ich! — Nie habe ich wieder ein Pferd bestiegen! — Nach wenigen Tagen reisten wir von Rawicz zurück. Mutter und Schwester nach Löwenberg und ich nach Breslau. — In einem Dorfe unweit der Stadt Trebnitz machte mein Fuhrmann Nacht-

quartier. Die Schenkstube unseres Wirthshauses war voller Gäste, lauter Polen. In ihrer eigenthümlichen Tracht, ihren rohen Leinewandkitteln und leinenen Hosen und mit den schwarzen breitkrempigen Hüten sahen sie einer wie der andere aus. Als ich am Tische Platz genommen, höre ich von draußen herein freudiges Lachen. Die Thür öffnet sich, und es treten mehrere Männer ein, die ein Violoncello tragen. Es war das meine. Sie kommen an mich heran und bitten mich durch allerlei Pantomimen, daß ich ihnen doch Etwas vorspielen möchte. Der Wirth, ein Deutscher, redete mir zu, und ich that, was sie verlangten. Nie habe ich ein aufmerksameres Publicum vor mir gehabt und nie ein dankbareres. Jeder brachte mir seinen Schnaps zum Zutrinken, und viele legten mir das Viertel, ja, die Hälfte einer gebratenen Gans auf den Tisch. Mein Violoncello trugen sie auf die subtilste Weise nach dem Wagen zurück, wo sie es hergeholt hatten. Nachdem ich mich satt gegessen, packte ich den übrigen geschenkten Proviant in Papier ein und legte ihn auf den breiten Sims der Decke, um ihn den andern Tag mit nach Breslau zu nehmen. Doch als ich am andern Morgen nachsah, war die Stelle leer und das Packet verschwunden.

Unsäglich schwer wurde mir die Rückreise nach Breslau. Einem, der schon einmal unschuldig auf der Festung gesessen und wiederum dahin znrück muß, kann nicht schlimmer zu Muthe sein, als es mir war. Je näher ich der Stadt kam, desto mehr graute mir davor. An die Möglichkeit einer endlichen Erlösung glaubte ich nicht mehr, und doch, wie nahe stand sie vor der Thür! —

In Breslau angelangt, ging ich unter lautem Herzklopfen nach der Wohnung des Geheimen-Raths Nr. Hier begegne ich zuerst den Schwestern der Frau Räthin. Wir begrüßen uns, und ich frage, was es Neues gebe. Da erhalte ich statt aller Antwort nur tiefe Seufzer und wehmüthiges Achselzucken. Ein Unglück, und ein großes, ahnend, gehe ich erschrocken näher bis nach dem Wohnzimmer, wo ich die ganze Familie bei einander fand. Sie saß da wie völlig verstört, mit niedergeschlagenen Augen, ganz stumm und still. Ich erschöpfe mich in Fragen und werde immer dringender, doch Niemand will mir Rede stehen. Da nimmt mich endlich der Geheime-Rath bei der Hand und führt mich in die Nebenstube. „Lieber

Moritz!" sprach er hier tief aufseufzend, „ehegestern ist uns ein großes Unglück zugestoßen! Ich schickte meine Söhne, wie Sie wissen, die Ferienzeit über auf die Güter des Herrn P. v. T.. Heinrich macht dort die Bekanntschaft des Jägers, der eben dabei ist seine Flinten zu putzen. Tags darauf nimmt Heinrich eine der Flinten, in der festen Ueberzeugung, daß sie nicht geladen, aus dem Schranke und geht damit neckend und drohend auf das Dienstmädchen los, welches in des Jägers Stube sich mit den Betten beschäftigte. Trotz des Ermahnens kann sie sich seiner nicht erwehren, er drückt los, und der volle Schuß fährt der Unglücklichen den Arm entlang bis zum Ellenbogen. Erzählen Sie, lieber Moritz, die Geschichte Jedermann, aber so treu, wie Sie dieselbe eben von mir gehört haben. Denn sicher wird es an Uebertreibungen nicht fehlen, obwohl sie ohnehin schon schrecklich genug ist. Was Heinrich betrifft, so muß er wie sein Bruder aus dem Hause. Ich werde sie in eine Erziehungs-Anstalt nach außerhalb geben. Dies aber wird große Opfer kosten, und ich werde mich aufs höchste einschränken müssen. Zunächst will ich eine kleinere Wohnung nehmen und nur ein Dienstmädchen halten. Können Sie in der neuen Wohnung mit placirt werden, so soll in Bezug auf Sie Alles beim Alten bleiben!" Hiermit entließ er mich. — Sogleich ging ich nach meinem Zimmer, um das eben Gehörte meinem Gönner Schröer zu schreiben und mir seinen Rath zu erbitten.

Bald folgte die Antwort. Sie lautete in der Hauptsache: „Mein lieber Moritz! Ich bin ganz damit einverstanden und billige es sehr, daß Sie Sich sobald wie möglich nach einer anderen Wohnung umsehen: es wäre unverschämt und zugleich undankbar, wenn Sie die Wohlthaten der Familie Nr. in demselben Grade unter so veränderten Verhältnissen weiter annehmen wollten, wie bisher geschehen. Freilich werden Sie es Sich schon gefallen lassen müssen etwas einfacher zu leben und weniger brillant zu wohnen. Aber das wird Ihnen nicht schaden! u. s. w." — Ich ließ das Schreiben den Herrn Rath selber lesen, der kein Wort dagegen einwendete. — Sogleich, da der Abgang der Kinder schon in den nächsten Tagen bevorstand, suchte ich nach einer Wohnung und fand auch bald eine für mich passende.

In Folge des erzählten Unglücks wurde ein Proceß zwischen dem Geheimen-Rath Rr. und dem Herrn P. v. T. angestrengt über die Frage, wer das zum Krüppel gewordene Mädchen zu erhalten habe? Das Gericht entschied zu Gunsten des Geheimen-Raths. Das Gesetz sagt nämlich: „Wer fremde Kinder bei sich aufnimmt über 24 Stunden, muß für jeden Schaden, den sie leiden oder veranlassen, einstehen.“

Der Abschied aus der Familie des Geheimen-Rathes Rr., welchen ich leider einer traurigen Veranlassung verdankte, war natürlich ein sehr ernster. Mutter und Kinder konnten nicht sprechen und ich eben so wenig. Als ich zuletzt die Hand des Herrn Rathes dankend ergriff, sagte er: „Lieber Moritz! Der Himmel geleite Sie! Sie bleiben, was Sie uns waren! Sie gehen nur aus unserem Hause, nicht aus unserem Herzen!“ — Und er sprach die Wahrheit. Sein und der Frau Räthin ganzes Wohlwollen blieb mir ungeschmälert, und ich sah Nichts weiter verloren als eben nur die freie Wohnung. —

Einige Tage später reisten die Knaben nach dem Orte ihrer neuen Bestimmung. Aber ihr Aufenthalt war dort leider nur von kurzer Dauer. Nach wenigen Monaten schickte sie der Director der Anstalt den Eltern zurück wegen zu großer und einstimmiger Klage der Lehrer.

Meine neue Wohnung hatte ich bei einem 78jährigen Mütterchen, einer Witwe Namens Rühl, gefunden. Sie bestand in einer großen zweifenstrigen Stube, die wir gemeinschaftlich inne hatten, und einer Kammer, in welcher ich schlief. Jedes von uns nahm ein Fenster der Stube zum Arbeiten ein. Die monatliche Miethe betrug 1 Thlr. 10 Sgr.

Auf das wohlthuendste empfand ich die Stille, die Ruhe, den goldenen Frieden, welche hier im Vergleich zur vorigen Wohnung herrschten; um zehntausend Centner erleichtert fühlte ich meine Brust. — Frische, neue Lebens-Hoffnungen erwachten in mir, ich war Herr meiner ganzen freien Zeit, Herr meines Willens. Ich arbeitete wieder mit reger Lust, von Niemandem gestört, und betete mit gläubigem Vertrauen wieder zu meinem Gott. Mein körperliches Befinden wurde ein besseres, und ich sah sogar auf Augen-

blicke den jugendlichen Frohsinn, den Uebermuth wieder bei mir einkehren, der sich so lange fern von mir gehalten hatte.

Frau Rühl war in ihrem Wesen leidlich, aber die erste Zeit nicht gut zu sprechen, wenn ich das Cello vornahm. So oft ich es that, zog sie ihre Sammtkappe über die Ohren, schob den Stuhl vor die große Wanduhr und zählte die Minuten bis zum Ende der einen Stunde, die sie mir täglich zu spielen erlaubte. War diese vorüber, so schrie sie: „Nun hören Sie auf, morgen ist wieder ein Tag!" Späterhin jedoch gewöhnte die Frau sich noch so an das Instrument, daß sie es gern hörte, ja danach verlangte und mich einst mit einem schönen Rosinen-Kuchen belohnte. Dies wollte viel sagen; denn sie war über die Maßen geizig. Alte Fäden Seide, aus Kleidern ausgezogen, mußte ich für neue bezahlen. Von Hause geschicktes Obst, das ich mit ihr getheilt hatte, verkaufte sie mir und that, als ob sie es eben vom Markte geholt habe. Frau Rühl, welche wohlhabend war, kannte kein anderes Vergnügen als zu sparen, zu beten, zu schnupfen und mit ihrer Katze schön zu thun.

In einer ganz ungewöhnlichen Laune schenkte sie mir einen kleinen Spiegel, den ich in meiner offenen Lade aufbewahrt hielt. Kurz darauf schlug sie mir meine Violine entzwei, welche sie aus Versehen vom Tische geworfen. Ich ließ sie wieder in Stand setzen und bat die Frau für die Reparatur-Kosten aufzukommen. Sie aber wollte davon nichts wissen. Des mündlichen erfolglosen Mahnens müde, schrieb ich nun die Rechnung des Instrumentenmachers auf die an der Thür hangende Tafel, auf welcher sie die kleinsten ihrer Auslagen für mich mit der größten Genauigkeit zu notiren pflegte. Als sie hier meine Rechnung fand, löschte sie dieselbe bitterböse aus. Doch ich schrieb sie wieder und immer wieder, bis sie einsah, daß das Auslöschen ihr nichts half. — So mochten wir wohl, ohne ein einziges böses Wort mit einander zu wechseln, uns acht Tage herumgestritten haben, ehe sie sich bequemte zu bezahlen. Dafür nahm sie mir aber heimlich jenen geschenkten Spiegel wieder weg.

Ihre Katze herzte, küßte und kämmte sie den ganzen Tag und nahm sie regelmäßig mit zu Bett. Ihr Liebling hatte die Gewohnheit Einen alle Augenblicke anzuspringen.

Darüber verdrießlich, halte ich sie einmal fest und reibe ihr hinter dem Rücken der Alten die Schnauze mit dem dicken Grunde des Tintenfasses tüchtig ein, gebe ihr einen Klaps und lasse sie laufen. Mit einem Sprunge saß sie auf dem Schoße der Alten, schmeichelte sich klagend an ihrem Kopfe in die Höhe und wischte ihr die ganze Tinte ins Gesicht. Die Frau sah, nachdem die Tinte blau eingetrocknet war, erschrecklich aus nnd wunderte sich nicht wenig, als sie zufällig vor den Spiegel kam. Von der Katze erhielt sie keinen Anfschluß, da diese sich schon längst wieder rein gewaschen hatte. Ebenso wenig von mir.

Nicht minder gelang mir ein Spaß mit ihrer Schnupftabaksdose. Der Geheime-Rath Kr., welchem ich erzählte, wie sehr mich in der Nacht das Dosen-Gequitsche störe, wenn die Frau Prisen nehme, gab mir ein Fläschchen mit Gichtwasser, das er zu brauchen pflegte und das sehr übel roch, und hieß mich dasselbe in ihre Dose gießen. — Gleich bei der ersten Prise stutzte sie gewaltig und dachte lange verwundert nach.

Schweigend wusch sie sich die Finger und versuchte es mit einer neuen Prise. „Aber was Geier, ist denn das?“ schreit sie. Sie ruft die Aufwärterin und läßt sie schnupfen. Diese gebärdet sich wie eine Unsinnige. „Den Augenblick gehe sie zum Kaufmann,“ befiehlt sie höchst erzürnt der Frau, „und frage sie ihn, ob er toll geworden, mir solches verwünschtes Zeug zu schicken. Da!“ setzte sie hinzu, „nehme sie die Dose mit und lasse sie den Kaufmann selber riechen!“ Die Frau ging und kam mit folgendem Bescheid zurück:

„Frau Rühl habe nur immer vom billigsten Tabak ihren Bedarf genommen, billigeren gäbe es überhaupt nicht; daß aber dieser Tabak so übel rieche, sei ihm selbst räthselhaft, rieche er doch, als habe eine Katze ihr Wasser hinein gelassen.“

Frau Rühl hielt dies für möglich und beruhigte sich vollkommen damit, um so mehr, als ihr Liebling den Schaden angerichtet haben sollte. Dieser Schaden war sicher ein Unrecht von mir, und fast könnte ich eine kleine Strafe darin erblicken, daß ich ein ebenso leidenschaftlicher Schnupfer geworden bin wie Frau Rühl.

Eines Abends war sie etwas unwohl und ungewöhnlich feier=

lich gestimmt. Sie bittet mich ihr ein Lied vorzulesen, welches sie sich gewählt und welches dermaleinst an ihrem Grabe gesungen werden solle. Recht gern erkläre ich mich bereit dazu. Sie selbst schlägt es im Gesangbuche auf, reicht es mir hin und faltet die Hände, um ganz Andacht zu sein. — Ich fange an, aber lese in meiner Zerstreutheit den oben stehenden Melodie-Text mit, nach welchem das Lied zu singen ist und der ominös genug lautete, nämlich: „Nun danket alle Gott!“ „Halt!“ rief Frau Rühl bitterböse, „was Geier, lesen Sie denn? Das gehört ja gar nicht zum Liede!“ Ich versprach den Fehler gut zu machen und wollte noch einmal beginnen, aber es ging nicht, ich konnte den dazu nöthigen Ernst nicht finden. Darüber noch mehr aufgebracht, riß sie mir das Buch aus der Hand, stand auf und ging, ohne mir eine gute Nacht zu wünschen, zu Bett. Nur langsam konnte sie mir das Versehen vergeben und vergessen.

Etwas über ein Jahr wohnte ich bei Frau Rühl, wo ich nur schöne Tage verlebte, und zog, um meiner Liebe zur Musik noch größeren Spielraum zu gewähren, zu einem meiner musikalischen Freunde, Namens August Frank, in das Haus seiner Eltern. August's Vater war Regierungs-Calculator und ein durch und durch musikalischer Herr. Er blies ganz vortrefflich die Oboe und spielte ebenso wacker die Violine.

Nach Herzenslust spielten wir fast täglich Duos, Trios und Quartette. Auch erhielt ich durch den Herrn Calculator freien Zutritt in alle großen Concerte, die er mit seinem Talente unterstützte. Am erfreulichsten aber war mir der Antrag meines gewesenen Lehrers Taschenberg ihn ab und zu im Theater-Orchester zu vertreten. Das Alles kostete zwar viel Zeit und ging auf Rechnung der Schul-Arbeiten; aber es machte mir klar, wozu ich taugte. Doch wie sollte ich meinem Vater, der die Musik als Brod-Erwerb haßte, einreden, daß dieser Beruf der einzig beste für mich sei? Nach vielem Ueberlegen beschloß ich in den nächsten Osterferien nach Hause zu reisen und dem Vater meinen heißesten Wunsch Musiker von Fach zu werden ans Herz zu legen. Am meisten hoffte ich auf ihn einzuwirken mit den sichtbaren Fortschritten, die ich in der jüngsten Zeit in der Musik gemacht hatte.

Doch ehe ich diese Reise unternahm, traf mich ein harter Schlag. — Meine theure, unvergeßliche Schwester Ernestine war den 17. März 1827 in Folge eines Brustleidens im noch nicht vollendenten siebzehnten Jahre gestorben. Diesen Verlust glaubte ich nicht zu überleben, obwohl der Schwester Geschick im Vergleich zu dem meinigen mir noch beneidenswerth erschien. Niemals von großen Wünschen für dieses Leben erfüllt noch von irgend einer Hoffnung betrogen, ward sie durch den Tod wie durch einen Liebesboten aus einer lieben Heimat in die andere geführt.

Gegen Abend erreichte ich meine Vaterstadt, stieg vor dem Thore aus der Post und ging direct nach dem Kirchhof, um meine theure Schwester Ernestine zuerst zu besuchen. Doch wie ihre Ruhestätte unter den vielen neuen Gräbern herausfinden?! Schon wollte ich umkehren. Da höre ich plötzlich mit lauter und bekannter Stimme meinen Namen rufen. — Ich blicke auf und sehe auf der Anhöhe des Kirchhofs zwei in tiefe Trauer gekleidete Personen stehen, von welchen die eine in schnellem Laufe auf mich zueilt. — Es war meine Schwester Pauline. — „Moritz! Moritz!" rief sie, „ach Moritz! Komm! Komm! Oben am Grabe der Ernestine steht die Mutter; sie will's, sie kann's nicht glauben, daß Du es bist!" Rasch flog ich hinauf, und bald hielt ich meine arme, der Ohnmacht nahe Mutter in meinen Armen. Nur Thränen waren unsere Begrüßung, und diese versiegten nicht eher, als bis wir den Kirchhof verlassen hatten. Zu Hause fanden wir den Vater und die Schwester Bertha, die sprachlos vor Erstaunen waren, als sie uns erblickten und hörten, daß wir uns auf dem Kirchhofe zusammengefunden. — Lange Zeit dauerte es, ehe die Trauer um die theure Schwester einem anderen Gefühle Platz machte. Die einzige Zerstreuung gewährte uns die Musik, die auch fast ausschließlich die einzige Beschäftigung die ganze Ferien über blieb.

Wie ich es gehofft und gewünscht, so sprach der Vater seine vollkommene Zufriedenheit über meine musikalischen Fortschritte aus. Ein Gleiches thaten mein Gönner Schroer und meine früheren Lehrer, der Proconsul Schulz und der Cantor Keul.

Am meisten Gewicht aber legte ich auf das beifällige Urtheil eines Dilettanten, des Doctor Pohl, eines begeisterten Verehrers

der Musik und eines ausgezeichneten Violin-Virtuosen. Er sagte nach Beendigung einer ihm vorgespielten Solopiece: „An Ihrer Stelle, lieber Moritz, triebe ich nichts Anderes als nur Musik. Jetzt wäre es noch Zeit, wenn auch die höchste, sich ihr mit Erfolg zu widmen. Glauben Sie mir," setzte er hinzu, „der Künstlerstand ist und bleibt der einzig schönste, und auch dann noch, wenn Einer darin hungern müßte. Ich wollte lieber Alles entbehren, aber Künstler sein, als in den brillantesten Verhältnissen ohne Musik das Leben hinbringen." Lachend bemerkte er noch: „Mich hat nur ein dummer Zufall zum Doctor gemacht, und ginge es nach mir, so schrieb' ich am liebsten meine Recepte mit dem Bogen und curirte alle meine Patienten mit Musik!"

Im Laufe der Zeit bildete sich zwischen uns das innigste, trauteste Freundschaftsverhältniß, und es blieb bis zu seinem Tode ungetrübt. Alle meine Urlaube, welche ich nur bei meiner Familie in Löwenberg zubrachte, verlebte ich meist an seiner Seite. Wir waren in Wahrheit ein Herz und eine Seele. Möge sein letzter Brief, auf dem Sterbebette geschrieben, davon Zeugniß geben.

„Geliebter Freund!

Du feierst morgen Dein 25-jähriges Dienstjubiläum. Ueber einen so langen Zeitraum, den man durchlacht und durchweint, der mit den schönsten Hoffnungen ausgestattet, hinwegzublicken und sich sagen zu können, Du hast diesen Weg ohne zu straucheln zurückgelegt, begleitet von des Himmels Beifall, ist wichtig, erhebend, großartig. Eine solche Rückschau feierst Du morgen, und Du kannst sie mit Freuden feiern. Meine Freundschaft und Liebe begleiten Dich morgen den ganzen Tag über, während der matte, abgezehrte Körper hier auf dem Krankenbette liegt. Von diesem aus schreibe ich die Zeilen und habe Zeit mich des langen Zeitraums unserer innigen ungetrübten Freundschaft zu erinnern. Gebe Dir Gott ruhige, freundliche, glückliche zweite 25 Jahre: ich werde jenseits auf Dich warten. — Ich werde matt und muß schließen. Mit unvergänglicher Freundschaft und Liebe

Dein

Pohl.

Löwenberg, den 27. März 1855."

Viel, unendlich viel verlor ich an diesem edlen Manne und kann ihn noch heute nicht verschmerzen. Höchst liebenswürdig im Umgang, redlich und treu in seinem Amte, stets froh gelaunt, freundlich und wohlwollend gegen Jedermann, ein Arzt ohne alle Charlatanerie, uneigennützig, ja aufopfernd gegen die Armen, in allen seinem Thun originell und ein Musiker, ein Künstler, wie ihn die Dilettanten-Welt kaum zum zweiten Male antrifft, so gereichte dieser Mann seiner Vaterstadt Löwenberg zur größten Ehre.

Gegen Ende der Ferien forderte der Vater mich zu einem weiten Spaziergang nach dem sogenannten Vorwerks-Busche auf. Mancherlei besprachen wir, doch der Hauptgegenstand unserer Unterhaltung war die Wahl meines künftigen Lebensberufes. „Magst Du werden, was Du willst, mein Sohn," sagte der Vater, „nur werde in Deinem Fache etwas Ordentliches. Jeder Beruf ist mir recht, nur nicht der des Musikus von Profession. Den erlaube ich Dir nicht. Der Musikus von Fach lebt meistens aus der Hand in den Mund, führt ein unruhiges, nicht selten ein wüstes Leben und muß im Alter darben. Aus diesem Grunde schlug ich auch, als ich vom Militär abging, den mir angebotenen, sehr einträglichen Stadt-Musikus-Posten in Liegnitz aus und nahm dafür lieber den weniger rentablen, aber ruhigen Küster-Posten in Löwenberg an. Ja! könntest Du Mitglied in irgend einer Kapelle werden, so ließe ich mir den Musikus schon eher gefallen. Ein solcher hat, wenn auch kein reiches, so doch wenigstens ein sicheres Brod mit der Aussicht auf Pension und nimmt eine Art von Stellung ein. Wie Du weißt, so hat Schröer bei seinen Berliner Freunden sich mehrfach erkundigt nach den Wegen, welche in die Berliner Königliche Kapelle führen könnten. Aber keinen können wir einschlagen, weil sie alle für unsere schwachen Mittel zu kostbar sind.

Oder glaubst Du auf irgend eine Unterstützung eines unserer lieben Verwandten rechnen zu dürfen? Etwa auf den reichen Vetter in Zittau, der nur ein Herz für Fremde hat? Oder auf den in ewigen Processen verwickelten und sich ruinirenden Vetter in Rawicz, oder auf den selbst bedürftigen Vetter, Stadt-Musikus Breibisch? Oder wohl gar auf die Jenenser Verwandten, die mich um mein Erbtheil betrogen haben? Auf diese hoffe ja nicht! Am wenig-

sten aber rechne auf Deine Vaterstadt. Ihr liebloses, ja undankbares Benehmen, wie wir es in jüngster Zeit erfahren, kann Dich daran nicht denken lassen!"

„Was ist das für eine Erfahrung?" fragte ich den Vater.

„So wisse, mein Sohn, daß der Magistrat jene monatliche Unterstützung von einem Thaler, welche Du als Gymnasiast acht Monate hindurch genossen, unweigerlich zurückverlangt hat. Der Bürgermeister schrieb mir: es seien zu bittere Klagen erhoben worden, daß Dir, einem Beamtenkinde, der Bestimmung entgegen, eine solche Vergünstigung zu Theil geworden sei."

„Aber Vater! Das ist doch zu arg, eine genossene Unterstützung zurückzuverlangen!"

„Freilich wohl," erwiederte er, „und um so ärger, als es nichts half, daß ein Magistrats-Mitglied den Einwurf laut im Collegium aussprach, daß ein solches Verlangen ungerecht und inhuman sei, gegen eine Familie, in der Vater und Kinder auf das bereitwilligste stets jede Kirchen-Musik und alle Concerte unentgeltlich unterstützt hätten.

Lassen wir diese Erfahrung fallen. Wenigstens lehrt sie Dich, daß Du auch von dieser Seite keine Hülfe zu hoffen hast.

Und doch wünschte ich von Grund des Herzens, wir kämen mit der Wahl Deines künftigen Lebens-Berufes sobald wie möglich ins Reine. Die Zeit drängt, denn mit großer Sorge blicke ich auf den Mann, der jeder Zeit Rath und Hülfe wußte. Ich meine den Superintendenten Schröer. Seit längerer Zeit, wie Du weißt, kränkelt er, sein Athem wird schwer, und seine Füße schwellen an. Sein Zustand deutet auf Wassersucht. Sage! was sollen wir ohne ihn anfangen oder zu Ende bringen? — Morgen, mein Sohn, kehrst Du nach Breslau zurück. Sei fleißig, und bitte Gott, daß er Schröer's in Berlin bereits für Dich gethane Schritte mit einem baldigen und glücklichen Erfolge segnen möge!"

Nur wenige Wochen war ich wieder in Breslau, als ein Schreiben von Schröer kam. Er theilte mir mit, daß er sich an den Feld-Marschall, Grafen Gneisenau im Namen meines Vaters brieflich gewandt und ihn um die Gnade ersucht habe für mich bei dem Königlichen General-Intendanten Grafen von Brühl freien Un-

terricht auf dem Violoncello auszuwirken. Schröer schloß seinen Brief an mich: „Seien Sie guten Muthes, verzagen Sie nicht! Hoffentlich wird der Herr Graf bald antworten.“ — Aber Monate vergingen, und es kam keine Antwort.

Aufs höchste mißmüthig reiste ich in den Hundstagen wieder nach Hause. Hier verlebte ich einen Tag nach dem andern, wie ein Erblindeter, der weder seinen Weg noch sein Ziel kennt. Die Eltern und die Schwestern theilten natürlich diese trübe Stimmung, nur Schröer nicht; er blieb guten Muthes und froher Hoffnung für mich.

Eines Morgens besuchte er uns und erzählte freudigst, daß der Graf Gneisenau auf seinem Gute Erdmannsdorf angelangt sei, wo er einige Zeit verweilen werde.

„Lieber Moritz!“ sagte er dringend, „reisen Sie noch heute zu ihm, und suchen Sie eine Audienz beim Herrn Grafen zu bekommen, müßten Sie auch einen oder zwei Tage in Erdmansdorf verweilen. Sein Gut liegt ungefähr 5 Meilen von hier. Ich werde Ihnen im Namen Ihres Herrn Vaters einen Brief an den hohen Herrn mitgeben. Denselben überreichen Sie dem ersten besten Diener des Grafen, der Ihnen grade begegnet, und warten Sie dann das Kommende ruhig ab. Und läßt der Herr Graf Sie vor, so sprechen Sie unbefangen, wie es Ihnen ums Herz ist.“

Noch an demselben Morgen unternahm ich die Reise, vom schönsten Wetter begünstigt. Es war eine paradiesische Reise durch alle die vielen schönen und wohlhabenden Dörfer; überall sah ich nur frohe Menschen. Als ich aber das gräfliche Schloß erblickte, da ward mir doch recht bange! Je näher ich demselben kam, um so verzagter wurde ich. Noch nie hatte ich vor einem so hohen Mann gestanden. —

Der Herr Graf war auf seinem Schlosse. Ich gab meinen Brief ab und ward vorgelassen.

Mit der wohlwollendsten Freundlichkeit kam mir der Herr Graf im großen Saal entgegen, ließ mich gar nicht erst zu Worte kommen, sondern sagte liebreichst: „Ihr Herr Vater soll gleich Bescheid auf seine Briefe erhalten, sobald ich wieder nach Berlin zurückgekehrt sein werde.“ Hierauf hieß er mich Platz nehmen und befahl

dem Kammerdiener mir Kaffe und Kuchen zu bringen. Er selbst, der hohe Herr, nöthigte mich zum fleißigen Zulangen und spazierte, während ich es mir schmecken ließ, im Saale auf und ab. Er that viele Fragen in Bezug auf meine musikalische Carriere, die eine freundliche Theilnahme an meinem Geschick bekundeten. — Ich antwortete, so viel die Scheu mir nur irgend gestattete. Mit größter Achtung sprach er von meinem Vater und meiner Mutter sowie von den Eltern der Mutter, die er auch gekannt hatte. Speciell erkundigte er sich nach einer Witwe Müller, bei welcher er früher in Löwenberg als Lieutenant viele Jahre im Quartier gelegen. Seine Verehrung für diese Frau war allgemein bekannt. So oft er durch das Städtchen reiste, besuchte er sie und immer auf ein volles Stündchen. An der Post stieg er gewöhnlich ab und ging sofort zu ihr. Er nahm auf einem bestimmten Stuhle bei ihr Platz, den er sich stets ausbat; es war nämlich der, auf welchem er einst als Lieutenant gesessen, wenn er seine mathematischen Arbeiten machte. „Diesen Arbeiten," pflegte er oft zu sagen, „verdanke ich den Feld-Marschall."

Die treue Freundschaft des Grafen war der hochbetagten Frau größter Stolz; ihr Gesicht glänzte vor innigster Freude, wenn sie nur seinen Namen hörte. Frau Müller zählte keineswegs zu den Wohlhabenden, hatte aber von dem Grafen in der langen Zeit ihrer Bekanntschaft kein anderes Geschenk annehmen mögen als nur sein Bildniß. —

Die Audienz war zu Ende, und huldreichst, wie mich der Herr Graf aufgenommen, ward ich entlassen. —

Pfeilschnell flog ich zu meiner Mutter, die mich herbegleitet hatte und in einer dem Schlosse nah gelegenen Scheune auf mich wartete. Kaum, daß ich mein Glück ihr erzählen konnte, das Herz wollte mir vor Freude zerspringen. — Wir mußten bis zu unserem Wirthshause vorher noch einen langen Fußweg gehen. — Unterwegs rauschten ein paar Equipagen an uns vorüber; in der einen stand ein großer Herr auf, welcher meiner Mutter wiederholt herzlich grüßende Verbeugungen machte, — es war der Feldmarschall Graf von Gneisenau. —

Mit freudestrahlenden, glücklichen Gesichtern kamen wir nach

Hause. Vater und Schwestern umringten uns voll Neugier und bestürmten uns mit tausend Fragen. Sogleich ging's ans Erzählen. Die Meinen konnten nicht genug hören, und Vieles mußte ich mehr als einmal erzählen. — Bald erschien auch Schröer; er kam, so krank, so schwach, wie er war. —

„Gott Lob!" sagte er, „daß dieser Schritt geglückt ist! Jetzt, lieber Moritz, kehren Sie nach Breslau zurück, und erwarten Sie dort die Antwort Ihres hohen Gönners! Treiben Sie von heut an Nichts weiter als Ihre Musik, um bestmöglich vorbereitet nach Berlin zu kommen, wenn Sie noch dahin gerufen werden sollten." Diese Worte waren Schröer's letzte, welche er mündlich zu mir sprach. —

Nach wenigen Tagen befand ich mich wieder in Breslau. Vom Morgen bis zur Mitternacht wurde nun Musik studirt. Ich nahm bei einem Lehrer Büttner noch theoretischen Unterricht und besuchte fleißig Herrn Taschenberg, bei dem ich mir jeglichen Rath für mein Violoncello-Spiel einholen durfte.

Nie sah ich meine Ungeduld auf eine härtere und längere Probe gestellt als in dieser Zeit. Mit der heißesten Sehnsucht erwartete ich Tag und Nacht die versprochene Antwort des Herrn Grafen. Aber immer umsonst!

Ein volles halbes Jahr verging, ehe sie kam.

Aber sie kam und war eine um so erfreulichere! Meine Schwester Bertha überbrachte mir selbst das hochwichtige Schreiben. In der strengsten Kälte, den 2. Februar 1828, reiste sie nach Breslau. Eben musicirte ich mit einigen Freunden, als sie mit emporgehaltenem Briefe und mit dem Rufe zur Thür herein trat: „Moritz! lieber Moritz, hier! hier! Ein Brief vom Grafen von Gneisenau; er ist gut!" —

In einer wahren Fieber-Gluth überflog ich das Schreiben und las es immer wieder aufs neue durch. —

Lange dauerte es, ehe ich die Ruhe gewann es meinen Freunden mitzutheilen, so sehr sie auch danach verlangten. Es lautete:

„Mein lieber Hanemann

Auf meine für Ihren Sohn bei dem Königlichen General-Intendanten der Königlichen Schauspiele eingelegte Verwendung ist

dieser Herr Willens Ihren Sohn durch einen guten Meister im Violoncello ausbilden zu lassen, wofern er die Hierherreise bestreiten kann und einige Jahre hindurch sich selbst unterhalten will, und zwar ohne Zuschuß von Seiten der Theaterkasse. Macht dann Ihr Sohn gute Fortschritte im Violoncello=Spiel, so ist ihm die Hoffnung eröffnet in der Königlichen Kapelle angestellt zu werden. Ueberlegen Sie dieses reiflich, und erwägen Sie, ob es Ihnen nicht zu schwer werden möge so große Opfer zu bringen, als Ihnen hierbei bevorstehen, wodurch Sie freilich Ihrem Sohne vielleicht ein sicheres Auskommen zu verschaffen vermögen.

Mit dem Wunsch, daß Sie einen glücklichen Entschluß fassen mögen,

verbleibe ich

Ihr ergebener

Gr. v. Gneisenau, F.=M.

Berlin, den 29. Jannar 1828."

Meine Freude über diesen Brief war eine grenzenlose; aber sie erhielt bald einen gewaltigen Dämpfer.

Bertha brachte zugleich schlimme, sehr schlimme Nachricht von Schröer's Befinden mit. „Er ist," sagte sie, „bereits von den Aerzten aufgegeben und kann nur noch wenige Tage leben. Er läßt Dich grüßen und Dir Heil und Segen wünschen." Am 19. Februar nahm ihn der Himmel zu Sich.

Schlimmeres konnte mich nicht treffen! Grade jetzt, wo ich einen solchen Freund wie Schröer am nöthigsten hatte, mußte er mir für immer entrissen werden. Es blieb nichts Anderes übrig als mich in mein Unglück zu fügen.

Nach der Rückreise meiner Schwester erhielt ich von meinem Vater folgende Zeilen: „Mein lieber Sohn! Verlaß sobald als möglich Breslau, und komm nach Löwenberg. Wir wollen gemeinschaftlich berathen, was zu einer Reise nach Berlin nöthig ist. Das Uebrige müssen wir dem lieben Gott anheim stellen." — Dem Gymnasium sagte ich zuerst Valet und erhielt ein Zeugniß, welches auf befriedigenden Fleiß, demgemäße Fortschritte und auf gutes Betragen lautete.

Sehr schwer wurde mir der Abschied von den lieben Familien,

die mir innerhalb der vier Jahre meines Aufenthaltes in Breslau so viele, ja unzählige Wohlthaten erwiesen hatten. Ich nenne sie alle noch einmal mit der dankbarsten Liebe und tiefsten Verehrung: Geheime-Rath Kr., Polizei-Rath Neumann, Schornsteinfegermeister Seeber, Kaufmann Haertel, Kaufmann Werdermann, Kaufmann Baudel, Frau Kaufmann Krakau. Möge Gott ihnen reichlich vergelten, was sie an mir Gutes gethan haben!

Einen der rührendsten Beweise ihres Wohlwollens erfuhr ich noch kurz vor meinem Abgange. — Meine sämmtliche Wäsche, welche ich im Voraus nach Hause geschickt hatte, sollte nach Aussage des Fuhrmanns entwendet worden sein. Als mein Verlust bekannt wurde, sah ich mich innerhalb weniger Tage von diesen Familien wie ein Bräutigam mit alter und neuer Wäsche aufs reichste ausgestattet, und Alle lachten vor Freude, als ich ihnen erzählte, die verloren geglaubte Wäsche habe sich wiedergefunden.

Von der Familie des Geheim-Rath Kr. nahm ich zuletzt Abschied. So herzlich er auch war, so mußte ich doch eine recht bittere Bemerkung auf den Weg nehmen. Der Herr Rath warf halb im Spaße, halb im Ernste die Worte hin: „In zwei Jahren gedenke ich nach Berlin zu kommen, und da werde ich Sie wohl mit der Geige am Thore sitzen sehen!“ — Ich erschrak über diese Worte aufs heftigste und war nicht im Stande mir sogleich eine Erklärung darüber zu erbitten. Später gab sie mir sein Sohn Heinrich. Er sagte: „Papa hatte es Dir aufs höchste übelgenommen, daß Du ihn um keine Empfehlungen nach Berlin angegangen, wo er so viele Freunde zählt.“ — Hätte ich solches gewußt oder nur geahnt, wie gern wäre es geschehen!

An meinem 20. Geburtstage, den 28. Februar 1828, reiste ich von Breslau ab, selig froh! War mir doch zu Muthe, als wäre ich neu geboren. Meine Freunde gaben mir bis zum Wagen das Geleite. Unter ihren Glückwünschen schwang ich mich hinauf. Auf der Nicolai-Brücke angekommen, blickte ich noch einmal nach der Stadt zurück und sprach seufzend die Worte vor mich hin: „Lebt wohl, Ihr Lieben alle; nur glücklich sollt Ihr mich wiedersehen, kehre ich je zu Euch zurück!“

Am Abend traf ich in Löwenberg ein. Nachdem die Eltern

und Geschwister mir zu meinem Geburtstage gratulirt hatten, überreichte mir der Vater ein theures Andenken von Schröer's Hand. — Einen Brief an mich, den er noch auf dem Sterbebette im Namen meines Vaters geschrieben.

Es war seine letzte Arbeit, seine letzte Edelthat!

Schröer's letzter Brief.

„Lieber Sohn! Endlich ist zu meiner großen Freude das gehoffte und gewünschte Schreiben des Grafen F. M. v. Gneisenau mit der heutigen Post angekommen. Du wirst aus der Abschrift ersehen, daß der ehrwürdige Herr F. M. sein großes Versprechen treulich erfüllt, Dir freien Cellounterricht ausgewirkt, bei einem großen Meister ausgewirkt und so den Grund zu Deinem Glücke und zu Deinem künftigen guten Fortkommen gelegt hat, wenn Du anders den Dir verschafften trefflichen Unterricht treu benutzest, blindlings Deinem theuren aber einzig guten Lehrer folgst, jeden Strich so machst, wie er es haben will, und bei Nichts auf Deinem Köpfchen beharrst. Denn sieh, wolltest Du in den zu erhaltenden Stunden das Cello streichen, wie es Dir gut dünkt, wie Du es für herrlich und unverbesserlich hältst, ohne Dich nach Deinem Meister und Lehrer zu richten, so würde der Spaß nicht lange dauern. Dein Lehrer würde sagen: Der junge Mensch kann vielleicht einmal ein recht guter, Manchen gefallender Cellospieler werden — aber für Berlin und die dortige Königl. Kapelle taugt er nichts, — denn er will sich nicht nach der dort üblichen Manier im Cellospiel richten, — er will bei ihr seine Manier einführen, — und das verlangt Niemand von ihm, dazu hat ihn noch Niemand aufgefordert und berufen, dafür hat ihn Niemand zu belohnen versprochen, wohl aber dafür, wenn er sich zu einem Cellisten in Berlin von einem tüchtigen Meister heranbilden läßt, wie man sie in der Berliner Kapelle von jeher gern hörte und für vorzüglich brav ausgab. Wie mir aber zu Muthe sein würde, wenn man den Löwenberger und Breslauer Cellisten darum, weil er sich nicht nach seinem Berliner Lehrer bequemen will, ohne Umstände nach Hause schickte, den freien, schwer erkämpften Unterricht ihm wieder entzöge, alle Aussicht zukünftiger Versorgung in der Berliner Kapelle ihm abspräche,

das kannst Du leicht denken, da dies den Verlust der Gnade des Herrn General-Feldmarschall von Gneisenau nach sich ziehen würde und Du alsdann an irgend eine Anstellung bei der Königl. Berliner Kapelle gar nicht weiter würdest denken können. Mache Dir also diesen Unterricht, den wir beide so herzlich wünschten, um den wir beide so dringend baten, auf dessen Erlangung wir so sehnlich warteten, ja recht zu Nutze. — Thu beim Anfang dieser herrlichen und gewiß viel kostenden Stunden, als ob Du noch nie ein Cello, noch nie einen Cellobogen in die Hand genommen hättest, sondern den ganz ersten Unterricht auf einem Dir völlig fremden Instrumente erhalten solltest, dann wirst Du zuverlässig Virtuose auf demselben und ein höchst achtungswerthes Mitglied der Königl. Preußischen Kapelle werden, mir und unserer ganzen Familie Ehre machen, und wir werden die Art, wie Du Dich in Berlin benahmst, gewiß lebenslang preisen und billigen. Leb wohl, und mache Freude Deinem — —"

Vom 28. Februar bis zum 16. März blieb ich bei den Meinen in Löwenberg. Das waren Tage ernster Sorge und ewiger Berathung! — Laut des Briefes von Gneisenau sollte ich freien Unterricht bekommen mit der Aussicht auf eine dermaleinstige Anstellung.

Das war viel, recht viel! Aber wie lange konnte es dauern bis zu einer Anstellung, und wovon bis dahin leben?! Das Ende alles Ueberlegens war zuletzt: Den Schritt zu wagen und alles Andere dem guten Glücke anheim zu geben. Der Vater setzte mir zum Lebensunterhalte in Berlin **vier** Thaler monatlich aus und ließ mich von Kopf bis zu Fuß neu einkleiden. Das Geld zur Reise borgte er bei Freunden. Mit Empfehlungsbriefen hatte ich mich bereits in Breslau und Löwenberg reichlich zu versehen gesucht. Auch hoffte ich durch Musik-Unterricht mir in Berlin Etwas zu verdienen.

Wenige Tage vor meiner Abreise trat der Vater mit einem Papier, dem sogenannten Gebirgsboten, in das Zimmer und sagte zu mir: „Willst Du, lieber Sohn, mit einem Male von Deinen Bandwurm-Leiden und für immer befreit sein, so gebrauche das Mittel, welches hier aufs nachdrücklichste empfohlen wird." Mit

Freuden erklärte ich mich bereit dazu. Unser Hausarzt, Dr. Goebel, fand es auch gut, und ließ es sogleich in der Apotheke anfertigen. Die Cur war eine sehr anstrengende und dauerte mehrere Tage. Aber sie wurde mit dem besten Erfolge gekrönt. Ich verlor, Gott Lob! beide Unholde.

Sonntag den 16. März 1828 früh um 4 Uhr stand der Wagen vor der Thür, welcher mich der neuen Heimat zuführen sollte. Der einspännige Blauwagen war so klein, daß kaum die Sachen darauf Platz fanden. Ich mußte mich begnügen neben dem Kutscher zu sitzen. – Beim Abschiede, es war ½5 Uhr geworden, sagte der Vater: „Halte Dich brav, mein Sohn, und laß Gott nicht aus Deinem Herzen!“ Die Mutter steckte mir einige Kupfermünzen zu, mit den Worten: „Ich wünschte, es wären Goldstücke.“ Schwester Pauline überreichte mir schweigend ein Briefchen, in welchem ein mühsam von ihr verdienter und ersparter Thaler lag. Und Schwester Bertha sagte: „Lebe wohl! lieber Moritz! Hätte ich Schätze, ich würde sie Dir alle geben.“

Viele und große Opfer hatten die Eltern mir gebracht. Doch das Beste, was ich nach Berlin mitnahm, war ihr Segen, meine unbegrenzte Lust zu meinem selbstgewählten Berufe, mein stetes Vertrauen auf Gott und mein neuer frischer Lebensmuth mit der sicheren Aussicht auf eine bessere Gesundheit nach der geglückten Cur.

Nach vier endlosen Tagen kam ich mit meinem Schnecken-Fuhrwerk beim herrlichsten Frühlingswetter in Berlin den 20. März wohlbehalten an. Im Gasthofe zum schwarzen Roß (Oranienburger Straße) wurden meine Sachen abgeladen, worauf der Kutscher sogleich seine Rückreise antrat.

Da war ich nun in dem heiß ersehnten Berlin, mitten in der großen Stadt, wildfremd, mir ganz allein überlassen und mit wenigem Gelde in der Tasche! — „Was nun zunächst thun?“ so fragte ich mich. Im tiefsten Nachdenken ging ich in den Pferdestall, schnitt mir hier die Manteltasche auf, in der meine Empfehlungsbriefe eingenäht waren, und dachte: „Jetzt ziehst du den ersten besten der Briefe und trägst ihn, wenn es irgend angeht, sogleich, stehenden Fußes an seine Adresse.“

Ich zog einen, und wahrlich! meine Hand hätte nicht glücklicher sein können. Der Brief brachte mich in eine sehr liebenswürdige Familie, in die des Tuch-Negocianten Stradt, Kurzestraße No. 8. Ich erhielt ihn vom Sohne des Hauses, der in meiner Vaterstadt das Färber-Handwerk lernte. — „Wie und womit können wir Ihnen dienen?" fragte Frau Stradt aufs freundlichste. „Meine nächste Sorge wäre wohl die um eine Wohnung" antwortete ich. Nachdem mir die Familie mehrere Wohnungen vorgeschlagen hatte, deren Miethsbetrag ich aber immer noch zu hoch fand, sagte Herr Stradt lachend: „Am besten, lieber Herr Hanemann, Sie suchen sich die Wohnung allein. Und damit Sie es mit Ruhe thun können, so nehmen Sie so lange bei uns fürlieb, bis Sie eine gefunden."

Kein schöneres Anerbieten konnte mir gemacht werden, und sofort eilte ich nach dem Gasthofe, um meine Sachen herbei zuholen. Bald war ich zurück und richtete mich in dem mir angewiesenen Stübchen aufs bequemste ein. Darauf kleidete ich mich sonntäglich an. Es galt meinem hohen Protector dem General-Feldmarschall Grafen von Gneisenau, mich zum ersten Male in Berlin vorzustellen.

Ich fand den Herrn Grafen zu Hause. Er nahm mich huldvoll auf, hieß mich Platz nehmen und schrieb sofort in meiner Gegenwart an den General-Intendanten Grafen Brühl.

„Tragen Sie sogleich das Schreiben an seine Adresse, sagte er, „ich wünsche, daß Sie mir Bescheid bringen." Rasch war der Auftrag ausgeführt. Der Graf Brühl schien über den Brief höchst erfreut zu sein und lächelte mich an. Beim Lesen aber veränderte sich sein Gesicht, von Zeile zu Zeile wurde es immer ernster, und sichtbar verlegen ließ er zuletzt den Brief auf den Tisch fallen. Er sah mich hierauf mitleidsvoll an, räusperte sich, überfuhr mehrere Male mit dem Tuche sein Gesicht und murmelte Unverständliches vor sich hin. Endlich sagte er, lang und tief aufathmend, mit wieder gewonnener Ruhe:

„Also! Sie wollen Violoncellist werden?!"

„Ja, Herr General-Intendant," erwiederte ich, „unter der Leitung eines Lehrers, der mir von Ihnen und von dem General-

Feldmarschall von Gneisenau gnädigst versprochen worden ist, und um den ich Sie noch einmal ganz gehorsamst zu bitten wage."

„Haben Sie denn auch das nöthige Talent, den Fleiß und die Ausdauer dazu?"

„Ich glaube, Herr General=Intendant, daß ich recht fleißig sein werde."

„Nun! so gehen Sie zum ersten Violoncellisten der Kapelle, Herrn Moritz Ganz, bringen Sie ihm meinen Gruß mit der Bitte, daß er Sie vorläufig einer Prüfung unterwerfe und mir noch heute sein Urtheil über Sie zukommen lasse."

Freudigst, wenn auch etwas besorgt, eilte ich zu Ganz. Die Sorge wäre nicht nöthig gewesen! — Denn Herr Ganz stellte mir, nachdem er mein Spiel nur flüchtig angehört hatte, ein so überaus günstiges Attest aus, daß es mir sogar, und mit Recht, verdächtig wurde. Es fühlte sich heraus, er wollte nur einen Schüler an mir gewinnen, und zwar auf Rechnung der Theater=Kasse. Daß ich mich nicht irrte, bewies mir sein späteres Benehmen.

Das Attest überbrachte ich dem General=Intendanten und versprach mir nur Gutes davon. Doch geschah gerade das Gegentheil. Der Herr Graf Brühl zeigte noch größere Verlegenheit als vorher. Zuletzt zuckte er mit den Achseln und sagte: „Seit der Zeit, daß Sie durch den Feldmarschall Grafen von Gneisenau um freien Unterricht nachgesucht, haben sich die Verhältnisse am Theater in Bezug auf mich gewaltig geändert: ich stehe im Begriff mein Amt niederzulegen, und zwar in die Hände meines Nachfolgers, des Grafen von Redern. Ich habe leider keine Macht mehr für Sie Etwas zu thun. Doch will ich Herrn Ganz selbst angehen, daß er Sie unentgeltlich unterrichte."

Er that es schriftlich, und ich mußte auf das Schreiben warten. Sogleich trug ich es ab. Als Ganz dasselbe gelesen, lachte er verwundert und sagte: „Es ist recht schön, daß der Herr Graf Brühl sich so freundlich für Sie verwendet; aber er verlangt da Etwas, was ich nicht gewohnt bin umsonst zu thun." Diesen Bescheid überbrachte ich sofort, wenn auch nicht mit derselben Härte, dem Herrn Intendanten.

Er schüttelte verdrießlich den Kopf und mochte kein Wort ver=

lieren. — Nach einer kleinen Pause sprach er noch einmal sein innigstes Bedauern über die veränderten Theater-Verhältnisse aus und sicherte mir schließlich den freien Eintritt in die Königl. Theater bis zu seinem Abgange zu. Damit wurde ich freundlichst entlassen.

Mir war zu Muthe wie Einem, der Alles verspielt hat, ja, wie einem Betrogenen! Wie ich aus des Grafen Hause gekommen bin, weiß ich nicht. Himmel und Erde lag auf mir. — Alle meine Hoffnungen waren mit einem Male zu Grabe getragen! Indeß, als ich wieder ruhiger geworden, gewann doch der Glaube, daß mich der Graf Gneisenau nicht so ganz fallen lassen werde, und daß meine Angelegenheit immer noch eine gute Wendung nehmen könne, die Oberhand. — Als ich dem Herrn Grafen den ganzen Verlauf der Unterhandlung zwischen dem Grafen Brühl, mir und Herrn Ganz erzählte, sprach er in höchst theilnehmender Weise sein ganzes Beileid aus und sagte schließlich: „Verlieren Sie nur noch nicht den Muth! Ich werde mit dem neuen General-Intendanten, Herrn Grafen von Redern, sprechen, den ich kenne, und der ein ganz vortrefflicher Herr ist. Vielleicht, daß dieser Herr helfen kann."

Mit dieser Hoffnung verließ ich das Haus des Grafen Gneisenau.

So glücklich der erste Morgen in Berlin in Bezug auf die Stradt'sche Familie begonnen hatte, so unglücklich war der Verlauf des Tages und ebenso sein Ende. Müde und matt von dem ewigen Hin- und Herlaufen in den endlosen Straßen, die kürzesten Wege mochte ich als Fremder wohl auch nicht gewählt haben, kehrte ich am Abend unter dem heftigsten Regen, ohne Schirm, bis auf die Haut durchnäßt, nach Hause zurück. Mein neuer Anzug war total verdorben, und noch schlimmer stand es mit meinem papiernen seidenen Hut.

Die erste Nacht, die ich in Berlin süß zu verschlafen gedachte, durchwachte ich höchst kummervoll und sah dem anderen Tage mit Grauen entgegen. Ganz früh nahm ich meine Kleider vor, striegelte und bürstete sie in einem fort, denn alle Haare sträubten sich, ohne damit zu Stande zu kommen. Ich mußte sie zuletzt anziehen,

wie sie eben waren. Beim Frühstück erzählte ich der Stradt'schen Familie die Erfolge des gestrigen Tages und bat sie um die Erlaubniß, noch einen oder ein paar Tage bei ihr wohnen zu dürfen; ich wolle, setzte ich hinzu, nur noch meine anderen Briefe bestellen und dann mir sogleich eine eigene Wohnung suchen, was mir mit Freuden zugestanden wurde. Ich steckte zwei meiner Breslauer Empfehlungs-Schreiben ein und begab mich sofort auf den Weg.

Das eine war von dem Kaufmann Vaudel an seinen Verwandten den Kaufmann Buvry, das andere vom Kaufmann Haertel an den Polizei-Präsidial-Secretär Di Dio, jetzigen Domänen-Rath. Mit beiden Briefen hatte ich Glück. Höchst liebevoll nahmen mich beide Herren auf, stellten mich ihren Familien vor und sicherten mir jeder einen Freitisch zu. Di Dio führte mich bei einem seiner musikalischen Freunde ein, dem Lederhändler Otte, wo ich ein willkommener Gast wurde. Bei Herrn Otte spielte ich zum ersten Male in Berlin Quartett und unterstützte viele Jahre hindurch diese Quartette, die mir als Aequivalent freies Schuh- und Stiefelwerk einbrachten.

Verdrießlich erging es mir dagegen den anderen Morgen mit einem Empfehlungs-Schreiben an die verwitwete Frau Minister von Dankelmann. Ich erhielt es von einer ihrer Verwandten in Schlesien, der Frau K. gebornen von F. — Die Schreiberin versprach sich unendlich viel von ihrer Empfehlung, aber sie bereitete mir nur eine arge Verlegenheit.

Frau K. nebst Familie hatte ich durch ihren Sohn kennen gelernt, mit dem ich auf dem Gymnasium in einer Classe saß. Er nahm mich ein paar Mal in den kürzeren Ferien mit zu seinen Eltern in das Breslau nahe gelegene Städtchen N. Die Eltern und Geschwister meines Freundes waren gewiß edle, vortreffliche Menschen, bei denen man sich gefallen mußte; aber es war mir nie in den Sinn gekommen mich in eine der sonst schönen und liebenswürdigen Töchter des Hauses zu verlieben, und doch sollte ich dies nach dem Inhalt des mitgegebenen Empfehlungsbriefes ganz ernstlich gethan haben! Denn die Frau Ministerin, welche wegen Unpäßlichkeit mich nicht sprechen konnte, wohl aber den Brief gelesen hatte, ließ sich durch ihren Kammerdiener höflichst entschuldigen, mit dem

Zusatz, „wie sehr sie sich freue und wie neugierig sie sei den zukünftigen Herrn Schwiegersohn der Frau K. recht bald kennen zu lernen.“

Dieser Zusatz brachte mich aus aller Fassung, mochte er auch nur im Scherz gesprochen sein. Mit hochgeröthetem Gesicht empfahl ich mich und ließ mich nie wieder im Hause der Frau Ministerin sehen.

Jetzt suchte ich drei meiner Löwenberger Landsleute auf, die ich kannte, und an denen ich einen kleinen Anhalt für mich zu gewinnen hoffte. Es waren dies der Militärarzt Keyl, der Thierarzt Fischer und der Clavier-Virtuose Gräulich. Doch bei allen dreien erblühte mir kein Glück. — Keyl sah ich nur wenige Augenblicke, ohne ihn zu sprechen, eben als er die Treppe der Pepinière eiligst herunter ging. Im Hause erzählten mir Leute, daß Keyl in wenigen Tagen, in Folge einer Versetzung nach Magdeburg, Berlin für immer verlasse. Erst nach einigen dreißig Jahren kehrte Keyl nach Berlin zurück, wo er sein bleibendes Domicil aufgeschlagen hat und als Ober-Stabsarzt seine Pension verzehrt. Fischer drückte mir sein Bedauern aus, daß er nicht die geringste musikalische Verbindung am Orte habe, um mir zu nützen. Und Gräulich war so mit Unterrichtgeben beschäftigt, daß ich ihn nie zu Hause fand. Erst nach Jahren kam ich mit ihm in Berührung, wenn auch nur in musikalische.

Recht betrübend aber erging es mir mit einem Empfehlungsbriefe des Majors von Kalkstein in Breslau an einen Rendanten Gotschau. Die Familie des Rendanten — er lag leider krank zu Bette, — nahm mich höchst liebreich auf und lud mich für den andern Tag zum Mittagsessen ein. Ich komme hin und finde statt der lebensfrohen Familie eine trostlos trauernde. Denselben Morgen war ihr durch einen plötzlichen Tod das Familienhaupt entrissen worden. Aufs tiefste erschüttert entfernte ich mich, und nur beim Begräbniß sah ich diese Familie noch einmal wieder, welche kurz darauf Berlin für immer verließ.

Mit einer anderen Familie, deren Bekanntschaft ich mir sehnlichst wünschte, erging es mir nicht besser, wenn auch auf andere Art. Es war dies die Familie des Professors Toelken.

Schon in Löwenberg hatte ich mich wiederholt bemüht von Toelken's Schwager, dem Sattlermeister Nitschke in Lauban, der mit einer meiner Muhmen verheiratet ist, eine Empfehlung zu erhalten. Aber ich bekam keine, Gott weiß, warum? — Auf den leisen Schimmer verwandtschaftlichen Verhältnisses hin wagte ich es nun allein mich in der besagten Familie einzuführen. Ich fand sie beim zweiten Frühstück und wurde aufs freundlichste aufgenommen. Besonders hoch hatte ich es zu schätzen, daß sie die sichtbare Verlegenheit nicht merken wollte, in welche mich ihr näheres Eingehen und Fragen nach der Verwandtschaft brachte, und die ich damals selbst nicht genau wußte. Beim Abschiede sprach sie einmüthig den Wunsch aus, daß ich doch recht bald wiederkommen möchte. Ich that es und that es wiederholt, ohne sie zu treffen. Jetzt versuchte ich es am frühen Morgen, wo ich sicher annehmen konnte, daß sie zu Hause sein mußte. — Als ich die Hausthür öffne, vertritt mir die Köchin des Professors den Weg und spricht: „Sie wollen zu meiner Herrschaft? Die ist so früh nicht zu sprechen; haben's ja sehr ängstlich!" — „Sie sind naseweis, Mädchen! oder haben Sie den Auftrag dazu?" entgegnete ich. „Ja wohl," antwortete sie und bemerkte lachend: „Wenn man Sie verlangte, so hätte man schon längst nach Ihnen geschickt."

Mir kochte das Blut über diese Unverschämtheit, und ich trat wie ein zudringlicher, aber übel abgefertigter Bettler wieder zur Thür hinaus. Drei volle Jahre vergingen, ehe ich in dieser Familie aufs neue Eingang fand. Die Gelegenheit dazu gab mir meine Schwester Bertha, die mich in Berlin besuchte und Briefe von den Laubaner Verwandten an Toelkens mitbrachte. Frau Toelken erzählte mir, daß jene Köchin, welche schon längst den Dienst verlassen, sie von keinem meiner Besuche unterrichtet habe, und daß sie wiederholt mit Einladungen an mich geschickt worden, aber immer mit einer abschlägigen Antwort zurückgekehrt sei. Die Bekanntschaft mit Toelken, um welche mich die Köchin brachte, hätte mir besonders in dieser Zeit von großem Nutzen sein können, da dieser Herr als Secretär der Königl. Kunst-Akademie gerade in künstlerischer Beziehung eine wichtige, einflußreiche Stellung einnahm. Mit der Zeit schenkte mir die Familie Toelken ihr ganzes

Wohlwollen, und bis auf den heutigen Tag zähle ich sie zu meinen besten Gönnern und Freunden. Was die Köchin betrifft, so würde ich noch heute viel darum geben, könnte ich erfahren, was das Mädchen eigentlich bestimmt haben mag gegen mich so zu handeln.

Vieles sah ich in diesen Tagen mißglücken; aber ich hätte Alles verschmerzt, wäre mir nur der freie Unterricht geblieben. Ohne ihn war mein Aufenthalt in Berlin ebenso zwecklos wie der in Breslau. Bei diesem Gedanken hätte ich verzweifeln mögen, und wie ein Gespenst traten die letzten Worte des Geheime-Rath Kr. vor meine Seele:

„Nach zwei Jahren werde ich Sie wohl mit der Geige am Thore sitzen sehen!"

Wiederholendlich ging ich zu Ganz und bat ihn um freien Unterricht. Endlich versprach er ihn mir. Aber er versprach ihn nur.

Doch, daß ich der Wahrheit die Ehre gebe! Eine Stunde, eine einzige, erhielt ich, die mich aber zu der noch obenein entmuthigenden Erkenntniß brachte, wie wenig ich auf dem Instrumente leistete, und wieviel ich bei ihm hätte lernen können.

Moritz Ganz ist ein Heros auf seinem Instrumente, der größte Meister, den je Talent und Fleiß gebildet haben. — Seine Technik ist eminent, seine Intonation vollendet. — Sein Vortrag läßt nichts Edleres und Erhabeneres denken, auf dem höchsten Kothurn schreitet er einher.

Im Ton, so groß und schön, kann Keiner der anderen Violoncellisten — mit ihm verglichen werden.

Noch blieb mir als Lehrer der rühmlichst bekannte Violoncellist der Königl. Kapelle — Schmidt — in Aussicht, an den ich von meinem Breslauer Lehrer Taschenberg aufs beste empfohlen war. Dieser Herr erbot sich auf die liebenswürdigste Weise mir umsonst Unterricht zu geben und bemerkte dabei bescheiden, daß es freilich besser für mich gewesen wäre, wenn Ganz mein Lehrer geworden. Indessen sollte auch der brave Schmidt mein Lehrer nicht werden.

Endlich mußte ich auch an eine eigene Wohnung denken, wenn ich nicht die übergroße Güte der Familie Stradt mißbrauchen

wollte. Nirgends ließ sich jedoch eine zu meinen Mitteln passende entdecken. Gesetzt, ich hätte eine für 3 Thlr. monatlich gefunden, so blieb mir nur noch ein Thaler für alle anderen Bedürfnisse übrig. Ich mußte mich zuletzt nothgedrungen zu einer bloßen Kammer entschließen.

Schon schickte ich mich an eine solche zu beziehen und wollte eben der Familie Stradt es mittheilen, da fällt mir Frau Stradt ins Wort und spricht: „Lieber Herr Hanemann! Sie wollen von uns gehen? Das brauchen Sie nicht! Platz genug ist da! Wir haben das Haus verkauft und verlassen es in einem Vierteljahre, dann können Sie mit uns zugleich ausziehen." Ich wußte in der That nicht, was ich der guten Frau gleich antworten konnte. — Diese Familie erzeigte mir in Berlin die ersten, die edelsten, ja für meine augenblicklichen Verhältnisse die größten Wohlthaten! — Möge es ihr Gott vergelten!

Nach diesem Anerbieten konnte ich um Vieles ruhiger der nächsten Zukunft entgegen sehen.

Noch besaß ich einen Empfehlungsbrief von dem Major von Kalkstein an einen Lieutenant von Olberg im Generalstabe. Lange säumte ich diesen Brief zu bestellen. Ich dachte: „Was soll, was kann Dir ein junger Officier helfen, wenn ein Feldmarschall es nicht vermag?" Endlich nach vier Wochen trug ich ihn ab. — Noch unterwegs sagte ich zu mir: Wenn du doch den Herrn von Olberg nicht zu Hause träfest! Da gäbst du seinem Diener den Brief und gingst für immer deiner Wege.

Aber ich fand ihn zu Hause, und wahrlich zu meinem allergrößten Glück! Ein reicher Segen ruhte auf diesem Briefe. — Niemand schien ihn zu ahnen als mein väterlicher Freund Schröer, der mir wiederholendlich ans Herz gelegt hatte den Herrn Major von Kalkstein um Empfehlungen nach Berlin zu bitten.

Herr von Olberg überflog das Schreiben, that rasch einige Fragen über die Kalkstein'sche Familie und sagte: „Also Sie sind aus Schlesien! Herzlich willkommen! Ich habe die Schlesier lieb, sehr lieb; ich kenne Ihre Vaterstadt Löwenberg und bin schon mehrmals da gewesen."

Hier nahm er von seinem Schreibepult ein kleines Portrait

herunter, zeigte es mir und sagte: „Auch eine Schlesierin, Fräulein von Stutterheim und meine liebe Braut.“ Mit großer Herzlichkeit fragte er, wie es mir bis jetzt in der Residenz ergangen sei. „Ich kann's nicht loben,“ antwortete ich. — „Wie so? sprechen Sie!“ — Ich erzählte, und da ich sah, mit welch lebendigem Interesse er meiner Erzählung folgte, so verschwieg ich ihm auch nicht das Geringste. Ruhig und ernst hörte er mich bis zu Ende an und sagte dann tröstend: „Nur den Kopf oben behalten, geht es auch nicht gleich nach Wunsch und Willen! Sie sind noch jung, mein lieber Hanemann! Was heute nicht gelingt, kann morgen kommen! Ich selbst will mich umsehen, wie Ihnen kann geholfen werden, namentlich in Bezug auf Ihre Kunst.“ — Nach einigen Augenblicken ruhiger Ueberlegung sagte er mit dem Ausdruck frohester Zuversicht: „Wollen's versuchen; ich denke, es wird gehen; bald sollen Sie hören!“ Hierauf gab er mir freundlich die Hand und bemerkte lächelnd: „Es könnte mir Spaß machen, wären Sie glücklicher mit mir als mit dem Herrn Feldmarschall.“

Recht von Grund aus gestärkt und von neuen Hoffnungen belebt, verließ ich den edlen Mann. Ich sah ihn an wie meinen letzten Rettungsanker. — Und wer hätte es an meiner Stelle nicht gethan? — Ich mußte ihm glauben und vertrauen, so sehr auch meine Seele nach den letzten Erfahrungen von Argwohn und Mißtrauen erfüllt war. Alles hatte mich für ihn eingenommen. Seine schöne, ächt militärische Persönlichkeit, seine lebensfrische, edle Art zu denken, zu sprechen und vor Allem sein herzliches, wohlwollendes Wesen, das sich in seinem Auge wie in jedem seiner Worte kund that. — Und ich hatte mich nicht getäuscht!

Schon denselben Nachmittag erhielt ich von Herrn von Olberg ein Billet, in welchem er mir schrieb: „Glück auf, mein lieber Schlesier! So eben komme ich von einem meiner besten Freunde, dem ich Sie empfohlen. Er hat mir versprochen sich Ihrer anzunehmen. Und er hält Wort. Vertrauen und folgen Sie ihm unbedingt. Es ist dies der ehemalige Kammer-Musikus Türrschmiedt, ein vortrefflicher Herr, engelmild, vom klarsten Verstande und ein Musiker von ächtem Schrot und Korn. Besuchen Sie ihn noch heute!“

Sofort folgte ich seiner Weisung. Herr Türrschmiedt nahm mich auf auf das liebevollste auf. Mit dem Ausdruck des väterlichsten Wohlwollens sprach er: „Vor Allem muß ich zunächst erfahren, was Sie ungefähr auf Ihrem Violoncello leisten, um danach die weiteren Schritte zu thun. Bemühen Sie Sich deshalb auf den Mittwoch um dieselbe Zeit zu meinem Vetter, Herrn Baurath Braun, an welchem Tage bei ihm regelmäßig musicirt wird. Bringen Sie Ihr Instrument mit, und spielen Sie uns irgend Etwas vor, was Sie wollen. Damit Sie auch meine Familie kennen lernen, bitte ich, daß Sie morgen Mittag einen Löffel Suppe mit uns theilen." An diesem Dienstag war ich zum ersten Male ihr Gast und blieb es volle sechs Jahre hindurch. Im Laufe der Zeit erhielt ich von Herrn Türrschmiedt freien Unterricht in der Theorie der Musik, was mir Noth that und unschätzbar für mich war. Auch empfing ich in seinem liebenswürdigen Umgange manchen herrlichen Lebenswink, der mir Nutzen brachte.

So z. B. sagte er einmal: „Ihre Kunst wird Sie viel mit vornehmen Leuten zusammen bringen. Von der Musik gehoben, auch vom Wein angeregt, kann es geschehen, daß man Ihnen überaus gütig begegnet, ja in der Unterhaltung Sie mit einem Ihr oder Du anredet; — hüten Sie Sich den anderen Tag, wenn jene ausgeschlafen haben, im gestrigen gemüthlichen Ton weiter fortzufahren. Nur zu leicht sind diese Leute in ihrer Eigenliebe gekränkt und vergeben und vergessen schwer. Ebenso hüten Sie Sich ältere Personen schulmeistern zu wollen, und wären Sie noch so sehr im Rechte."

Am verabredeten Mittwoch fand ich mich beim Herrn Baurath Braun ein und wurde von der anwesenden kleinen Gesellschaft freundlichst willkommen geheißen. Ich mußte einige Soli auf dem Violoncello vortragen und auch noch ein Trio für drei Cellos prima vista ausführen helfen. Die Mitspieler waren der Herr Baurath und sein Onkel, der pensionirte Kammer-Cellist Braun, der Schwiegervater des Herrn Türrschmiedt. Zum Schluß sang Frau Türrschmiedt ein paar seriöse Lieder für die Altstimme. Das war ein hoher, erhabener Genuß! Frau Türrschmiedt zählt zu den ausgezeichnetsten Sängerinnen Berlin's und steht auf

gleicher Höhe mit einer Milder und Sontag, namentlich im geistlichen, kirchlichen Gesange. Auch als Lehrerin genießt sie einen ausgezeichneten Ruf.

Als sich die Gesellschaft trennte, kam Herr Türrschmiedt vertraulich zu mir heran und sagte: „Morgen, lieber Hanemann, werde ich zu dem ehemaligen ersten, jetzt aber pensionirten Mitgliede der Königl. Kapelle, Herrn Hansmann, gehen und um freien Unterricht für Sie bitten. Gelingt es mir, was ich hoffe, so können wir uns gratuliren. Er ist der ausgezeichnetste Violoncellist, der aus der berühmten Düport'schen Schule hervorgegangen."

Den andern Morgen besuchte mich Herr Türrschmiedt und brachte mir die erfreuliche Nachricht, daß Herr Hansmann den Unterricht ihm zugesagt habe unter der Bedingung, daß ich Anlagen und Fleiß besäße und kein Anfänger mehr sei. Vor Allem aber wolle er mich erst sehen und sich dann entscheiden.

Wie groß und schwer diese Aufgabe war, welche sich Herr Türrschmiedt hier gestellt und gelöst hatte, das verstand ich erst dann zu würdigen, nachdem ich Hansmann kennen gelernt. Schon 62 Jahre alt, litt Hansmann an einem beständigen Kopfweh und mochte kaum gute Musik leiden, geschweige die eines Schülers. Unverheiratet wie sein jüngerer Bruder, der Kriegsrath Hansmann, mit dem er zusammen wohnte und ein Muster von Bruder-Leben führte, hielten Beide Alles von sich ab, was ihre Ruhe, ihre Gemächlichkeit, ihr stilles Glück nur im geringsten beeinträchtigen konnte.

‚Gehen Sie noch diesen Morgen," sagte Herr Türrschmiedt, „zu Herrn Hansmann hin, und nehmen Sie herzliche Grüße mit. Doch auf Eins muß ich Sie aufmerksam machen: Versprechen Sie sich ja nicht zu viel Schönes und Tröstliches vom ersten Zusammentreffen mit dem alten Papa: er hat sein Sonderliches, und wer ihn nicht genauer kennt, muß ihn leicht für einen harten Mann halten."

Mit Bangigkeit machte ich mich auf den Weg, aber noch banger wurde mir, als ich Herrn Hansmann erblickte. — Eine große kräftige Gestalt, von kerzengrader Haltung, schneeweißem Haar und von finsterem stolzen Gesichts-Ausdruck stand vor mir. Kurz

und kalt erwiederte er meine tiefe Verbeugung, maß mich wie einen Sünder von Kopf bis zu Fuß und sprach:

„Hm! Warum haben Sie grade den Beruf des Künstlers gewählt? Warum die ohnehin schon so große Legion geschickter Bettler um einen vermehren helfen?!“

„Mir erschien der Beruf des Künstlers als der liebenswertheste! Darum wählte ich ihn.“

„Wie alt sind Sie?“

„Zwanzig Jahr.“

„O! weh! Etwas zu alt, um noch viel zu lernen!“

„Ich werde durch Fleiß das Versäumte nachzuholen suchen.“

„Wie lange treiben Sie Ihr Violoncello?!“

„Seit 4 Jahren!“

„Was war Ihre letzte Piece?“

„Das D-dur-Concert von Romberg.“

„Besitzen Sie ein gutes Instrument?“

„Nein! aber ich hoffe einmal ein besseres zu bekommen.“

„Warum entschieden Sie Sich für die Kunst so spät?!“

„Meine Verhältnisse ließen es nicht eher zu.“

„Woher kennen Sie Herrn Türrschmiedt, und wie lange?“

„Erst seit wenigen Tagen und durch die Empfehlung eines Lieutenants von Olberg.“

„Und wie lange kennen Sie Herrn von Olberg?“

„Auch erst seit wenigen Tagen.“

„So! Sie scheinen rasch Bekanntschaften zu machen! Haben Sie Ihr Instrument bei Sich?“

„Ja! Es ist draußen im Vorzimmer.“

„Holen Sie es herein!“

Auf den Fußspitzen ging ich zur Thür hinaus, stöhnte unterwegs so laut, daß ich über mich selbst erschrak und fuhr noch einmal zusammen, als ich in demselben Augenblicke die Thür mir gegenüber aufgehen und einen Herrn im Schlafrocke heraustreten sehe, der mich ängstlich fragt:

„Was giebt's, was wollen Sie? Kommen Sie von meinem Bruder?“ Ich vermuthete, daß dieser Herr Hansmann's Bruder sei, bejate die Frage und ging mit dem geholten Instrumente

unter lautem Herzklopfen nach dem Zimmer des gefürchteten Mannes zurück. — Er hieß mich niedersitzen und verlangte den ersten Satz des D-dur-Concertes von Romberg zu hören. Alles gelang mir nach meiner Meinung. — Doch mitten in einer Passage mußte ich aufhören. — „Spielen Sie eine beliebige Tonleiter!“ Ich that es; aber auch damit war er nicht zufrieden. „Hören Sie auf,“ schrie er, indem er sich die Stirn verdrießlich rieb, „Sie haben weder Ton noch Intonation, weder richtige Bogenführung noch einen vernünftigen Fingersatz. — Auf Ihre Fingerfertigkeit gebe ich gar Nichts; sie hätte Werth, wenn nicht alles Andere fehlte. — O Gott! Sie müßten ja ganz von vorn anfangen, wenn Sie noch was lernen wollen.“ — Hier griff er aufs verdrießlichste nach seinem Instrument und zeigte mir in den wesentlichsten Grundzügen, die Düport'sche Schule, nach welcher er von Düport selbst gebildet worden war. Mürrisch stand er vom Stuhle auf und sagte seufzend in scheinbar ruhigem wohlwollenden Tone: „Ich glaube nicht, daß sich unsere Mühe verlohnen dürfte. — Sie sind schon zu alt, schon zu sehr verwöhnt in Ihrer schlechten Spielmanier und haben, glauben Sie mir, eine viel zu schwache Körper-Constitution. Das Instrument verlangt große Nervenkraft, die Ihnen mangelt und die Sie nie bekommen werden. Wie mir Herr Türrschmiedt erzählt hat, besuchten Sie das Gymnasium, um zu studiren; verfolgen Sie lieber diese Laufbahn, wenn Sie den wohlmeinenden Rath eines alten erfahrenen Mannes hören wollen; ich selbst will Ihnen dabei behülflich sein und mit Gymnasial-Lehrern Rücksprache nehmen, welche mit mir aufs innigste befreundet sind.“ — Nach einer kleinen Pause hob er noch einmal an: „Und wollten Sie durchaus bei Ihrem Entschlusse beharren Violoncellist zu werden, so gebe ich Ihnen zu bedenken, wie schwer es ist in die Königl. Kapelle zu kommen, und daß nur an die besten der Bewerber die vacanten Stellen vergeben werden. Nun! machen Sie, was Sie wollen! Gott befohlen!!“

Hansmann's Worte klangen wie ein Todesurtheil, das jede Gnade ausschloß. Auf das Schlimmste hatte ich mich vorbereitet, aber darauf nicht. — Halb todt schlich ich zum Zimmer hinaus. Auf der Treppe sagte ich zu mir: „Nicht einmal wiederzukommen

hat er dich geheißen! Er mag nicht einmal einen Versuch mit dir machen!" und trocknete meine Augen, ehe ich sein Haus verließ.

Viele Tage lief ich wie kopflos umher. Ich hörte nur des Mannes strenge Worte. Alles Selbstvertrauen war mir geraubt, ja sogar jede Hoffnung Etwas zu lernen.

Vor Mißmuth und Scham mochte ich mich Niemandem mittheilen, nicht einmal Herrn Türrschmiedt, der es doch so gut mit mir meinte. — In Gram versunken, saß ich trostlos in meinem Stübchen an meinem Instrumente. Ich wollen spielen; aber ich konnte nicht. Da mit einem Male tritt Herr Türrschmiedt ein, lacht mich freundlich an und spricht: „Nun, mein lieber Hanemann, wie ist es bei dem alten Herrn gewesen? wie ist es gegangen?"

„Nicht besonders!" antwortete ich. Unmöglich war es mir nur einen Theil der Wahrheit zu gestehen, geschweige die ganze. Nur das Eine bemerkte ich, daß Herr Hansmann an meinem Spiel viel auszusetzen gehabt hätte.

„Sollen Sie wiederkommen?" fragte Türrschmiedt.

„Ja! — Nein!" antwortete ich in der peinlichsten Verlegenheit."

„Ob Ja, ob Nein, das bleibt sich gleich," entgegnete er lachend, „jedenfalls thun Sie es, so sauer es Ihnen auch ankommt. Mit der Zeit wird er, muß er freundlicher werden; nur lassen Sie nicht von ihm los."

Den folgenden Tag ging ich wieder zu ihm. Herr Hansmann schien verwundert, daß ich kam. Nach langem Zögern forderte er mich auf mich ans Pult zu setzen, schlug ein Capitel in der Düport'schen Schule auf und sagte: „Nun! so spielen Sie in Gottes Namen!"

Ich erhielt hier die erste Stunde Unterricht; aber eine so heiße, daß ich sie mein Lebtag nicht vergessen werde. Als ich mich dafür bedankte, sagte er: „Sie mögen nach einigen Tagen wiederkommen!" Ganz kreuzlahm schlich ich von dannen. Ich hatte eine gute halbe Stunde Weges von Hansmann, Leipzigerstraße No. 79, bis nach meiner Wohnung, Kurzestraße No. 8. Auch mußte ich mir mein

Instrument selber hin- und zurücktragen, da mein Lehrer keins seiner Violoncellos für die Schüler hergab.

Nach etlichen Stunden lernte ich die Düport'sche Methode einigermaßen verstehen. Was das Verständniß erschwerte, war, daß ich nie einen Einwand gegen meinen Lehrer, nicht den allerbescheidensten, machen durfte, um mich näher aufzuklären. Das Meiste mußte ich errathen.

Zweierlei hatte ich zu erlernen: das Alte zu vergessen und das Neue mir anzueignen.

Ich war fleißig, übte wohl täglich 8 bis 10 Stunden. Aber ich konnte kaum die Zufriedenheit meines Lehrers erlangen. Ich glaube, daß nach Endigung jeder Lection bei Lehrer und Schüler der gleiche Wunsch rege war, es möchte die letzte gewesen sein, wenn auch Keiner ihn aussprach. Ich aber hätte geschwiegen, und wäre es mir noch zehnmal schlimmer ergangen. Denn nur zu gut sah ich ein, wie viel mir fehlte, und welch ein künstlerisches Vorbild ich in meinem Lehrer besaß. Ewig unvergeßlich werden mir Düport's Etüden bleiben, wie sie Hansmann spielte. Es lag ein eigenthümlicher Reiz, ein unendlicher Zauber darin. Sie klangen kräftig, klar, goldrein, und so bestimmt in der Ansprache, als wären sie durch den schönsten Anschlag auf den Baßlagen eines mächtigen Flügels hervorgebracht.

Anmerkung.

„Es ist recht zu beklagen, daß die Düport'sche Methode, deren würdigster Schüler Hansmann war, gänzlich unterzugehen droht, und die neuen Methoden eines Romberg, Bohrer, Dotzauer, Kummer, Servais u. s. w. dafür Platz nehmen.

Der größte Nachtheil dieser neuen Methoden erwächst vornehmlich den Orchestern. — Hier sollen die Violoncelli nach ihrer nächsten Bestimmung die Töne der Contrabässe, welche ihrer Natur nach zerfahrener Art sind, unterstützen, sie consistenter, mit einem Wort deutlicher hörbar machen; aber das können die Töne der Cellisten der neuen Schulen am wenigsten, weil sie an derselben Zerfahrenheit leiden wie die Töne der Contrabässe. — Ja! sie verschlimmern das Uebel.

In der alten Schule war Ton die Hauptsache, auf allen Saiten ein gesunder, voller, kräftiger Ton.

In der neuen ist es Fingerfertigkeit mit gewandter, leichter Bogenführung, aber auf Rechnung des Tons.

Düport hob die Töne aus dem Instrumente hervor, durch einen kurzen Druck seines Bogens und zwar mit der Spitze desselben. Dabei gab er diese Töne (außer bei getragenen Sachen) nur zum halben Zeitwerth und ließ die andere Hälfte unter seinen Fingern nachklingen.

Die Cellisten der neuen Schulen streichen sie dagegen nach ihrem ganzen Zeitwerth heraus und gebrauchen dazu fast die ganze Länge ihres Bogens.

Die Töne der Düport'schen Schule klingen auf allen Saiten abgerundet, präcis, stark und voll. Die Töne der neueren Schulen dagegen rauh, unbestimmt, dünn und näselnd und bilden sich auf den besponnenen Saiten nach der Octave hinauf, eine Folge des langen, marklosen, oberflächlichen Striches, der bei gestoßenen Noten, gleichviel ob Viertel oder Achtel, angewendet wird, und der die Saite nur in halbe Vibration bringt.

Ein Orchester mit derartigen Cellisten ist übel daran. Die Musikstücke hängen, so zu sagen, zwischen Himmel und Erde, weil ihnen das Baß-Fundament fehlt, ja sie sind sogar dem Satze nach falsch, weil, wie gesagt, die Baßtöne solcher Cellisten um eine Octave höher erklingen.

Ein Glück, daß die Baß-Blase-Instrumente den Streich-Instrumenten mitunter noch zu Hülfe kommen: sonst würde man heut zu Tage auf alles Baßthum in den Orchestern verzichten müssen. —

Das Violoncello nach der alten Schule zu erlernen ist eine schwere Aufgabe, ist eine Arbeit und kostet Schweiß. Nach der neuen erlernt es sich viel leichter. Dies mag auch die Ursache sein, weshalb die neue Schule sich so schnellen Eingang verschafft hat und die gute alte Schule so rasch verdrängt worden ist.

Die Jünger der neuen Schule spielen oder, besser gesagt, imitiren zwar viele Instrumente auf ihrem Violoncello, — wie Violine, Viola, Gamba, Flageolets u. s. w., aber am wenigsten spielen sie Violoncello."

Nach dieser kurzen Episode, die zu machen mir Bedürfniß war, kehre ich zu meiner Erzählung zurück. —

Ungefähr sechs Wochen hatte ich den Unterricht bei Hansmann genossen, da theilte er mir mit, daß er auf längere Zeit verreisen werde. Eben wollte ich mein tiefstes Bedauern aussprechen, als es an der Thür klopft. — Einer seiner besten Schüler trat ein. Es war der Kammermusikus Bock. Mit dem Ausdruck der dankbarsten, innigsten Verehrung begrüßte er seinen ehemaligen Lehrer. Als Bock mich mit dem Instrumente gewahrte, kam er auf mich zu und sagte: „I! ein neuer Violoncellist! ich gratulire!"

„Noch ist nicht zu gratuliren, mein Herr! Ich soll's erst werden!"

„Das werden Sie sicher, wenn Sie das Glück haben ein Schüler von Herrn Hansmann zu sein. Ich möchte wohl wissen," fuhr er fort, „wie viele junge Leute unser guter Herr Hansmann schon zu Künstlern gebildet, die ihm, wie ich, ihre ganze Wohlfahrt verdanken." *) — „Lassen Sie das," entgegnete Hansmann, „thun Sie mir lieber einen Gefallen. Geben Sie hier diesem jungen Manne, so lange ich verreist bin, Unterricht. Kehre ich zurück, so mag er wieder zu mir kommen."

„Recht gern," antwortete Bock. — Dieser Lehrer-Wechsel hatte sein großes Gutes. Ich konnte mich mit diesem jungen Manne viel leichter verständigen als mit Herrn Hansmann, der zu ungeduldiger Natur war. Bock wurde mir neben dem Lehrer ein ebenso lieber Freund. Er gab mir fast täglich Unterricht und brachte mich so schnell vorwärts, daß ich nach sechs Wochen mir vollständig die Düport'sche Methode zu eigen gemacht hatte. Als Herr Hansmann zurückkehrte, konnte ich ihm seine Lieblings-Etüde von Düport (D-moll) vorspielen. Er bezeigte mir seine ganze Zufriedenheit, rief mehrmals Bravo! und sagte am Ende, indem er wohlwollend seine Hand auf meine Schulter legte: „Lieber Hane-

---

*) Hansmann's Schüler sind, so viel mir bekannt, folgende gewesen: „Prinz August, Cubelius, Bock, Drews, Hanemann, Fuchs, Hofmann, Schapler und Behrend.

mann! Sie sind fleißig gewesen!“ Ach, wie glücklich machten mich diese wenigen Worte! —

Von jetzt an wurde Hansmann ein ganz anderer Mann, viel mühsamer und geduldiger beim Unterricht und außerdem viel freundlicher und wohlwollender. — Ich durfte jetzt jeden beliebigen Tag zur Stunde kommen. So wurde jeder Unterrichtstag ein Festtag für mich. Er sah es gern, wenn ich ihn auch außer den Stunden besuchte und auf seinen Spaziergängen begleitete. Jeden Montag mußte ich sein Gast sein und blieb es bis zu seinem Tode. Der Kriegsrath schenkte mir in gleichem Grade seine Zuneigung und machte mich auf Alles aufmerksam, was mir irgend nützlich werden konnte. So ging er ohne mein Wissen den Grafen Gneisenau um eine laufende Unterstützung an, die letzterer aber mit Uebersendung eines Dukatens abschlug. Als Aequivalent erhielt ich einen Mittag- und Abend-Freitisch im Hause des Grafen, den ich bis zu meiner Anstellung genoß.

Das väterliche Wohlwollen der Gebrüder Hansmann mußte ich hoch schätzen, schon deshalb, weil sie wenig umgänglich und zugänglich waren. In ihren letzten Jahren beschränkte sich ihr ganzer Umgang auf meine Wenigkeit. — Beide Brüder blieben mir bis zu ihrem Tode väterliche treue Freunde, fast zwanzig Jahre hindurch. Im Testament meines Lehrers fand ich mich mit seinem Lieblings-Instrument bedacht, einem Joseph Guarnerius, welches ihm der König Friedrich Wilhelm II. geschenkt hatte, ebenso mit einem Mahagoni Doppel-Noten-Pulte — ebenfalls einem Geschenke des Königs — und einem großen Notenschatze samt dem Spinde, in welchem derselbe aufbewahrt lag.

Ich hatte ungefähr ein Vierteljahr den Unterricht meines würdigen Lehrers genossen, als ich auf sein Geheiß und seine Empfehlung mich als Eleve in der Theater-Orchester-Schule melden mußte. Ich wurde geprüft und sofort angenommen. Als Lehrer stand ihr der Musik-Director Möser vor, ein Mann, der zwar als excellenter Violinspieler einen großen Ruf hat, dem es aber an jeder Lehrer-Gabe gebrach. — Die Eleven, meist schon mehr oder weniger Virtuosen, kamen allwöchentlich einmal zusammen, um das Orchester-Ensemble zu erlernen. Sie erschienen aber nicht wie Kunst-

Jünger, sondern wie eine Heerde von Wildfängen, die durch das ungebundenste Wesen einer den andern zu übertreffen suchten. Kein Wunder! Gab ihnen doch ihr Lehrer, so alt er auch war, das beste Vorbild hierzu. Ich wußte gar nicht, was ich denken sollte, als ich diesem Unterrichte zum ersten Mal beiwohnte. Eine ganze Stunde ließ Möser gewöhnlich auf sich warten, sehr oft kam er gar nicht. Tobend und fluchend trat er ins Zimmer und schlug mit dem Taktstock so lange aufs Pult, bis einigermaßen Ruhe eingetreten war. Kein Stuhl, kein Pult stand am rechten Ort, Niemand wußte, was gespielt werden sollte. Das Alles wurde erst jetzt von Möser unter Fuhrmanns-Ausdrücken commandirt. Endlich gab er brüllend das Zeichen zum Anfang. Mit einem wahren A. B. C. von Schimpfwörtern corrigirte er die Schüler und schlug auch manchmal zu. Man sollte meinen, die Kunst-Jünger müßten vor einem solchen Wütherich gezittert haben; dem war aber keineswegs so. Je gröber er es trieb, um so vergnügter nahmen sie es hin. Wußten sie doch, daß ihr Lehrer eine Art von Vorliebe für diejenigen hatte, die sich durch Tollheiten auszeichneten, und daß er sie bei jeder Gelegenheit bevorzugte, wenn sie sonst als Künstler etwas taugten. Die einzige Schranke, daß sie in ihrem Uebermuthe nicht zu weit gingen, war die Furcht sich die Aussicht auf eine dermaleinstige Anstellung zu verscherzen, die viel von Möser's Urtheil abhing.

Ich mochte wohl einer der ruhigsten Schüler sein, und dennoch ließ ich mich einmal zu einer Ungehörigkeit hinreißen, die mir beinahe schlecht bekommen wäre.

Ich gehe während einer Theater-Probe über die Bühne, trete unbewußt etwas stark auf und werde von dem Polizisten Grubert in sehr starken Ausdrücken zur Ruhe gewiesen. „Na! habe er sich doch nicht so!“ antworte ich ihm und gehe nach dem Instrumenten-Zimmer, um dort mein Instrument für die Classe zu holen, die eben beginnen sollte.

Plötzlich steht dieser Grubert mit der Frage vor mir:

„Wer sind Sie, und wie heißen Sie?“

Wozu wollen Sie das wissen?

„Ihren Namen!!“

Ich gebe ihn nicht!

„Nun! so kommen Sie mit!"

Ich heiße Schmidt," fuhr es mir heraus, worauf Grubert verschwand.

Beklommen ging ich nach der Classe, nichts Gutes ahnend. Es dauerte nicht lange, so klopfte es an der Thür.

Grubert tritt herein! Ihn sehen und gleich den Kopf unter das Pult stecken war Eins. Zu größerer Deckung schiebe ich mir noch den Contra-Baß meines Nebenmannes vor den Leib. Grubert klagt den Eleven Schmidt der Widerspenstigkeit an und giebt Möser im Auftrage des General-Intendanten die Weisung den Sünder zu bestrafen. — Möser, verdrießlicher über die Störung als über die Anklage, ruft: „Schmidt!" — Einer meiner Mitschüler dieses Namens, ein Flötist, derselbe, welcher später Ballet-Dirigent wurde, folgte sogleich dem Rufe und warf vor Hast und Eile sein Pult über den Haufen.

Nachdem ihn Möser derb ausgescholten, fragte er ihn: „Haben Sie gar Nichts zu Ihrer Vertheidigung zu sprechen?" „Nein!" antwortete Schmidt, „ich verstehe Sie und die ganze Sache nicht. Ueberdies bin ich gar nicht über die Bühne gegangen. Es ist unmöglich, daß mich Herr Grubert da gesehen hat."

„Nein! Herr Musik-Director!" fiel hier Grubert ein, „der war es nicht. Mein Schmidt war viel kleiner und hatte rothes Haar." „Ach! gehen Sie zum Teufel," schrie Möser, und warf ihm die Thür vor der Nase zu. Ueberglücklich kroch ich jetzt aus meinem Versteck hervor. Nach beendigter Classe theilte ich Schmidt und den anderen Schülern mit, welche Bewandtniß es eigentlich mit dem Grubert und seinem Erscheinen gehabt habe, und Alle freuten sich, daß der böse Grubert einmal mit seiner Anzeigewuth übel angelaufen war. Als Möser das wahre Sachverhältniß der Geschichte hörte, lachte er und freute sich mehr als alle seine Schüler und sagte: „Die Geschichte ist gelungen!"

Mag übrigens Möser auch als Lehrer und Vorgesetzter seine kleinen Schattenseiten aufweisen, so hat er sich doch um die Kunst ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst erworben. Er war es, der in Berlin zuerst den Sinn für classische Musik weckte und

zwar durch seine Quartette und Symphonie-Concerte, die er mit Hülfe der Kapelle, allerdings zu seinem eigenen Besten, gab.

Alljährlich fand eine öffentliche Prüfung der Eleven und Accessisten der Königl. Kapelle statt. — Einer solchen wohnte ich zum ersten Male bei. Sämmtliche Spitzen der Königl. Oper waren zugegen: Der General-Intendant Graf von Redern, der General-Musikdirector Spontini, die Kapellmeister Schneider und Henning und die ersten der Kammer-Musiker. Als Gäste erschienen: Der Fürst Radziwill, der Baron von Lauern, Professor Zelter, der Baurath Moser (Spontini's bester Freund), der Musikdirector O. W. Bach, die Gebrüder Hansmann und eine große Menge Privat-Musiker. — Wir spielten die Beethoven'sche Symphonie aus F. und Ouvertüren nebst Balletstücken Spontini'scher Opern. Ich hatte die Freude, daß mich Spontini in einer Pause persönlich ansprach, seine Zufriedenheit mir über die Ballet-Soli ausdrückte und mich theilnehmend fragte (Vermuthlich hatte Hansmann mit ihm über meine Verhältnisse gesprochen):

„Wovon lebe Sie?"

Ich schwieg.

„Brauche Sie Geld?"

„Ja!"

„Sie sein ein Schüler von – Errn — Ansman."

„Ja!"

„Très bien, fort bien!"

Hierauf fragte er meinen Nebenmann, den Kammer-Musikus G...... (Die jüngsten Kammer-Musiker hatten die Pflicht diese Ausführungen zu unterstützen):

„Wer sein Ihr Lehrer?"

„Herr Bohrer!"

„Gehen Sie zu — Ansman, und lernen Sie!"

Der Tadel, welchen Spontini gegen G...... hier aussprach, war im höchsten Grade ungerecht, und das Lob, welches etwa darinnen versteckt für mich oder für meinen Lehrer lag, konnte mich nicht freuen. Denn G...... war bereits ein sehr achtungswerther Violoncellist, während ich noch Etwas lernen sollte.

Spontini's Frage: Brauchen Sie Geld? deutete ich mir bestmöglichst auf eine Unterstützung. Sie wäre mir erwünscht gewesen, aber ich bekam keine. Indeß wurde ich zu meiner größten Freude zum Accessisten der Königl. Kapelle ernannt. Das war ein großer Schritt vorwärts, der die sichere Aussicht auf eine dermaleinstige Anstellung in sich schloß. Diese Ernennung verdankte ich vorzugsweise Möser's Zuneigung, die ich mir besonders damit erwarb, daß ich in seine Classe mehr Ordnung brachte, wodurch ihm sein Unterricht wesentlich erleichtert wurde. Später vertraute er mir seinen Sohn als Schüler an, einen höchst talentvollen Knaben, den aber ein früher Tod hinwegnahm.

Seit geraumer Zeit hatte ich den Meinen nicht geschrieben, theils weil ich zu wenig Erfreuliches zu berichten wußte (das Schlimmste verschwieg ich), theils weil das hohe Briefporto zu scheuen war.

Die jüngst verlebte Zeit bot Stoff die Fülle. In der höchsten Glückseligkeit schrieb ich ihnen meine neuesten Erlebnisse.

Die Antwort des guten Vaters war eine ebenso vergnügte. Unter Anderem schrieb er: „Du wirst hier im Städtchen sehr beneidet; die Leute sprechen, es sei kein Kunststück, daß es Dir so gut gehe, wenn man einen General-Feldmarschall zum gnädigsten Protector habe, — —." Ich schüttelte unwillkürlich den Kopf und ließ die guten Leute bei ihrer Meinung.

Der Accessistendienst in den Opern, Ballets und Schauspielen machte mir ein unendliches Vergnügen. Die höchsten Genüsse für Geist und Herz, für Aug' und Ohr waren da geboten! Und wie lehrreich zugleich! Manche Erfahrung hätte ich vielleicht theuer erkaufen müssen, wenn mir das auf der Bühne dargestellte Leben das wirkliche Leben nicht um Vieles verständlicher gemacht hätte.

Neben dem Theaterdienst frequentirte ich noch als Cellist Professor Zelter's kleine Sing-Akademie, an der auch Felix Mendelssohn als Violist und der jetzige Kapellmeister Julius Rietz als Cellist theilnahmen. Was Zelter betrifft, so mag er gewiß ein grundgescheuter und origineller Mann gewesen sein, aber es kam mir immer vor, als wolle er Letzteres noch mehr scheinen. Hundert

Anekdoten erzählt man sich von ihm, aber eine weniger bekannte will ich hinzufügen, von der ich Zeuge war, und die wenigstens einen schlagenden Beweis von Zelter's origineller Derbheit giebt. Er kommt ins Theater und sieht meinen Lehrer Hansmann in der Orchesterloge sitzen. Ohne Gruß ruft er ihm aus der Ferne laut zu: „Na, ich glaube nicht, daß unser guter König ein paar solch alte Esels in seinem Stalle hat, als wir Beide sind." Zelter lachte dabei laut auf, und Hansmann that ihm den Gefallen mitzulachen.

Die freie Wohnung, welche mir die Stradt'sche Familie so edelmüthig gewährt hatte, ging zu Ende, und ich mußte, da sich meine Finanzen nicht gebessert, schon mit einer Kammer fürlieb nehmen. Eine solche fand ich beim Instrumentenmacher Wolf. Hier war Gelegenheit mit vielen Musikern von Fach und auch mit Dilettanten bekannt zu werden. Unter Letzteren war ein Polizei-Inspector Mertke, der mir besonders wohl wollte. Er führte mich einem Dilettanten-Vereine zu, dem er selbst angehörte und der sich „der ewige Musik-Verein" nannte. Ihm verdankte ich unzählige frohe Stunden. Er kam jeden Sonnabend abwechselnd bei einem der Mitglieder zusammen. Sie hießen Polizei-Inspector Mertke, Justizrath Kempf, Kanzleirath Bithosius, Registrator Hoffmann, Administrator Köhler und Hofrath Nitschke.

Mein Wirth, Wolf, zählte zu den gediegensten Instrumentenmachern Berlin's. Fleißig sah ich ihm bei seinen Arbeiten zu und gewann Kenntnisse in der Reparirkunst.

Dies brachte mir später großen Nutzen. Denn sobald ich Mittel besaß, kaufte ich alte desolate Instrumente, ließ sie in Stand setzen und verkaufte sie wieder. Und ich hatte im Finden wie im Verkaufen solcher Instrumente viel Glück.

Meine Kammer kostete einen Thaler funfzehn Silbergroschen und das Frühstück einen Thaler. Sonach blieben mir ein Thaler funfzehn Silbergroschen von meinem Monatsgelde übrig. — Damit sollte ich alle anderen Bedürfnisse bestreiten! Ohne meine Freitische, vier an der Zahl, wäre mein Aufenthalt in Berlin unmöglich gewesen. Jetzt ging die Sorge an, und eine Verlegenheit drängte die andere. Doch es machte mich nicht bange! Kam doch immer Hülfe,

wenn die Noth am größten war. So zerschlug ich mir eines Tages mein Violoncello durch einen unglücklichen Fall und mußte Wolf 12 Thaler Reparatur bezahlen. Auf drei Monate waren somit meine Existenzmittel verloren. Am ersten des Monats sollte ich Miethe, Frühstück und alle Auslagen entrichten und besaß keinen Pfennig.

Rathlos ging ich zur Stunde, das reparirte Cello unter dem Arme tragend. Da fällt mir auf dem Straßendamme ein weißes Packet in Buchform in die Augen; ich hebe es auf, öffne es und finde verschiedene Werthpapiere und eine bedeutende Summe Geldes in Coupons darinnen. Ich zeigte den Fund meinem Lehrer, der mir den Rath gab ihn so lange bei mir zu behalten, bis in den Zeitungen Nachfrage geschehen sei. Diese ließ auch nicht lange warten, und ich erhielt einen Finderlohn von 25 Thlrn. So kam ich aus aller Verlegenheit!

Ein Diener des Kaufmanns Kapf an der Schloßfreiheit hatte das Packet verloren.

Als der Winter nahte, mußte ich meine unheizbare Kammer mit einer anderen Wohnung vertauschen. Diese bestand zwar auch nur in einer Kammer, aber ich durfte für einen halben Thaler mehr Miethe die Wintermonate über an dem geheizten Zimmer der Frau Wirthin theilnehmen.

Hier trug sich nichts Erhebliches zu, außer daß ich ein schönes junges Mädchen, Namens Sophie . . . . ., kennen lernte, die mir sehr leicht gefährlich werden konnte. Sie hing mir wie eine Klette an, und obgleich ich ihre Zuneigung nicht in gleichem Grade erwiederte, blieb sie unermüdlich in immer neuen Liebesbeweisen. — Plötzlich verschwand sie von Berlin, und bald dachte ich nicht mehr an sie. — Da erhalte ich nach Jahr und Tag aus Potsdam einen Brief von ihrer Cousine, aber so ernsten Inhalts, daß mir für den ersten Augenblick angst und bange wurde. Sophie sollte sterbenskrank geworden und, nach Aussage des Briefes, ich allein die Ursache sein. Indeß nach mehrmaligem Lesen des Briefes merkte ich bald, daß nicht die Cousine, sondern Sophie, ihn geschrieben hatte. Nähere Erkundigungen in dem Hause ihrer Eltern in Potsdam

bestätigten es vollkommen. Sophie war nur leicht unwohl gewesen und hatte gar keine Cousine.

In dieser Zeit drängte es mich einmal dem Geheimen-Rath Nr. in Breslau Nachricht von mir zu geben; ich that es und wurde wider Erwarten mit einer sehr herzlichen und liebevollen Antwort erfreut. Nur am Ende wurde sie ernst und schloß mit den Worten: „Wie glücklich wäre ich zu preisen, wenn mir die Kinder weniger Sorgen machten!" In meinem nächsten Briefe nahm ich Bezug darauf und sagte: „Sicher würde es Ihren Kindern Segen bringen, wenn Sie weniger streng gegen Ihre Nichte sein wollten." Dem Herrn Rath war dies zu stark, und er antwortete: „Junger Mann! Ich bin schon zu alt für Ihre guten Lehren; im Uebrigen danke ich Ihnen für den weiteren Inhalt Ihres Briefes." So billig aber kam ich bei der Frau Räthin nicht weg. Sie ließ mir durch den Ueberbringer des Briefes sagen: „Sie würde mich die Treppe hinunterwerfen lassen, wenn es mir jemals in den Sinn käme sie in Breslau besuchen zu wollen."

Das erste Weihnachtsfest nahte heran! Ich hatte weder Etwas zu hoffen noch zu geben. Umsonst sah ich mich nach einer Kleinigkeit für meine arme kranke Mutter um.

Da half mir der Zufall! Ich fand in der Lindenstraße ein ganz neues werthvolles Umschlagetuch, zu dem sich trotz der Bekanntmachung Niemand meldete. Dies schenkte ich ihr.

Den heiligen Abend verlebte ich in der Türrschmiedt'schen Familie. Von allen Glücklichen war ich wohl da der glücklichste! Denn als das Zimmer geöffnet wird, in welchem die Liebesgaben in Form einer großen Puppe aufgebaut waren, nimmt mich Herr Türrschmiedt am Arm und sagt: „Kommen, kommen Sie! Auch Ihnen ist was zugedacht! Suchen Sie nur."

Ich fand einen Brief adressirt an mich mit einer Einlage von 4 Thlrn. und mit der Zusicherung einer monatlichen Wiederholung bis zu meiner Anstellung. Von wem das Geschenk kam, habe ich bis heute nicht erfahren; nur soviel weiß ich, daß es Herr von Olberg ausgewirkt und sicher mit eigenem Beitrage. Außerdem lieferte mir die Puppe ein Paar Winterhandschuhe von der Frau Mutter des Herrn Türrschmiedt, in welchen ein Thaler steckte,

und eine Menge Tücher, Chemisettes und Halskragen von der Familie Türrschmiedt.

An meinem Geburtstage, ein paar Monate später, wurde ich aufs neue beschenkt. — Herr Türrschmiedt überreichte mir 3 Thaler mit der Zusicherung, daß diese Unterstützung sich ebenfalls bis zu meiner Anstellung wiederholen werde. Die Geber derselben waren Herr Türrschmiedt, seine Gemahlin und sein Bruder. Auch ein anonymer Brief passirte ein, von einem Friedrichsd'or begleitet, den mir einer meiner jungen Freunde, Namens Felix Mathes, der jetzt in Amerika Arzt ist, zuschickte.

Am Abend besuchten mich einige Accessisten der Kapelle, um meinen Geburtstag festlich zu begehen. Einer, Namens Kellmann, ein Schwede, der Pflegesohn des Grafen Puttbus-Schwerin in Stockholm, sorgte für Alles, und es ging hoch her! Die Bekanntschaft dieses junges Mannes verdankte ich Herrn Türrschmiedt: er führte mich bei Kellmann ein, als dieser schwer krank an einem Nervenfieber darnieder lag. — Das innigste Freundes-Verhältniß bildete sich zwischen uns. Nach zwei Jahren ging K. nach Schweden zurück, wo er seine Kunst mit dem Spaten vertauschte. Er wurde Gutsbesitzer, zu welchem Berufe ihn sein gräflicher Pflegevater mit einem reichen Vermächtniß bestimmt hatte.

Meine Verhältnisse waren im Vergleich zu ihrem Anfange jetzt wohl brillant zu nennen! Ich genoß den freien Unterricht bei einem der vorzüglichsten Violoncellisten, war Accessist in der Königl. Kapelle, bekam freie theoretische Stunden, hatte außer vielen Extra-Mittag- und Abend-Einladungen, welche letztere meist dem Musiker galten, die Woche vier Freitische und eine monatliche Unterstützung von 11 Thalern. — Jetzt konnte ich ohne alle Sorge, mit frohem Herzen meiner Kunst nachgehen! Ja, daß ich nicht des freien Schuh- und Stiefelwerks vergesse: auch das war eine große Hülfe.

Und fast Alles dies verdankte ich nur den beiden Männern, dem Herrn von Olberg und Herrn Türrschmiedt. — Später erhielt ich auch noch durch ihre Verwendung von Sr. Majestät Friedrich Wilhelm III. zwei Gnadengeschenke, einmal 30 Thlr., und das andere Mal auf ein gutes Attest meines Lehrers Hansmann ein sehr werthvolles italienisches Violoncello.

Dies Violoncello, welches ich bis auf den heutigen Tag noch als mein Solo-Instrument spiele, ließ ich von unserm berühmten Instrumentenmacher Straube verkleinern. Die Reparatur, welche mir der Kaufmann Otte gütigst vorschoß, kostete 60 Thaler. Um den späteren Besitzern es erkennbar zu machen, will ich es zu beschreiben suchen. Mögen sie es so lieb und werth halten, wie ich es gethan habe:

„Das Deckenholz ist breitjährig und der Lack dünn und lichtbraun. Die Zargen und der Boden sind dunkelbraun von schön flammigem Ahorn. Die Schall-Löcher sind mehr groß als klein. Auf der Decke unter dem Griffbrette befindet sich eine in Holz geschnitzte Rosette und oben am Rande der Decke nahe dem Griffbrette ein eingesetztes fremdes Stückchen Holz von der Dreiviertel-Größe eines Dominosteines. — Die Decke zeigt sieben verschiedene geleimte Risse, der Boden dagegen nur einen kaum sichtbaren. Die unteren Zargen sind sehr mitgenommen und inwendig mit Pergament belegt. Decke und Boden haben eine mehr hohe als flache Wölbung. Das Halsstück von breitflammigem Ahorn ist neu eingesetzt. Die dunkelbraunlackirte Schnecke enthält schwarze Wirbel. — Der leicht ansprechende Ton des Instrumentes ist überall edel, stark, voll und weich."

Im Laufe der Zeit machte ich eine sehr interessante Bekanntschaft mit einem Dilettanten, dem General-Lieutenant von Pirch. Herr von Olberg hatte mich bei ihm eingeführt. Ich mußte wöchentlich einmal mit dem General-Lieutenant von Pirch duettiren, wobei er Violine spielte. So oft es nun geschah, erhielt ich jedesmal beim Weggehen einen Thaler und immer mit ein- und denselben Worten:

„Hier! zur Besorgung der nöthigen Saiten!"

Der General von Pirch zählte zu den Männern der strengsten Ordnung und Pünktlichkeit. Alles ging bei ihm nach der Uhr und Schnur. Er war Hagestolz und kannte nichts Höheres als die Liebe zu seinem Könige und seinem Vaterlande.

Sie sprach sich einmal auf recht frappante Art aus, wobei er zugleich seine große Herzensgüte documentirte. Ich trete eines Tages bei ihm ein, da sieht er mich mit zugekniffenen kleinen Augen, ohne

meinen devoten Gruß zu erwiedern, wie einen Fremden lange und unverwandt an. — Endlich räuspert er sich und sagt:

„Glauben Sie, daß dies schön ist?"

Um Vergebung, Excellenz, was denn?

„Ich frage, ob Sie das schön finden?"

Um Vergebung, ich kann Excellenz nicht verstehen!

„Nun, so sehen Sie doch in den Spiegel!"

Hier faßte er mich beim Arm und führte mich bis vor den Spiegel.

Ach! Excellenz meinen doch nicht meinen Bart?!

„Ja wohl, den meine ich", — und aufs höchste ärgerlich setzte er hinzu:

„Es fehlt weiter Nichts, als daß Sie Sich noch einen weißen Hut aufsetzen, so ist der Demagoge fertig."

Excellenz! Der Bart hat keine Bedeutung; ich wollte ihn stehen lassen, um das Rasiren zu sparen.

„Nun, machen Sie, was Sie wollen, mir soll es recht sein; ich wollte bloß wissen, ob Sie eine solche abscheuliche Mode schön finden." — „Heute mag ich nicht spielen", sprach er mit noch verdrießlicherem Gesichte und überreichte mir den Thaler, den er sonst regelmäßig nach dem Musiciren zu geben pflegte.

Nun, Excellenz! erwiederte ich, indem ich mich für das Geschenk dankend verbeugte, ich kann ja den Bart abschneiden.

„Ja! wollen Sie das thun?" Hier griff er noch einmal in die Börse, reichte mir noch einen Thaler und sagte freundlich: „Nicht wahr, Sie lassen Sich noch heute rasiren?"

Ich empfahl mich, um auf der Stelle mein Versprechen zu erfüllen.

Das Honorar des General-Lieutenant von Pirch war der erste und einzige Verdienst, den mir die Musik in Berlin innerhalb zweier Jahre brachte.

Auf die Empfehlung des Herrn von Olberg mußte ich mich auch dem Fürsten Anton Radziwill vorstellen, demselben, welcher die Musik zum Faust componirt hat. Seine Durchlaucht waren sehr gnädig, ließen mich ihr Violoncello spielen und versprachen

mich Herrn Spontini ganz besonders empfehlen zu wollen. Ob es von Sr. Durchlaucht geschehen, habe ich nicht erfahren können.

In den Sommer-Monaten 1829 verreiste Herr von Olberg und überließ mir seine Wohnung zur Obhut. Das traf sich sehr glücklich: — ich konnte meine gute Mutter, die mich unverhofft besuchte, bequem bei mir aufnehmen. — Kummer um meine Gesundheit und eine billige Gelegenheit hatten sie zu dieser weiten Reise bewogen. Es war ein rührender Beweis ihrer Liebe, da sie wußte, welch empfindliche Schmerzen ihr jedes Fahren verursachte, geschweige ein so langes! Aufs höchste angegriffen kam sie an. Meine Freude sie wiederzusehen ward dadurch sehr getrübt. — Allen meinen Gönnern stellte ich die Mutter vor, und Alle bemühten sich ihr Liebes anzuthun. — Obenan stand die Familie Türrschmiedt, durch deren Güte sie unter Anderem auch eine Oper, „Die weiße Dame", hören konnte. Nach wenigen Tagen kehrte sie nach Hause zurück und empfahl mich unter heißen Thränen der Gnade Gottes. — Diese wurde mir bald, unerwartet und auf die außerordentlichste Weise, zu Theil.

Einer der Violoncellisten der Königl. Kapelle hatte das Unglück vom Schlage getroffen zu werden und blieb für den Dienst unfähig. Ich mußte seine Stelle vertreten bis zu seiner Pensionirung, die nach 1½ Jahren erfolgte. — Diese Vertretung war eine große Uebung für mich und ausreichend meine Qualification für die Stelle genügend darzuthun. Ich bekam sie, obwohl sie mir ein anderer Accessist streitig machen wollte, nach absolvirter Classen-Prüfung (ich spielte das Potpourri von B. Romberg, Oeuvre IV.), und zwar unter einhelliger Zustimmung des General-Intendanten Grafen von Redern, des General-Musikdirectors Spontini, des Kapellmeisters Schneider und der Musik-Directoren Möser und Henning. Meine Freude über die Anstellung war eine unbeschreibliche, und nie habe ich eine ähnliche Freude mehr erlebt. Meine Gönner und Freunde theilten sie mit mir, und auch von meinem hohen Gönner, dem Feldmarschall Grafen von Gneisenau, erhielt ich einige beglückwünschende Worte.

Die höchste Seligkeit aber empfand ich, als ich meinen

guten Eltern und Geschwistern das Glück nach Hause berichten konnte.

Mein Gehalt betrug jährlich 120 Thaler, also 10 Thaler monatlich. Das war freilich wenig und weniger, als ich an Unterstützungen besaß. Indeß mußte ich mich schon überglücklich preisen in so kurzer Zeit mein Ziel erreicht zu haben. Konnte ich doch auf eine mit den Jahren sich immer mehr erhöhende Gehalts-Verbesserung, wie es in der Kapelle üblich ist, sicher rechnen. 1830 wurde ich engagirt und funfzehn Jahre später zum Solospieler für das Ballet mit vierfachem Gehalt ernannt.

Ich war nie ein sehr muthvoller Solospieler, und doch wollte der Zufall, daß ich stets grade das schwierigste Solo, das von Bugni in dem Ballet Thea, auszuführen bekam, wenn fremde gekrönte Häupter in den Gala-Vorstellungen als Gäste zugegen waren. — Ich glaube, daß ich dieses böse und zugleich undankbare Solo fast allen gekrönten Häuptern, die im Laufe der Zeit Berlin besuchten, vorgespielt habe. Am wenigsten mochte wohl der Kaiser Nicolaus darauf gehört haben, der gewiß an ganz andere Sachen dachte als an Musik: es war sein letzter Besuch in Berlin und kurz vor dem Krim-Kriege! Der Kaiser saß die ganze Vorstellung über, seinen Kopf auf die rechte Hand gestützt, in der unteren kleinen Prinzenloge und sah höchst kummervoll aus. Um so sorgloser erschien ein Jahr später Prinz Napoleon, der in der kleinen Mittel-Loge neben Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV. Platz genommen. Ehe das Ballet Thea begann, sagte ich zu meinen Collegen: „Heute habe ich eine eigene Aufgabe zu lösen: ich soll den Neffen des großen Napoleon, der meinen Vater bei Jena zum armen Mann gemacht, mit dem schwersten Solo vergnügen helfen. Wenn es mir mißlänge, so wäre es kein Wunder!" — Doch die Sorge war eine unnöthige: es ging grade recht gut.

Von meinen Collegen und anderen Musikern nenne ich folgende als meine bewährtesten Freunde: Musiklehrer Julius Andrae, Organist Thiele, Concertmeister Kudelski, Drews, Gebrüder Espenhahn, Birnbach, Gareis, Rammelsberg (letztere sechs: Kammer-Musiker), ferner den Concertmeister des Königstädter-Theaters, Léon de Saint Lübin, und den Pro-

fessor Grünwald. Mit Léon de Saint Lübin spielte ich von 1838 bis 1849 wöchentlich einmal Quartett vor einem ausgewählten Publicum und setzte diese Quartette nach seinem Tode in meiner Behausung fort. Meine Mitspieler dabei waren: Grünwald als Violino Primo, Rammelsberg als Violino Secundo und Gareis als Viola. 1853 übernahm College Birnbach für den erkrankten Grünwald die erste Violine und übergab sie aus gleicher Ursache später dem Concertmeister Ries, der sie bis zum Schluß meiner Quartette spielte. Auch meinen Violisten Gareis verlor ich durch einen schnellen Tod. Für ihn trat ein junger talentvoller Mann ein, Otto Kahle, den ebenfalls ein früher Tod ereilte. Diese Quartette*) waren mein einziges und höchstes Vergnügen, und noch heute fühle ich mich gegen die genannten Herren, die mich dabei so viele Jahre unterstützten, zum innigsten Danke verpflichtet. Ich gab sie gratis und zählte in der Regel über hundert befreundete und fremde Zuhörer. —

Es ist recht schade, daß das Quartett, litterarisch das reichhaltigste, so wenig Gemeingut des Volkes ist. Man giebt für todte Künste, respective Museen, Millionen aus, und für das viel leichtere Bildungsmittel thut man Nichts. Wie der Besuch der Kirchen den kostbaren Schauspielen gegenüber, so müßten Concerte, Symphonieen, Quartette und Trios den theuren Opern gegenüber umsonst dem Volke geboten sein. Es bedürfte dazu von Seiten der Regierung nur geringer Opfer. —

Das Prädicat „Kammer-Musikus“, welches mit der Anstellung verbunden ist, machte mich als Künstler um Nichts besser, aber es empfahl um so mehr den Lehrer. Ich erhielt bald ausreichend Schüler, sowohl auf dem Clavier wie auf der Flöte und dem Violoncello. — Mögen die Namen aller meiner Violoncello-Schüler, damals jung, mit ihren späteren Standes-Titulaturen hier Platz finden. Ich führe sie auf, wie sie einander gefolgt sind. — Die mit einem Kreuz bezeichneten, sind bereits verstorben:

„Kammer-Musikus Di Dio. Stadtgerichtsrath Parthey. Zimmermeister Otto Schilling. Excellenz von Voigts-Reetz,

*) Leider mußten wir im Jahre 1861 des zu starken Theaterdienstes wegen auf dieses Vergnügen verzichten, und zwar für immer.

kommandirender General des X. Armee-Corps. Kaufmann Ernst Herrmann. Schiffs-Capitän Wagner. Lehrer Battig. Steuer-Rath Römer †. Hofmeister Lerch †. Ernst Möser †. Musiker Birnbach †. Particulier von Zedlitz. Dr. med. Ackermann. Hauptmann Kalo †. Dr. med. Mathes. Pastor Baumert †. Musiklehrer Andrae †. Regierungs-Beamter Bader. Geheim-Rath Nitschke I. Rentier Schlesinger †. Musiker Gusikow. Musiker Mentschikoff. Dr. med. Cons. Hauptmann Plesner. Rentier Pfitzer †. Kapellmeister Lorberg. Hauptmann Felix von Olberg. Hauptmann von Wasilewsky. General-Major von Dresky. Musiker Schreier. Kaufmann Jeanrenaud †. Oberst von Reuter, im Kriege von 1870 geblieben †. Hauptmann Kühne. Major Ribbentrop. Gutsbesitzer von Zastrow I. Gutsbesitzer von Zastrow II. Kaufmann Scholz aus Hermsdorf, in Malaga. Banquier Wolf. Englischer Geistliche Hutclicson. Kaufmann Landesmann. Kaufmann Defrancs. Dr. med. Heinrich Heymann I. Kaufmann Max Heymann II. Technischer Director und Landwehr-Lieutenant Kops, im Kriege 1870 geblieben †. Prorector Schmidt I. Gerichts-Assessor Schmidt II. Dr. phil. Hollenberg. Oberforst-Candidat Weise. Gutsbesitzer Wedding. Dr. phil. Hermann Strack. Studios. juris Nottebohm. Studios. juris Gumprecht. Kaufmann Schwabe. Kaufmann Riesenkampf. Kaufmann Pietzker. Kaufmann Bourgau. Kaufmann W. Jacoby. Dr. phil. Marquardt †. Kaufmann Loewe. Archäologe Dams. Kaufmann Sontag. Primaner A. Schwartzkopff. Kaufmann H. Schröder. Techniker Heckmann. Gymnasiast Michaelis. Bank-Assistent von Klöden. Gymnasiast von Tettenborn. Hauptmann von Barfus. Herr von Wolf. Kaufmann Kron. Dr. med. Martens in Bergen. Premier-Lieutenant Victor Heermann. Kanzleirath Eduard Nitschke II. Gymnasiast Bernhardt."

Der Theaterdienst war in den ersten zehn Jahren nur sehr gering. Ich hatte durchschnittlich im Monat nicht mehr als eine Woche zu thun. (Jetzt drei Wochen!) So konnte ich bequem noch andere nützliche Dinge treiben. Großes Vergnügen fand ich an der Philosophie, mit der ich mich aufs eifrigste beschäftigte. Drei

meiner edelsten Freunde unterstützten mich hierbei auf das wesentlichste. Es waren dies der Dr. Parthey, der Prediger Dr. Alt und der Schulvorsteher Grüzmacher. In der Parthey'schen Familie sowie in der Familie seiner Stiefmutter, der Frau Hofräthin Parthey, hatte ich bereits die gastfreiste Aufnahme gefunden. Im Jahre 1853 zog ich in ihr Haus, wo ich jetzt seit zwanzig Jahren wohne. Diesen beiden Familien verdanke ich unendlich viel Waren sie doch für mich, den Alleinstehenden, ein so herzlicher und sicherer Anhalt, wie man ihn nur in der eigenen Familie finden kann.

Auf Dr. Parthey's sowie Dr. Alt's Anregung arbeitete ich meine ersten schriftstellerischen Aufsätze und hatte die Freude, daß sie in Köster's „Zerstreuten Gedanken-Blättern über Kunst" Aufnahme fanden, welche in den vierziger Jahren in der Nicolai'schen Buchhandlung erschienen.

Im Jahre 1846 schrieb ich den Roman „Felix Fistel, ein Künstler und Virtuose unserer Zeit", dem mehrere Brochüren vorangingen und nachfolgten.

Dieser geistigen Beschäftigung verdankte ich viel: schon, daß sie mir eine Abwechselung gegen das viele Musiciren bot und mich Manches vergessen ließ, wonach mein Herz sich sehnte, und wozu mir die Mittel fehlten. Später überkamen mich noch andere Liebhabereien, zuerst für Oel-Bilder, dann für Antiquitäten. — Ich suchte und sammelte vornehmlich altdeutsche Thongefäße aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert und war um so glücklicher damit, als in der ersten Zeit meines Sammelns nur Wenige dieser Liebhaberei huldigten und meine pecuniären Mittel gerade dazu ausreichten. Diese Passion hat mir zwar viel Zeit gekostet, aber auch viel Vergnügen gemacht, wenngleich ihr Zauber mehr im Suchen und Finden als im Besitze beruht. Meine Sammlung zählte ohne Doubletten im Jahre 1872 schon 1058 Piecen, 888 Thongefäße und 170 Gegenstände aus anderen Materien. Die Sammlung der Thongefäße ist unstreitig die reichhaltigste, welche Deutschland aufzuweisen hat. Im Jahre 1872, den 4. Februar, wurde sie Eigenthum des Staates und ist als solches dem Berliner Gewerbe-Museum einverleibt.

Einige kurze Bemerkungen über das Königliche Theater.

An der Spitze der Oper stand der General-Musik-Director Spontini, allmächtig ebenso sehr durch den Zauber seiner Werke wie durch die von Seiner Majestät Friedrich Wilhelm III. ihm verliehene unumschränkte Gewalt. Er bezog ein jährliches Gehalt von 4000 Thalern und außerdem die Einnahme eines Benefiz-Concertes, für welche ihm 1000 Thaler gesichert waren. Spontini herrschte am Theater, und Jedermann mußte ihm gehorchen. Bei dem ehrgeizigen und selbstsüchtigen Charakter Spontini's konnte es nicht anders sein, als daß große Uebelstände heraustraten. — So vermehrte, fast verdoppelte er das Personal der Kapelle, ohne den Etat zu vergrößern, bestimmte die Höhe der Gehalte und vertheilte nach seinem Belieben die Gehalts-Zulagen. Zu noch größerem Unglück der Kapelle standen ihm Männer zur Seite, die alle seine Schritte gut hießen und meisterhaft im Kleinen den großen Spontini spielten. Diese kleinen „Herr-Götter" mußten erst gewonnen werden, wenn Jemand bis zu Spontini dringen wollte. Direct es zu thun war schwer gestattet und nutzte auch wenig, da Spontini Deutsch weder genug sprach, noch verstand. Wer es nun über sich vermochte den kleinen Göttern zu schmeicheln oder vor ihnen zu kriechen, nun, der hatte die Aussicht viel zu erreichen. Könnte man die Thränen in die Spree führen, welche über alle damals vorgekommenen Ungerechtigkeiten in der Stille wie öffentlich geflossen sind, so würde sie groß werden! Man kann sich denken, welch ein unerquicklich-collegialisches Leben unter den 96 Mitgliedern der Königlichen Kapelle geführt wurde, deren Gemüther fast alle verstimmt, mit Haß und Neid gegen einander erfüllt waren. Den letzten Frohsinn raubte die Sorge ums tägliche Brot; denn die meisten der Collegen bezogen durch die Vergrößerung der Kapelle ein bis zur Hälfte reducirtes Gehalt, von dem sie nicht existiren konnten. Wer Unterricht gab, konnte sich noch helfen. —

Für die Pracht der Spontini'schen Opern geschah Alles, während man die anderen außer den Gluck'schen und Don Juan, welche Opern Spontini selbst zu dirigiren pflegte, sehr karg behandelte. — Indeß besaß Berlin in den Spontini'schen Opern

ein Kleinod, wie es die ganze Welt nicht noch einmal aufzuweisen hatte. — Sie gingen in einer Vollkommenheit, Eleganz und Herrlichkeit über die Bühne, die sich nicht beschreiben lassen. — Das Spontini'sche Piano, von der ganzen Masse ausgeführt, klang wie das Pianissimo eines Quartetts, und das Forte übertraf den stärksten Donner. Zwischen diesem Piano und diesem Forte bewegten sich Spontini's unübertreffliche Crescendo's und Decrescendo's. — Auf Schatten und Licht verwandte Spontini die allergrößte Sorgfalt. —

Durch die vielen Proben, welche manchmal bis in die 80 zählten, wurden seine Opern ein vollkommenes Eigenthum Aller, die in denselben mitwirkten. Natürlich, daß dadurch eine Sicherheit, ein Ensemble ohne Gleichen erzielt wurde. — Mir kam's ganz wunderbar an, als ich zum ersten Male in einer solchen Oper mitspielte. Das hieß nicht Spielen, sondern Arbeiten.

Gleich einer Majestät trat Spontini ins Orchester, nahm seinen Feldherrn-Platz ein, machte mit seinen stechenden Augen die Runde, fixirte das schwere Geschütz, wie er Contrabässe und Violoncelli nannte, — und gab das Zeichen zum Anfange.

Wie eine eherne Säule stand er vor seinem Pulte, nur den unteren Theil des rechten Armes bewegend. Er war das schönste Musterbild eines Dirigenten. —

Die Kammer-Musiker, vom Concertmeister bis zum Paukenschläger hinunter, saßen in einer wahren Furcht des Herrn da, aber executirten dessenungeachtet mit einer wahrhaften Begeisterung, die sich ungeschwächt bis zur letzten Note erhielt. Mit den Worten „ick danke" verließ Spontini stets seinen Dirigenten-Platz. —

Wer hätte es damals für möglich gehalten, daß dieser gewaltige Mann ein so klägliches Ende nehmen würde?

Gerade ein solches Ende verdiente er aber nicht, und die Gerechtigkeit sei verklagt, die es geschehen ließ. Das Publicum sollte sein Henker gewesen sein, zum mindesten suchte man diese Meinung zu verbreiten; dem ist aber nicht so! — Nur ein Haufe von Buben hat die Schandthat auf Antrieb seiner geheimen Feinde ausgeführt. —

Folgendes gab die nächste Veranlassung dazu. Spontini

hatte auf einen gehässigen Journal-Artikel, der seinen baldigen Abgang prophezeite, geantwortet: „Wenn solches geschehe, so würden sich zwei Könige von Preußen compromittiren.“ Man erblickte in diesen Worten eine Majestäts-Beleidigung und strengte einen Proceß gegen ihn an, in welchem er verurtheit wurde. Indeß begnadigte ihn der König Friedrich Wilhelm IV. Seine Feinde jedoch ruhten nicht und beschlossen ihm einen öffentlichen Schimpf anzuthun, um seine Stellung für immer unmöglich zu machen. In der Oper Don Juan, welche er nach beendigtem Processe zum ersten Male wieder dirigirte, tobten, klatschten, pfiffen und schrieen sie so lange „raus und runter“, bis er seinen Platz verließ. Spontini's Feinde hatten nur zu gut erreicht, was sie gewollt.

Seine Majestät der König gab ihm hierauf, wenngleich auf die allergnädigste und schonendste Weise, den Abschied. Spontini reiste den 23. August 1842 nach Paris; doch bevor das geschah, gaben seine Freunde ihm im Saale der Sing-Akademie am 13. Juli noch ein Abschieds-Concert. Spontini saß mit seiner Frau nahe dem Orchester und war am Schlusse des Concertes so gerührt, daß er vor Thränen kaum sprechen konnte.

Er besuchte später von Paris aus noch einmal Berlin, aber nur auf kurze Zeit, und empfing neue Beweise von der Huld des Monarchen, der ihn zum Ritter des neu gestifteten Ordens pour le mérite machte. Im Jahre 1847 war er eben im Begriff Berlin zum zweiten Male zu besuchen, als er von einer Taubheit befallen wurde, die immer mehr zunahm. Er reiste in Folge dessen nach seiner Heimat und starb zu Majolati bei Jesi den 14. Januar 1851.

Ehe ich von dem seltenen Manne scheide, will ich noch einige launige Anekdoten erzählen, die er hervorrief, und von denen ich Augen- und Ohren-Zeuge war. Es wäre schade, wenn sie verloren gingen.

* * *

Spontini, der von Keinem seiner Untergebenen den geringsten Widerspruch duldete, erfuhr einen solchen doch einmal von Jemandem, von dem er ihn am wenigsten vermuthete.

Dieser Untergebene war der Dirigent der Spectakel-Instrumente hinter der Scene, Namens Maier, ein ganz kleiner verwachsener Mann, der aber den Mund auf dem rechten Flecke hatte. Spontini ließ ihn in der Probe von Alcidor vor das Dirigenten-Pult kommen und machte ihm Vorwürfe über die zu schwache Wirkung seiner Instrumente. „Aber, mein lieber Maier!" sagte Spontini, „was macken Sie denn? ick höre gar nix von Ihnen. Sie schlafe wohl?" — „Nanu!" antwortete der kleine Mann, „ick und schlafen bei dem Spectakel!" „Aber ick höre nix", erwiederte Spontini. „Unmöglich, Herr General-Musik-Director!" antwortete Maier, und fuhr in einem Athemzuge fort: „Sie haben Blech, Blasen, Steene, Sie haben die Damdams, die Schuß- und Donner-Maschinen, Sie haben Ketten, Sturm und Wind und Allens in Bewegung, wat wollen Se mehr?! Aber Herr General-Musik-Director!" setzte er hinzu: „ick glaube, Sie wollen Nichts hören, und davor kann ick doch nicht!" Spontini, ebenso geneigt zum Lachen wie zum Zorn, entgegnete, ihn mit der Hand fortweisend; „Gehe Sie, gehe Sie!" — „Nanu!" antwortete der kleine Donnerer, „warum haben Sie mir denn erst kommen lassen?" Spontini, dem vor so vielen Zeugen diese Unterhaltung immer peinlicher wurde, räusperte sich und sagte: „Gehe Sie, Lieber! gehe Sie, und bringe Sie die Donner mehr vorn und die Wind mehr hinten." — „Das kann geschehen," antwortete der kleine Zeus und ging stolz seiner Wege.

* * *

In einer Probe von Olympia machte Spontini dem Chor-Director Seidel, einem ganz alten Manne mit schneeweißem Haare, arge Vorwürfe, daß er viel zu wenig Kinder besorgt habe, die dem siegreichen Heere des Cassander jubelnd entgegen laufen sollten. „Aber, mein lieber Seidel," sagte Spontini, „ick habe Sie gebete um viele, viele, sehr viele Kinder! Warum habe Sie so wenig Kinder gemackt? O! ick weiß, Berlin hat sehr viele Kinder!" Und Seidel antwortete: „Herr General-Musik-Director, entschuldigen Sie, die Zeit war zu kurz, und es war beim besten Willen nicht

möglich mehr herbeizuschaffen." — „Aber, mein lieber Seidel," fiel Spontini ihm ins Wort, „ick biete, sein Sie stille, Sie sind ein altes Mensch." (Spontini wollte sagen, Sie sind ein alter Mann.)

* * *

Der Violoncellist Krautz seufzte einmal in der Oper Agnes von Hohenstaufen vor Ermüdung laut auf und sagte zu seinem Neben-Collegen Ganz: „Ach! meine armen müden Arme können mich erbarmen." Diese Worte hatte Spontini, der in der Nähe der beiden Herren saß, gehört, aber sie falsch verstanden. Denn blitzschnell wendete er sich den Herren zu und sagte in höchst empfindlichem Tone: „Qu' est-ce qu' cest? que dites-vous? Armide! Armide! was Armide! nix Armide! toute Spontini!" Natürlich klärten die Herren Spontini seinen Irrthum sogleich auf.

* * *

Spontini konnte die Forte-Stellen der Bässe nie stark genug bekommen und feuerte die Contrabassisten und Cellisten fortwährend dazu an. In einer Probe aber that er es in beleidigender Weise, indem er von Müdigkeit und Faulheit sprach. Da erhob sich der Violoncellist Kelz von seinem Platze und schrie, was er nur schreien konnte: „Herr General-Musik-Director! Entschuldigen Sie, stärker können wir nicht spielen, Sie verlangen Unmögliches; wir hören uns einer vor den andern nicht, und die Bogen der Contrabassisten fliegen uns Cellisten lebensgefährlich um die Köpfe herum." — „Ah! mein lieber Herr Kelz," antwortete Spontini beruhigend, „sein Sie gut, ick weiß, Sie werden macken, wie ick will. Ich bitte, noch einmal!" Mit wahrer Todes-Verachtung stürzten wir uns jetzt in die Passagen hinein, und da Spontini immer noch nicht zufrieden, so brüllten wir zuletzt alle unsere Noten aus vollem Halse mit. Das half! Spontini ließ das Orchester einhalten und sagte: „Bravi, sehre gut, sehre gut! So und nick anders macken Sie."

Natürlich mußten wir auch in den Aufführungen diese neue Spiel-Art beibehalten, und es war ein Glück, daß nicht alle Tage Spontini'sche Opern gegeben wurden. In einer derartigen Aufführung machte sich ein Zuhörer uns sehr bemerkbar, der seinen Kopf tief aus der Fremden-Loge nach dem Orchester herunter beugte und in dieser Stellung lange verblieb. Im Zwischenact redete er den Contrabassisten Isermann an und sagte: „Mein Herr, ich bin erstaunt über den mächtigen sonoren Klang Ihrer Bässe; so schön sind die Pariser Bässe nicht." — „Will's wohl glauben," antwortete Isermann, „brüllen wir doch alle unsere Töne mit." Der Herr lachte und sagte: „Das will ich mir merken!" Und dieser Herr war — Meyerbeer. —

* * *

Ein Fräulein Ab . . . . ., eine Tänzerin, mit deren Tanz Spontini in der Opern-Probe von Nurmahal höchst unzufrieden war, wollte sich vertheidigen und that es in so unpassender Weise, daß Spontini ihr den Mund verbot. Sie aber gab nichts darauf und eiferte fort. Da ging Spontini die Geduld aus, und er schrie: „Stille Sie lieber, und tanze Sie gar nick." (Ersteres that sie recht gern.) Spontini aber wollte sagen: „Seien Sie lieber stille."

* * *

Am 50 jährigen Jubelfeste des Kammermusikus Kolbe, welches großartig im englischen Hause gefeiert wurde, wollte Spontini dem Jubilar den üblichen Toast bringen. Er erhob sich feierlichst von seinem Sitze, nahm das Glas zur Hand und sagte: „Herr Kolbe lebe wohl!" anstatt „Herr Kolbe lebe hoch!" Und damit war sein Toast zu Ende.

* * *

In der Oper Cortez kamen Blume und Mantius in ihrem Duett einst gänzlich heraus und verschwanden beide hinter den

Coulissen. Die Bühne war jetzt leer, und das Orchester tremulirte rathlos auf einem verminderten Septimen-Accorde. Schon sollte der Vorhang fallen, da hören wir plötzlich den Bassisten Zschiesche, der den Ober-Priester der Mexicaner spielte, hinter der Coulisse die Worte, und zwar nach seiner Rolle singen: „Ein Gott hat Euch Rettung gebracht." Blitzschnell erfaßten wir dies Stich-Wort, begleiteten es sofort dem Sänger, und die Oper war gerettet. Komisch war es, daß die Oper schon längst in Ordnung war, ehe Spontini vor lauter Schrecken sich in seiner eigenen Partitur zurecht finden konnte.

* * *

Der Accessist, spätere Kammer-Musikus, Stephens trat aus Versehen dem großen Spontini, es war in der Probe von seinem Volks-Gesang der Preußen „Wo ist das Volk, das kühn von That" so auf den Fuß, daß diesem Hören und Sehen verging. Lange stand Spontini da, den Fuß vor Schmerz hoch hinaufgezogen, ehe er seinem Zorne Luft machen konnte. Endlich streckte er drohend die Hand nach dem halbtodt erschrockenen Stephens aus und schrie: „Du! Du! Du Mensch Du!"

* * *

In der Oper die Vestalin gastirte hier die Sängerin Schröder-Devrient aus Dresden. Spontini war mit ihrer Darstellung ganz außerordentlich zufrieden, tadelte aber ihren Gang im Vestalinnen-Zuge. Er sagte zu ihr: „Meine Beste! Sie könne nick gehen: Sie laufe wie eine Braut, nick wie eine heilike Vestalin. O! ick werde Sie's zeigen." Rasch lief Spontini auf die Bühne, nahm die Devrient unter den Arm und zeigte ihr, nachdem er ihren Gang ein wenig carrikirend nachgemacht, wie eine Vestalin gehen müsse. Frau Devrient machte zwar gute Miene zum bösen Spiel, aber es war ihr doch nicht angenehm. Denn nach wenigen Augenblicken trat sie vor das Orchester und sagte: „Das ist doch ein wenig stark! Will der Mann mich noch das Gehen lehren!"

Indeß that sie genau in der Aufführung, wie es Spontini wollte, und es war wirklich ihr Schade nicht.

* *
*

Die Königliche Oper besaß in dem Baritonisten Hammermeister einen vortrefflichen Sänger und Darsteller, aber dessenungeachtet gab es zwischen ihm und Spontini mancherlei Reibungen, die jedoch für den besonnenen und ehemaligen Juristen Hammermeister einen immer noch guten Ausgang nahmen. So auch in der General-Probe von Olympia, und zwar im zweiten Act, da wo Hammermeister als sterbender Antigonus mit dem Schwerte um sich schlagend seinen Geist auszuhauchen hat. Mitten in seinem Todeskampfe gebot Spontini plötzlich Halt! Grabesstille trat ein. Niemand konnte sich den Grund der Unterbrechung erklären, und das hohe und höchste Publicum, welches man zu General-Proben einzuladen pflegt, und das grade in dieser Probe sehr zahlreich vertreten war, sah sich ebenso verwundert wie erschrocken an. Endlich schreit Spontini mit seiner kreischenden, hohen Stimme: „Mon dieu, mon dieu! aber mein lieber 'Err 'Ammermeister! est-il possible? was macken Sie denn? Sie sterbe ja nich da, wo sie sterbe sollen! O! mon dieu, mon dieu!" — Hammermeister, der seine volle Ruhe behielt, antwortete: „Herr General-Musik-Director! ich sterbe ganz richtig, sterbe heute eben nur da, wo ich bereits in allen den vielen Proben gestorben bin, aber wenn Sie wollen, so sterbe ich auch noch wo anders. Sagen Sie mir gütigst, wo ich sterben soll." Und Spontini zeigte mit dem Taktstock über den Souffleur-Kasten hinweg und sagte in lang gedehnten Worten: „Ick biete, sterbe Sie da." — „Schön!" sagte Hammermeister, und die Probe ging ungestört zu Ende.

Am Abend der Vorstellung aber mußte Spontini von seinem Dirigenten-Pulte weit zurücktreten, um den Hieben des sterbenden Antigonus auszuweichen, die dieser nach ihm richtete.

* *
*

Dies wären die wenigen Anekdoten, die ich von Spontini zu erzählen weiß. Mögen sie dem Leser so erquicklich sein, wie sie es uns in den langen und ermüdenden Proben waren. —

Neben Spontini fungirte an der Königl. Oper als zweiter Kapellmeister Abraham Schneider, welcher im Jahre 1838 pensionirt wurde. Er war ein umsichtiger Dirigent und geschickter Instrumentalist, auch als Mensch und Vorgesetzter geliebt und verehrt wie Keiner. Mit Recht sagte man von ihm, daß er nie einen Feind gehabt. Ihm folgte Möser als Dirigent der Oper und ein Jahr später Carl Wilhelm Henning als Kapellmeister. Beiden Herren, so vortrefflich sie auch als Concertmeister und Violinspieler waren, fehlte die Routine und die Jugend, um dem neuen Amte ganz gewachsen zu sein.

Im Jahre 1841 wurde Felix Mendelssohn von Seiner Majestät nach Berlin mit dem Titel eines preußischen Kapellmeisters berufen und beauftragt altgriechische Tragödien in Musik zu setzen. 1842 wurde er General-Musik-Director und bekam die Direction des Dom-Chors und der Symphonie-Concerte zum Besten der Wittwen und Waisen der Königlichen Kapelle. Indeß, so segensreich er auch wirkte und weiter wirken konnte, so behagte ihm doch diese Stellung nicht, und er ging nach Leipzig zurück, wo er leider im Jahre 1847 starb. Selten ist ein Künstler so tief betrauert worden wie er, und die Trauer glich ganz der Huldigung, die er im Leben genoß. Hätte er das Directorat der Sing-Akademie bekommen können, so wäre er in Berlin geblieben. Danach stand sein Sinn! —

Spontini's Nachfolger wurde Meyerbeer, ein edler, gütiger, freundlicher Herr, der die Welt mit seinem Ruhme ebenso sehr erfüllt hatte wie sein Vorgänger. Er brachte ein Herz mit, und die Königliche Kapelle empfand es aufs wohlthuendste.

Er wirkte bei Seiner Majestät einen höheren Gehalts-Etat für die Kapelle aus und schenkte ihr zwei Drittel seines ersten Jahr-Gehaltes. Das letzte Drittel gab er den Choristen der Oper. — Auch schuf er im Einverständniß mit dem General-Intendanten von Küstner bessere Ordnung und größere Gerechtigkeit in der Verwaltung, und die kleinen „Herr-Götter" verschwanden. Von seiner Zeit an wurde Niemand mehr in der Kapelle unter 300 Thalern jährlichen Gehaltes angestellt. —

Eine ebenso glückliche Acquisition machte die Königliche Kapelle

an den Kapellmeister Taubert. Dazumal nur als Clavier-Virtuos und Componist bekannt, rechtfertigte er sehr bald das in seine Fähigkeit als Dirigent gesetzte Vertrauen. Taubert wirkte auf das segensreichste. Schon durch seine Symphonie-Concerte für die Orchester-Witwen und -Waisen, welche er allein auf die künstlerische Höhe gebracht, auf welcher sie gekannt sind, und die, abgesehen von dem unberechenbar großen pecuniären Vortheil, der Königlichen Kapelle zu höchster Ehre gereichen, hat Taubert sich sowohl in der Künstler- und Laien-Welt wie auch in dem Herzen jedes einzelnen Kammer-Musikus ein unauslöschliches Denkmal gesetzt.

Im Jahre 1847 kam Otto Nicolai an die Stelle des pensionirten Kapellmeisters Henning, ein tüchtiger Dirigent und ein gescheuter, genialer Mann, der sicher noch viel Großes geschaffen hätte, wäre ihm eine längere Lebensdauer beschieden gewesen. Er starb im Jahre 1849. Mit seiner Oper „Die lustigen Weiber“ nimmt er unter den Schreibern komischer Opern einen sehr hohen Platz ein.

Ihm folgte Heinrich Dorn, ein ebenso tüchtiger Dirigent wie sein Vorgänger. Er zählt zu den zuverlässigsten Kapellmeistern, ist jeder Note sich bewußt, die er dirigirt. So kann man sich auf jede Bewegung seines Taktstockes sicher verlassen. Auch gilt er als ein Partituren-Leser sonder Gleichen, so daß man ihn schon deshalb sehr hoch schätzt.

Neben den Kapellmeistern Taubert und Dorn wurde noch ein Musik-Director in der Person eines jungen, strebsamen, talentvollen Mannes, Robert Radeke, eines Schlesiers, engagirt. Er war für die Direction der kleineren Opern bestimmt; aber es dauerte nicht lange, so übertrug man ihm auch die Direction der größeren und größten Opern, welche Aufgabe er stets mit der sichersten Gewandtheit ausführte. Seine Ernennung zum Königlichen Kapellmeister sollte nicht lange auf sich warten lassen. Sie fand im Jahre 1872 statt. Auch als Clavier-Virtuose hat R. Radecke sich rühmlichst bekannt gemacht.

Im Jahre 1859 wurden die beiden Kapellmeister Taubert und Dorn vom Dienst an der königlichen Oper entbunden. Ersterer erhielt den Titel eines Ober-Kapellmeisters und die Weisung die

Hof-Concerte sowie die Concerte für die Witwen und Waisen der Kgl. Kapelle weiter fort zu dirigiren. An die Stelle der genannten Herren kam Karl Eckert, ein excellenter Kapellmeister und ein ebenso liebenswürdiger Herr gegen seine Untergebenen. Ich wenigstens habe in den wechselreichen 45 Jahren, die ich jetzt im Dienste bin, viele Kapellmeister und Dirigenten kennen gelernt, aber keinen, der Eckert in dem ihm angebornen Herzens-Adel gleich käme. Er fühlt als Mensch und Dirigent aufs feinste und besitzt eine sinnige poetische und zugleich energische Natur. Und wie versteht er es dem Orchester sich mitzutheilen und verständlich zu machen! Erst unter seiner Leitung haben wir die Wagner'schen Opern executiren gelernt, wodurch sie dem Publicum um Vieles schmackhafter geworden sind.

Möge dem edlen Manne eine recht lange und glückliche Wirksamkeit beschieden sein!

Als Dirigenten des Königlichen Balletes folgten sich vom Jahre 1828 bis 1859 die Herren Gustav Flügel, Hermann Schmidt, Wenzel Gaerich und Peter Hertel. Von den drei Letzten, die vortreffliche Ballet-Musiken componirt haben, muß bedauert werden, daß sie ihre schönen Kräfte meist nur dem Ballete zuwendeten.

Ueber die Sängerinnen Milder, Sontag, Schechner, Lind sowie über die Instrumental-Virtuosen Paganini, Gusikow und Liszt enthalte ich mich jedes specifischen Urtheils, da sie noch in der Erinnerung leben und genug beurtheilt worden sind. Sie waren wohl die sieben Hauptsterne, welche zu meiner Zeit, gleich Kometen, am Kunst-Himmel erglänzten. Nach ihrem Verschwinden tauchten zwar noch manche bedeutende Talente auf, aber nicht mehr in dieser Größe und Schönheit.

Auch die Tänzerin Fanny Elsler möchte ich den Kometen zuzählen. Mit der glänzendsten, rapidesten Virtuosität einer Tänzerin verband sie wie keine andere die Kunst mit ihrer meisterhaften Mimik und Pantomime jede, ja die geheimste Bewegung ihres Herzens kund zu thun: sie sprach, ja sie declamirte mit Pantomimen.

Auch der Theater-Recensenten will ich hier mit wenigen Worten gedenken. Sie alle würden gewiß viel segensreicher wirken,

wenn sie gerechter und gemäßigter schreiben wollten. Oft um den Preis eines Witzes verletzen sie die armen Künstler, die keine andere Waffe dagegen haben als still zu schweigen.

Unter den besseren Recensenten dürfte wohl Ludwig Rellstab der hervorragendste gewesen sein. Ihm standen die reichsten Erfahrungen zur Seite; auch hatte er in vielen Kunstzweigen die eigenen Kräfte versucht.

Seine Recensionen sind belehrend, faßlich und populär geschrieben.

Andere Kritiker mögen witziger, boshafter, ja geistreicher schreiben, doch dienen ihre Kritiken dem Publicum eher zur Unterhaltung als zur Belehrung. Den Künstlern selbst aber nützen sie so viel wie Nichts.

Könnte man den Recensenten in ihren Kritiken den Gebrauch des Wir verbieten und sie zwingen statt dessen sich des Ich zu bedienen, so wäre ihnen ein großer Theil des Nimbus geraubt, mit welchem sie ihrem Urtheile Glaubwürdigkeit zu verleihen suchen.

Von den General-Intendanten Grafen von Redern, Herrn von Küstner und Herrn von Hülsen, unter denen ich im Laufe der Zeit gedient, dürfte wohl der Graf von Redern die schwierigste Stellung gehabt haben, weil seine Macht von dem unumschränkten Willen des General-Musikdirectors Spontini nur zu oft durchkreuzt wurde. Ewige Streitigkeiten gingen daraus hervor, und vielleicht so hartnäckig im Kleinen, wie es im Großen die Kämpfe der Päpste und der Kaiser um die Alleinherrschaft waren, die, auf welcher Seite auch gesiegt wurde, doch dem Ganzen wenig Vortheil brachten. Dieser Unfriede soll auch schon zwischen dem vorigen Intendanten, Grafen Brühl, und Spontini geherrscht haben.

Die Stellung eines Theater-Intendanten, so interessant sie auch sein mag, hat ihre großen Schwierigkeiten, selbst wenn er seine Macht ungetheilt besitzt. Es gehört eine rastlose Thätigkeit dazu und eine unversiegbare Lust und Liebe zur Sache. Von Niemandem wird so viel verlangt wie von einem Intendanten. Er soll immer Neues bringen und das alte Gute beibehalten. Er soll dem individuellen Geschmacke jedes Einzelnen genügen, aber Keiner fragt

welche Mittel ihm dabei gerade zu Gebote stehen. Schonungslos wird er kritisirt und gelobt höchstens, wenn er todt ist.

Und nicht bloß mit dem Publicum hat er seine bittere Noth, sondern auch, und mehr noch, mit dem ihm untergebenen Künstler-Volke. — Nichts ist schwerer zu leiten als ein Corps sogenannter genialer Künstler, die meist alle aufs krankhafteste an maßloser Ueberschätzung und störrischem Eigensinn leiden. Nur ein Mittel giebt's sie zu regieren; es heißt: Streng und gerecht sein. Das Scepter eines Königs muß von Gold, der Taktstock eines Kapellmeisters von Holz, der Dirigentenstab eines Intendanten aber von Eisen sein.

Herr von Hülsen regiert streng, aber human und mit der größten Gerechtigkeit. Er verlangt Fleiß von den Künstlern, aber er belohnt sie auch. In der Kapelle machte er dem Spontini'schen Unwesen mit den willkürlichen Gehalten und Zulagen sehr bald gründlich ein Ende und brachte dadurch in die Gemüther Ruhe und Zufriedenheit zurück, ohne welche der Dienst zur Qual wird. Aufs dankbarste empfindet und erkennt dies die Königl. Kapelle, und sie verehrt ihren Chef aufs höchste, wie er es in Wahrheit verdient.

Somit wäre ich mit meinen kurzen Bemerkungen über das Theater und seine Haupt-Personen zu Ende.

* * *

Doch nun möchte ich gar zu gern noch einige trauliche Worte, wenn auch ernsten Inhaltes, an meine lieben Collegen richten, und zwar an die Unverheirateten. Ich will es direct thun und bitte sie herzlichst die gute Absicht nicht zu verkennen, die mich dazu veranlaßt hat.

Liebe Collegen!

Sicher wird es schon manchem von Euch aufgefallen sein, daß die Dienstzeit der Kammer-Musiker im allgemeinen von nur kurzer Dauer ist, obwohl die Herren meist alle in vollster Gesundheit und im besten Mannesalter ihr Amt antreten.

Es verlor die Kapelle, welche 96 fixirte Mitglieder zählt, nach den statistischen Berichten in dem Zeitraum von 1820 bis Ende

1870, also in gerade 50 Jahren, 116 durch Pensionirung und 60 durch den Tod, in 25 Jahren mithin 88 Mitglieder! Gewiß eine hohe Zahl! —

„Was mag die eigentliche Ursache dieser betrübenden Erscheinung sein?“ So höre ich viele von Euch ängstlich fragen. „Wissen wir doch, daß keiner in Folge der dienstlichen Anstrengungen oder in Folge seines Instruments erkrankt oder zu Grunde geht!“

Liebe Collegen! Ich will Euch die Ursache mit wenigen Worten nennen, bitte aber mir meine Freimüthigkeit nicht übel zu nehmen. — In Eurem unbesonnenen Heiraten liegt sie, wenigstens zum größten Theil.

Glaubt mir, der bittere Kummer, die herbe Sorge sind es, was Euch so schnell aufreibt, wenn Ihr gleich in den ersten Jahren der Anstellung ein armes Mädchen zur Frau nehmt und ungezählten Familiensegen erlebt.

Wie müßt Ihr Euch dann anstrengen, um nur das Allernothwendigste für den Hausstand herbeizuschaffen! Schon in aller Frühe verlaßt Ihr Eure Wohnung, um Unterricht zu geben, und rennt, die Uhr in der Hand, bei jedem Wetter von einem Thore zum anderen dahin, wo Eure Schüler wohnen. Abgemattet und mürrisch kehrt Ihr dann Mittags nach Hause zurück, um das frugalste Mahl mit der Familie zu theilen. Mit dem letzten Bissen jagt Ihr aber schon wieder davon, denn es müssen bis zum Theater noch drei bis vier Lectionen absolvirt werden. Abgespannt tretet Ihr dann ins Orchester, setzt Euch, in Folge des zurückgelegten weiten Weges über und über in Schweiß gebadet, auf Euren zugigen Platz und habt doppelte Aufmerksamkeit nöthig, um Eure Pflicht zu thun. Und ein Glück noch, wer viele Schüler hat! So treibt Ihr es als Lehrer neben dem schweren Dienste Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein. Glaubt mir, liebe Collegen, zu einem solchen Qualleben gehört eine eiserne Natur, die nur Wenige besitzen. Wolltet Ihr mir den Einwurf machen und sagen: „O! mit der Zeit verbessert sich ja unser Gehalt, so erwidere ich“, daß solches nur ein Tropfen Wasser auf den glühend heißen Stein ist. Sind doch Eure Kinder mittlerweile dann auch größer geworden und verlangen das Doppelte,

ja das Dreifache an Nahrung, Kleidung, Wohnung und Erziehung! —

„Aber da wäre es ja besser", werdet Ihr mir einwenden, „ganz und gar auf den lieben Ehestand zu verzichten, nach welchem Glücke doch ein Jeder strebt!"

Freilich wär es besser nicht unbesonnen zu heiraten, ja viele Millionenmale wäre es besser ledig zu bleiben als verheiratet unter solch endlosem Kummer und endlosen Sorgen bei mühevoller Arbeit sein Leben verkürzt dahin zu bringen.

Gewiß ist es wahr, daß diejenigen unter den Menschen, welche ihr Geschick nöthigt mit Glücklicheren zu verkehren, die unglücklichsten sind. Die Wahrheit des Gesagten bestätigt sich vollkommen an Euch.

Eure Kunst führt Euch vielfach in die Häuser der Vornehmen und Reichen, wo Ihr ebenbürtig, ja mit Auszeichnung gegen die anderen Gäste behandelt werdet. Das thut freilich wohl, sehr wohl. Aber Alles, was Ihr da seht, hört, genießt und erlebt, ruft in Euren Herzen einen schneidenden Contrast hervor im Vergleich zu Euren häuslich-ärmlichen Verhältnissen. Uebersättigt von den genossenen Speisen und Getränken kehrt Ihr dann um so mißmüthiger nach Hause zurück und dankt Eurem Schöpfer, wenn der Schlaf kommt und Euch den Druck von der Seele nimmt.

Daß ein so mühevolles, gequältes Leben Eure Gesundheit untergräbt und Euch die Freude an Eurer Kunst raubt, in der Ihr immer mehr zurückgeht, ist wohl natürlich.

Und gesellen sich gar noch andauernde Krankheiten hinzu, Unfriede in der Familie, mißrathene Kinder, Schulden oder Leidenschaften, wie Trunk und Spiel, so ist der Verzweiflung bald Thür und Thor geöffnet. Da giebt es keine Hülfe, keinen Trost, keine Hoffnung mehr, und nur der Wunsch wird laut sobald wie möglich durch den Tod erlöst zu werden!

Liebe, theure Collegen! Ihr, die Ihr noch ledig seid, beherzigt meine wohl gemeinten Worte! Ich bitte, ich beschwöre Euch! Hütet Euch vor dem unglückseligen verfrühten und unbesonnenen Heiraten wie vor dem Bösen!

Ja! wäre ein Gesetz möglich, welches die Armen zwänge unter den Reichen zu freien und die Reichen unter den Armen, so wäre schon mehr Aussicht auf eheliches Glück und längeres Leben.

Wohl weiß ich, liebe Collegen, daß Verliebte keinen Rath annehmen, und käme er direct vom Himmel; aber darin werdet Ihr mir beipflichten, daß das unbesonnene Heiraten die Quelle großer Trübsal ist und die Hauptursache Eurer kurzen Dienst- und Lebensdauer.

Hiermit schließe ich meine Rede und wünsche nur, daß mir die Schönen deshalb nicht zürnen mögen. Habe ich doch ihr Glück dabei ebenso gut im Auge gehabt wie das meiner lieben Collegen.

* * *

Jetzt will ich den Faden meiner Erzählung wieder aufnehmen und sie zu Ende bringen.

Ein halbes Jahr nach meiner Anstellung, im August 1830, bewilligte mir die Königl. Intendanz einen sechswöchentlichen Urlaub zu einer Reise nach Hause. Welch eine Freude! Sie wog wohl hundertmal alles Leid auf, das mir in den jüngst verflossenen Jahren begegnet war. Die Mittel zur Reise fand ich, indem ich mein erstes Gehalt auf ein ganzes Vierteljahr nachbezahlt bekam. Ich fuhr mit der Post, — schon das machte mich glückselig in der Erinnerung an meinen weiland Einspänner.

Endlich erreichte ich mein liebes Löwenberg, stieg von der Post ab und flog unter lautem, freudigem Herzklopfen dem Vaterhause zu. Ich fand es festlich geschmückt mit Blumen und Guirlanden. Mutter und Schwestern jubelten mir froh entgegen, nur der Vater hielt etwas mit der Freude ein. Ich fragte ihn, warum er so ernst sei, und er antwortete: „Ich zweifle nicht an Deiner Anstellung, aber wo ist denn das Patent?!" — Sogleich holte ich es aus dem Koffer und überreichte es ihm. Mit jeder Zeile, die er las, erheiterte sich sein Gesicht. Er küßte mich und ging schweigend zur Thür hinaus. Er wollte mit seiner Freude allein sein. Bald kehrte er zurück, und nun ging's ans Plaudern und Fragen. War doch ein Zeitraum von 2½ Jahren zu durchlaufen, und die Meinen

wollten Alles wissen. So erfuhren sie zum ersten Male auch meine ernsten Erlebnisse, die ich ihnen bisher verschwiegen hatte. Manche Thräne sah ich in ihren Augen; aber es waren Thränen des Dankes gegen alle die edlen Menschen, die mir in der Noth so hülfreich beigestanden.

Nicht lange, so füllten sich unsere Räume mit gratulirenden Freunden, die durch ihre Glückwünsche meine innere Seligkeit erneuten. Unter ihnen war auch der Dr. Pohl, der mir hier vor allen Anwesenden die Brüderschaft antrug, was mich, den viel jüngeren, ebenso überraschte wie beglückte. „Du hast doch", sagte er, „Dein königliches Geschenk, Dein Violoncello, mitgebracht? Wir wollen Apollo feiern und auf lange Aesculap vergessen."

In Löwenberg und Greifenberg veranstalteten wir mit Unterstützung des Cantor Keul und einiger guter Dilettanten zum Besten zweier abgebrannter Städte, Kotzenau und Goldentraum, Concerte, die recht zahlreich besucht waren.

Kurz vor dem ersten Concert hatte ich einen kleinen Unfall. Ich wurde von einem Hunde ziemlich stark in die rechte Hand gebissen. Besorgt, da eben Hundstage waren, eilte ich nach Hause. Hier fand ich meine Schwester Pauline und eine unserer Freundinnen vor, Namens Johanna Günther, ein liebes, gutes und schönes Mädchen, aber sehr unglücklich wegen trauriger Familien-Verhältnisse. — Als ich meinen Unfall erzähle und die verletzte Hand zeige, ergreift sie Johanna mit Hast und führt sie mit den Worten nach ihrem Munde: „Erlauben Sie, lieber Moritz, so sauge ich Ihnen die Wunde aus." Die Hand zurückziehend sage ich: „Nimmermehr gebe ich dies zu; hoffentlich steht Nichts zu fürchten, und ist der Hund toll, so mag es an einem Unglück genug sein."

„Ach! gestatten Sie es mir," bat sie noch dringender, „und könnte es mir schaden, so gebe ich gern mein Leben hin." Hier trat der Vater ein, der nach meiner Beschreibung sogleich den Hund erkannte und uns vollkommen über ihn beruhigte. — Johanna's Aeußerung „wie gern gebe ich mein Leben hin" bekam leider eine tragische Bedeutung. Nach zwei Jahren um dieselbe Zeit wurde

sie von einem wirklich tollen Hunde gebissen und zwar von ihrem eigenen, in Folge dessen sie den gewünschten Tod fand.

Alle meine lieben Lehrer und Freunde in Löwenberg sah ich wieder, außer dem Proconsul Schulz, der seit einem Jahre gestorben war. Freund Ueberschaer, den Pastor in Wilhelmsdorf, besuchte ich auf Grädizberg, wohin mich die Meinen und Dr. Pohl begleiteten.

Mit letzterem spielte ich in dem großem Rittersaale der Burg concertante Duo's für Violino und Cello, die in den hohen Räumen ganz herrlich klangen.

Gern hätte ich auch meine Breslauer Freunde wiedergesehen! Aber jenes strenge Verbot der Frau Geheimen-Räthin Kr. sie zu besuchen ließ mich zu keinem Entschlusse kommen. Schon hatte ich auf diese Freude verzichtet, als uns eines Morgens die Frau Räthin selbst mit ihrem Besuche überraschte. Ich saß eben am Instrumente, als sie eintrat. Der Schreck und die Verwunderung war bei uns Beiden gleich groß. Es dauerte lange, ehe sich unsere Zungen lösten. — Endlich hob sie an:

„Ich bin auf einer kleinen Reise begriffen und wollte an Ihren lieben Eltern nicht vorbeigehen; aber nimmermehr vermuthete ich Sie hier zu treffen. Nun! wie geht es Ihnen?" — „Gut! sehr gut," antwortete ich, „ich bin seit einem halben Jahr ein glücklicher Kammer-Musikus und genieße und verlebe hier meinen ersten Urlaub." — Herzlich und sichtbar erfreut, gratulirte sie mir und schloß mit den Worten: „Sie werden doch Ihre alten Freunde nicht vergessen und hübsch zu uns kommen?" — „Gewiß," antwortete ich, „besuche ich Sie und werde es mit Ihrer gütigen Erlaubniß recht bald thun." — Ich begleitete sie bis zur Post. Beim Abschiede sagte sie: „Nicht wahr, lieber Moritz, Sie halten Wort? Ich rechne sicher darauf, daß Sie kommen."

Die Reise nach Breslau, welche ich bald unternahm, machte mir großes Vergnügen, schon darum, weil ich mit dem neugebackenen Kammer-Musikus jenes Orakel vernichten konnte, welches mir der Herr Geheime-Rath Kr. vor 2½ Jahren mit auf den Weg gegeben hatte. Die Familie überbot sich, wie in den ersten

8 Tagen meiner Hofmeisterei, mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Ich mußte bei ihr wohnen.

Als ich mich einmal mit der Frau Räthin allein befand, kam das Gespräch auf ihren Sohn Edgard, der schon längst das Elternhaus verlassen hatte. Sie weinte bitterlich und sagte: „Ich weiß, zu welch großem Unrechte mich mein Temperament schon verleitet hat, aber ich weiß auch, daß ich durch Edgard aufs härteste dafür büße. Sollte ich auch Ihnen, lieber Moritz, einmal weh gethan haben, so vergeben Sie mir, ich bitte Sie herzlichst darum." — Als ich von der Familie schied, war ich in meinem Sinn wie umgewandelt. Konnte ich auch die eben verlebte Zeit mit jener nicht reimen, in der ich mich so unglücklich fühlte, so fing ich doch schon damals an jene mit milderen Augen anzusehen. Ja! heute sehe ich ein, daß sie nur gut und heilsam, ja nothwendig für mich gewesen ist: Ihr verdanke ich es zunächst, daß sie den glücklichen Entschluß in mir zur Reife brachte mich der Kunst zuzuwenden.

In allen anderen mir befreundeten Familien, Neumann, Seeber, Härtel, Werdermann, Baudel, Krakau, von Kalkstein, erfuhr ich die gastlichste Aufnahme. Ebenso bei Frank, Großpietsch und meinem Lehrer Taschenberg. Letzterer herzte und küßte mich und sagte: „Sie haben erreicht, wonach ich mein Lebtage umsonst gestrebt; genießen Sie das Glück der Berliner Kapelle anzugehören für mich mit."

Auf der Rückreise von Breslau kam ich durch das Städtchen N. und besuchte hier die Familie K., dieselbe, welche mich der Frau Minister Dankelmann als — — ihren Schwiegersohn empfohlen hatte.

Ich mußte einen ganzen Tag bei den guten Leuten verweilen, der meist mit Musik hingebracht wurde. Mein Freund Julius Andrae, den ich in Breslau getroffen, und der mich bis Löwenberg begleitete, übernahm das Accompagement. Nach der ersten Pièce, trug Frau K. uns ein Gedicht vor, welches sie während der Musik verfaßt hatte. Am Schlusse überreichte sie mir und Andrae jedem einen Strauß sinnreich gewählter Blumen. Das Impromptu ist in ihrem Opus „der Schwanengesang" aufgenommen und bezeugt ihr Dichter-Talent.

Nach beendeter Musik winkte mir Frau K. mit den Augen, reichte mir ihren Arm und führte mich nach dem Garten. Wir promenirten und besprachen gleichgültige Sachen. Doch plötzlich stand sie still, wurde ernst und sagte: „Sie böser, böser Mann, Sie haben ja wenig die Empfehlung an die Frau Ministerin nützen und uns auch nicht ein einziges Mal schreiben mögen. Ist das recht!? Ach Gott! wie sind wir in Sorge um Sie gewesen, und wie hat sich die —" Hier fiel ich der Frau ins Wort, denn nach gerade fing das Gespräch an mir peinlich zu werden. „Glauben Sie mir, verehrte Frau!" sagte ich, „ich habe in Berlin eine kummervolle Zeit durchgemacht, bin zwar angestellt, aber mit einem sehr kleinen Gehalt. Hätte ich einen Wunsch, so wäre es der nach einer besseren Gesundheit." Wie gelähmt fiel ihr Arm an meiner Seite nieder, und jede Unterhaltung war zu Ende. Verstimmt gingen wir beide nach dem Hause zurück. Ich aber wurde erst wieder froh, als ich den Wagen sah, der mich und meinen Freund zur Weiterreise wieder aufnahm.

In den letzten Tagen meines Urlaubs machte der Vater mit mir und den Schwestern noch eine Vergnügungspartie nach dem Riesengebirge. Seit meiner Kindheit kannte ich es nur aus der Ferne, hatte es meist nur gesehen in wehmüthiger Stimmung, von körperlichen Leiden gedrückt und mit kummervollem Herzen. — Wie anders war es heute! — Ich stand vor der Anna-Kapelle, inmitten dieser Wunderschöpfung und schaute um mich her all das Große, Herrliche und Schöne mit frohestem Herzen, sorgenlos um meine Zukunft und auch körperlich gesunder. Was hier in meiner tiefsten Seele sich regte, wer könnte es sagen, wer es nennen?! Es war die höchste Glückseligkeit, ein Gottesdienst, jedes Gefühl ein Dankgebet.

Nur wenige Tage meines Glückes noch, und ich mußte von den lieben Meinen Abschied nehmen! Namenlos schwer wurde mir die Trennung von der kranken Mutter. Mir ahnte, daß ich sie nimmer wiedersehen würde. Gefaßt sprach sie im letzten Augenblick zu mir: „Mein Sohn! bald werde ich's überstanden haben! O! gönne mir die Ruhe, die ich sehnlichst wünsche. Gott schenke Dir Gesundheit und beschütze Dich auf allen Deinen Wegen. Und solltest Du

einst glücklicher sein als Deine Schwestern, so vergiß sie nicht. Dies meine einzige Bitte!"

Den folgenden Sommer gebrauchte die Mutter noch die Bäder in Warmbrunn, die ihr aber leider mehr schadeten als nützten. Ich machte mir die Freude ihr sechs Thaler zu schicken. Doch sie nahm sie nicht an, sondern ließ mir dafür einen Ring anfertigen, den ich noch heute als mein liebstes Kleinod besitze und ewig bewahren werde.

Die Mutter war so gut, so engelmild, und doch war ihr ein harter, schwerer Kampf beschieden. Acht volle Tage und Nächte brachte sie unter den unsäglichsten Schmerzen zu und konnte während dieser Zeit nicht die geringste Nahrung mehr zu sich nehmen. So starb sie im wahren Sinne des Wortes den Hunger- und Schmerzenstod zugleich! Aber bis zum letzten Augenblicke ertrug sie ihre Leiden in frommster Ergebung. Am 23. Januar 1832 früh um 8 Uhr schlug ihre Erlösungsstunde.

Sie ruht an der Seite der Schwester Ernestine, auf demselben Platze, wo wir uns damals auf dem Friedhofe zum ersten Male wiedersahen.

Mit diesem größten und unersetzlichen Verluste schließe ich diese Blätter. Genug der Erlebnisse, die mich sattsam zur Erkenntniß brachten, wie höchst unvollkommen das menschliche Dasein ist. Doch darf ich auch nicht vergessen, daß gerade meine bittersten Erfahrungen meine spätere Wohlfahrt begründet haben.

War doch zu Anfang meines Lebens Nichts mein eigen als der Besitz rechtschaffener Eltern und braver Geschwister und der Wunsch und gute Wille Etwas zu lernen, und dennoch erreichte ich unter Gottes Segen und guter Menschen Beistand eine ehrenhafte Stellung als Musiker und zwar im theuren Vaterlande, — sammelte reiche Erfahrungen und liebe Erinnerungen, wurde fest im Glauben an eine gütige Vorsehung und habe den Werth meiner Mitmenschen kennen und sie herzlich lieben gelernt. — Ist das nicht genug, um mich glücklich zu preisen, nicht genug, um mit meinem Geschicke zufrieden zu sein?!

Schriften verschiedenen Inhalts.

1. Brief

an

Seine Excellenz den General-Intendanten

Grafen **von Redern.**

Im Winter 1840 wurde die Königl. Kapelle beordert die Tanzmusik bei den Hof-Bällen auszuführen.

Der Schreck und die Indignation über dies Verlangen war bei den Mitgliedern der Kapelle so groß, daß es sich nicht beschreiben läßt.

Zum ersten Balle nahm man die jüngeren Kräfte der Kapelle, zum zweiten die älteren, die Concertmeister und alle Premiers von jedem Instrumente.

Mehrere der Herren erschienen am Abend mit zerschnittenen Fingern, um die Unmöglichkeit zu spielen darzuthun.

Das Orchester hatte man dicht unter der Decke des weißen Saals angebracht, und die Hitze war in Folge dessen so groß, daß fünf Kammer-Musiker und zwei Dirigenten, Möser und Wieprecht, ohnmächtig weggetragen wurden.

Um 2 Uhr Morgens endigte der zweite Ball, und die Herren mußten, wie beim ersten, zu Fuß, aber naß wie aus dem Wasser gezogen, nach Hause gehen.

Natürlich, daß mancher derselben diesen neuen ungewohnten und angreifenden Dienst mit einer langen Krankheit bezahlen mußte.

Als diese neue Verwendung der Königl. Kapelle bekannt wurde, fragte Jedermann, und auch die öffentlichen Blätter, nach dem Warum, aber Niemand konnte antworten.

Möglich, daß man höheren Ortes der Meinung gewesen, eine Kapelle müsse diese Art von Musik besser ausführen können als sogenannte Tanz-Musiker, oder daß man eine Geld-Ersparniß dabei im Sinne gehabt.

Gleich nach Beendigung des letzten Balles, ohne erst zu Bette zu gehen, schrieb ich an den Herrn General-Intendanten und bat ihn dringend die Königl. Kapelle vor einer weiteren solchen Dienstleistung zu bewahren.

Nach einigen Tagen wurde ich in Folge dessen zu ihm gerufen, und er eröffnete mir freundlichst, daß er Seiner Majestät dem Könige meinen Brief übergeben habe, und daß Allerhöchstdieselben die Herren der Kapelle beruhigen ließen mit dem ausdrücklichen Bemerken: Die Sache sei die Folge eines Irrthums und werde nie wieder vorkommen.

Der Brief lautete, wie folgt:

Hochgeborner Herr Graf!

Gnädiger Graf und Herr!

Wohl weiß ich, wie viel ich wage, Ew. Hochgeboren mit einem Schreiben zu belästigen, aber ich wage es dennoch.

Ich thue es im Vertrauen auf meine gute Absicht und mehr noch im Vertrauen auf Dero gnädigstes Wohlwollen, dessen ich mich stets zu rühmen hatte. Möchte letzteres mir heute nicht fehlen!

Zur Vorsicht bitte ich ganz gehorsamst: Lassen Ew. Hochgeboren den Inhalt meines unterthänigsten Schreibens nicht den General-Intendanten wissen, sondern allein den Herrn Grafen von Redern, an den es gerichtet ist, damit ich keines Insubordinationsfehlers geziehen werden kann, der durchaus nicht in meiner Absicht liegt, und vor dem ich mich mein Lebtag hüten will.

Mein Schreiben soll die tiefe Betrübniß aussprechen, welche alle meine Collegen mit mir theilen, daß gestern die Königl. Kapelle abermals bei Hofe hat zum Tanze spielen müssen.

Kein Mensch will es glauben, und ich selbst würde es nicht, wäre ich nicht beidemal dazu befohlen worden.

Noch nie ist der Berliner Kapelle eine solche Aufgabe gestellt worden, und gern gäbe sie sich dem Glauben hin, ein Irrthum habe dies zu Wege gebracht.

Höchstverehrter Herr Graf! Wir haben gestern eine Tanzmusik ausgeführt, kaum für Wilde gut genug, und wir müßten uns ewig derselben zu schämen haben, hätte die Ursache an etwas Anderem gelegen als an unserer gänzlichen Unfähigkeit. Wir können keine Tanzmusik machen! Dazu gehören eine andere Erziehung, andere Kräfte, ein ganz eigener Schick und Takt, Routine und physische Ausdauer, Eigenschaften, die nur allein der Tanzmusiker besitzt.

Haben auch eine Kapelle und ein Tanz-Orchester Aehnlichkeit mit einander, so sind sie doch ihrem innersten Wesen nach so verschieden wie ein Gold- und ein Eisenschmied. —

Herr Graf! Glauben Sie uns die tiefste Betrübniß, welche wir empfinden, daß wir einer Sache unsere Kräfte leihen sollen, die nicht für uns paßt, und der wir nicht gewachsen sind.

Würde ein Arzt ohne alle Noth sich zum Barbieren bequemen? Würde ein Maler sich zum Anstreichen hergeben? Und was würde der Adel sagen, wenn man Unedles von ihm verlangte?

Herr Graf! Glauben Sie an unsere Ehre, daß wir sie besitzen, und daß sie uns lieb und heilig ist. Gewährt sie uns doch den einzigen Ersatz für den kärglichen Lohn, der uns für unsere Mühen, für unseren Fleiß und für unsere Arbeit geboten wird.

Hätte man mir vor 20 Jahren gesagt, daß ich dermaleinst würde am höchsten Orte Tanzmusik, und noch dazu so schlechte, machen müssen, ich hätte lieber . . . .

Verzeihen Ew. Hochgeboren diesen Ausdruck, den ich verwerfe. Aber ich kann mir vor Mißmuth nicht anders helfen.

Inständigst bitte ich Sie, höchstverehrter Herr Graf, ein gütiger Fürsprecher beim Herrn General-Intendanten zu sein, daß er meiner Klage ein williges, gerechtes und gnädiges Ohr leihe und für alle Zukunft verweigere, daß ein Institut wie die Königliche Kapelle auf eine solche Weise gemißbraucht werde.

Lebenslang werden dafür Euer Hochgeboren von der Königl. Kapelle gepriesen werden.

Mit dem tiefsten Respect
Ew. Hochgeboren ganz gehorsamster
Moritz Hanemann.

---

2. Bruchstücke eines Componisten-A. B. C.

Adam ist nicht der alte Adam aus dem Paradiese. Er ist ein neuer, der in der musikalischen Welt zwar nicht den Sündenfall hervorgebracht hat, aber desto mehr an Erbsünden leidet. Seine Musik besticht nach Schlangenart die Zuhörer und macht sie lüstern und naschhaft, ohne sie mit der dargebotenen Frucht zu stärken oder zu nähren.

Auber berechtigte mit den ersten Erzeugnissen seines schönen Talents zu großen Erwartungen, die leider nicht in Erfüllung gegangen sind. Seine späteren Sachen tischt er uns auf wie ein raffinirter Speisewirth seine schlechten Gerichte: rasch hinter einander und in Menge. Mundrecht macht er sie seinen hungrigen Gästen durch künstliche Mittel, gleichviel, ob diese gut sind oder nicht. Der Saal, in welchem er auf einer niedlich servirten Tafel seine Kochproducte ausstellt, glänzt von Spiegeln und Millionen kleiner Lichter; die Luft ist erfüllt von Wohlgerüchen, und geschminkte frivole Dirnen beeifern sich die losen Speisen den Gästen anzupreisen. Leichte Weine und die ewig vorherrschende laute Tanz-Musik sind nur Mittel, mit denen der kluge Wirth die Gemüther seiner Gäste zu bestricken und ihre Sinne einzunehmen sucht. Alles scherzt und lacht, bis der Morgen anbricht, wo man dann endlich, nüchtern und wieder hungrig geworden, wahrnimmt, daß der Glanz des Ganzen nur durch Spiegel und Schminke hervorgebracht und die Kraftlosigkeit der Speisen nur durch pikante Gewürze vertuscht war.

Seine „Stumme" soll in verschiedenen Ländern Revolution hervorgebracht haben, indem sie niedrige Leidenschaften bis zum Wahnsinn aufregte, welche von Leuten hinter der Coulisse zu ihren Zwecken benutzt wurden.

Viele unserer neueren Componisten scheinen bei dem Garkoch Auber als Kellner gedient zu haben.

Bellini wollte Helden malen, pinselte aber nur Weichlinge, Sclaven irgend einer verzehrenden Leidenschaft. Bis zum Ekel hört man seine Verliebten klagen, winseln und mit Selbstmord drohen, während sie doch mit allen Fibern an dieser Erde hangen. Ihre leisen Seufzer sind Orkane, jede Thräne eine Sündfluth, das kleinste Aufbrausen ein Donnerwetter. Will Bellini Orkane, Sündfluth oder Donnerwetter malen, so fällt er in den entgegengesetzten Fehler.

Nur ein an Geist und Herz kranker Mensch wird an dieser Art Musik Behagen finden.

Beethoven zeigt uns das menschliche Herz in gigantischer Größe: in seiner Freude und seinem Schmerze, in seiner Liebe und seinem Haß, in Verzweiflung und voll von Paradieses-Träumen. Gewaltsam heben uns seine Töne in den Himmel und stürzen uns zur Hölle nieder. Giebt er uns endlich der Erde wieder, so fühlen wir uns stärker, beseelt von erneuter Sehnsucht und erhöhtem Glauben an Unsterblichkeit.

Was Shakespeare in keine Worte mehr einzuschließen vermochte, das sprach Beethoven in Tönen aus.

Boieldieu ist zwar kein mächtig wirkender Geist, doch so wie das Gewand seiner weißen Dame auf Avenel das holdseligste Mädchen verbirgt, so schließen seine Töne einen Himmel ein voll Liebe in Unschuld, Schönheit in Einfachheit, Anmuth in bescheidenem Wesen.

Seine Compositionen sind den Veilchen gleich, die, verborgen zwar, sich doch durch ihren schönen Duft verrathen.

Cherubini ist ein Cherub, der deutsche Harmonieen-Kraft mit deutschem Gemüth, französische Lebendigkeit mit gefälligem Wesen, und italienischen Melodieen-Reichthum, aber ohne ekelhafte Süßigkeit, mit Maß zu einem schönen Ganzen verbindet.

Donizetti giebt, was er hat, auf einfache Weise. Sein

Scherz ist gefällig, sein Ernst erträglich. Man nimmt Beides gern an, wenn man nichts Besseres bekommen kann.

Fesca's kleines Reich der Töne ist ein Friedhof voll von Trauerweiden und Rosmarinsträuchen, fruchtbar gemacht durch modernde Leichen und genährt durch Thränen verlassener Lieben. Seine Denksteine zeigen indeß hoffend und tröstend nach dem Jenseits.

von Flotow hat sich Auber zum Vorbilde genommen und ihn bisweilen auch erreicht. Wollte man ihn tadeln, so könnte man sagen, daß er die schlechten Subjecte in seinen Opern zu edel und die guten nicht edel genug componirt habe.

Gluck beschwört Geister aus höheren Welten sich bei uns niederzulassen. Um sie unseren blöden Augen sichtbar zu machen, bekleidet er sie wie Menschen mit kostbaren, doch einfachen Gewändern und lehrt uns durch sie erhabener denken und empfinden. Er allein verstand es mit den kleinsten Mitteln Großes zu schaffen.

Gounod und Ambroise Thomas gleichen den Kunst-Bäckern, welche ihre Gebilde meist nur in Zucker oder Chocolade fabriciren. Wenn sie auch Manches ähnlich nachbilden und sich namentlich meisterhaft auf die Situation verstehen, so entbehren ihre Machwerke doch gar zu sehr der Natur-Wahrheit. Goethe würde ihnen für ihre chocoladenen Figuren wenig danken. Nur Lecker-Mäuler werden an ihren Opern Margarete und Mignon Gefallen finden.

Halévy nimmt unter den Opern-Componisten eine hohe Stelle ein und zwar durch seine Oper „Die Jüdin". Welch eine edle Begeisterung, welch ein philosophisches Maßhalten, welch eine zauberhafte Macht der Töne herrschen darin. Wie wahr, streng und unparteiisch stellt Halévy den jüdischen und den christlichen Charakter hin, und auf welch liebevolle, wenn auch drastische Weise belehrt er die Menschen, daß ihre höchste Tugend die Duldsamkeit ist!

Weder Kanzel noch Katheder können diese Wahrheit überzeugender geben, als es in dieser Oper geschieht.

Haydn ist reine, ungeschminkte Natur, er ist ja der Schöpfer der „vier Jahreszeiten". Nach ewigen Gesetzen folgt auf seinen süßen Frühling der noch schönere Sommer, und auf den frucht- und traubenreichen Herbst der gemüthliche Winter. Er sprach Gott in

seiner „Schöpfung" nach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Alle bedeutenden Componisten haben ihre guten und ihre schlechten Nachahmer gefunden, nur Haydn nicht. Er mag wohl unerreichbar sein.

Lortzing's Musik lacht Freude und unbewußte Unschuld. Scheinen seine Sachen auch nur leicht hingeworfen, so entbehren sie doch keineswegs des inneren Gehaltes. Es herrscht in ihnen derjenige Grad von Empfindung, der von Jedermann leicht verstanden und mitgefühlt werden kann.

Der Rang, welchen Kotzebue unter den Schriftstellern einnimmt, dürfte wohl Lortzing unter den Componisten gebühren. Mit ihm hat er die meiste Aehnlichkeit.

Méhul setzte seinen Meisterwerken durch seinen „Joseph" die Krone auf. Er idealisirte das Judenthum und verwendete die höchste Poesie der Tonkunst dazu. Er hat sich nicht weniger unsterblich durch dieses außerordentliche Werk gemacht als Lessing durch seinen „Nathan". Die Tonkunst und die religiöse Philosophie feiern in „Joseph" und in „Nathan" ihre schönsten Triumphe.

Meyerbeer nahm deutsches Gestein, gab ihm in Italien die Glätte des Marmors und bemalte es in Frankreich. Seine dramatischen effectvollen Sachen werden mit Recht bewundert der Geschicklichkeit wegen, die darin waltet, werden aber verlieren, wenn ihre bunte Malerei mit der Zeit aus der Mode kommt.

Mendelssohn-Bartholdy gewinnt sterilem Boden seine Erzeugnisse ab. Außer Immortellen, die seine Hauptgewächse sind, schafft er Phantasie-Blumen, welche mehr von den Schweißtropfen des Gärtners getränkt als von der Natur bethaut sind. Aus beiden flicht er geschickt wunderbare Sträuße, die als Zierde für den Winter gelten können. Am meisten scheint sich sein Fleiß in geistliche Musik zu lohnen.

Mozart ist frommer Glaube und heiße Liebe. Wie er in der Kapelle inbrünstig betet und uns zu gleicher Andacht zwingt, so führt er uns draußen gewaltsam über Gebirge und Oceane stets in eines Liebchens Brautgemach. Er ist Kraft und Herrlichkeit. Einem Löwen gleich schreitet er unter blühenden Rosen einher und trägt uns auf Adlerschwingen in die Regionen der Sonne.

Onslow verzichtete auf einen Thron als Opernschreiber,

weil er in seinem „Hausirer" den Beweis fand, daß er von dem musikalisch verbildeten größeren Theile des Pariser Publicums nicht verstanden wurde. Er schuf daher nur für den kleineren Theil, der noch ächten Kunstsinn bewahrt, seine herrlichen Duo's, Trio's, Quartette und Quintette. Freiheit mit Ordnung, Liebe mit Anstand und ein reges, interessantes, geistiges Leben walten darin.

Rossini's Schöpfungen gleichen leicht aufgeführten Gebäuden, deren Aeußeres von Reliefs aller Art überdeckt ist und mit jedem nur erdenklichen Schmucke prangt, deren Inneres aber um so größere Leere zeigt. Der Südländer gefällt sich zwar in ihnen, dem Manne des Nordens aber sind diese Bauwerke nicht gemüthlich genug, und es friert ihn darin.

Spohr versetzt uns mit seinen Tönen in reizende Zaubergärten. Alles ist in ihnen schön geordnet, sinnig und groß gedacht; die Stelle der Sonne vertritt eine magische Mondbeleuchtung. Die schwärmerische Jugend, die am Wunderbaren hängt, ergötzt sich darin mehr als das phantasielose Alter. Er ist der größte Meister in der Romantik und wird darin, wie Haydn in seiner Natur-Wahrheit, ewig unerreichbar bleiben.

Spontini's gewaltige Kraft schuf Urwälder, vulkanische Gebirge und grause Höhlen. Hie und da stehen süßduftende Blüthenbäume, und zwar ewig grün und blühend; hie und da tauchen geistige Gestalten empor, aber in Riesengröße. Seine handelnden Figuren sind erhaben nnd höchst poetisch gedacht. In der Balletmusik hat Spontini das Höchste geschaffen.

Wer seine Tonreiche besucht, geht zwar körperlich ermüdet, doch geistig gestärkt von dannen.

Verdi ist ein eben so genialer wie kluger Tonschöpfer. Er versteht es seine Schwächen zu verstecken. So vertuscht er seine vorherrschende Sentimentalität durch lebensfrische Rhythmen und verleiht seiner Frivolität durch geistreiche Tonfärbungen Liebreiz, Anstand und Würde. Er zählt zu den interessantesten italienischen Componisten.

Sagte doch schon Rossini über ihn, als er seine erste Oper hörte: „Der Verdi versteht es, wie Keiner, den Hörer zu fesseln; der wird bald das ganze Publicum in der Tasche haben."

Von Wagner wissen wir eigentlich nicht recht, was größer an ihm ist, sein brillanter scharf berechnender Verstand, sein heißer Drang Neues, Edles und Großes zu schaffen, oder sein Talent.

Wagner dürfte in seinem Tannhäuser sein ganz getreues Ebenbild geschaffen haben. Ginge er daher, wie jener, nach Rom, so könnte es geschehen, daß er dort wenigstens zur Hälfte unter die Heiligen versetzt würde, weil er, wie Keiner, es verstanden, den deutschen Charakter in seinem innersten Wesen zu erfassen und in Tönen so treu und wahr wiederzugeben, wie er es in Tannhäuser und Lohengrin gethan hat.

Maria Weber läßt auf seine unermeßlich weiten Blumenauen die glühendste Mittagssonne scheinen. Alles, was sich lebend darauf bewegt, schmachtet heiße Liebe. — Doch es wird die Luft von den Blumendüften drückend und schwül, und mit Sehnsucht harrt man auf den erquickenden Regen. Ueber das schöne herrliche Ganze wölbt sich dann der Bogen des Friedens.

Winter baute aus deutschem Gestein und Eichenstämmen seine Paläste. Es wohnt sich darin bequem und friedlich, und es thun Einem ebenso innig wohl seine kräftigen Harmonieen, d. h. die innere Ordnung darin, wie seine gemüthvollen Melodieen, d. h. die äußere Pracht und Einfachheit.

---

3. Zur Erinnerung an den 7. März.

A. 1844.

1. Dank- und Festrede für erhaltene Zulage.

Nicht wahr, liebwerthe Collegen? nur dankbare Freude hat uns heute zusammengeführt, nicht Ueberfluß oder Wohlhabenheit. Nicht wahr? es soll der heutige Abend nur ein lautes Zeichen für die frohe Stimmung unserer Herzen sein, unserer jetzt glücklicheren Herzen, die so lange in Furcht und Hoffnung schwebten, ehe ihnen

Erleichterung wurde. — Dank, heißen Dank darum denen, die Mitgefühl uns zeigten, die um unsere Wohlfahrt sich bemühten, herzlichen Dank denen, welche die ersten Schritte dazu wagten, und Dem ein donnerndes Vivat, der, Ja sagend, Thränen der Freude hervorlockte, sowie — warum sollen wir es nicht gestehen — Thränen des Kummers und der Sorgen trocknete!

O liebe Collegen! jetzt steht es gut mit uns. Die Namen Vollgold, Groß und Moos sind keine Spottnamen mehr, eben so wenig wie Schreck und Schlecht eine Wahrheit. Jetzt können wir in unserem Titel „Kammer-Musikus" immerhin den Musikus weglassen, bescheiden den Herrn hinter die Kammer setzen und uns schlechtweg Kammer-Herren nennen. Tragen wir doch, wie wirkliche Kammer-Herren, unseren eigenen Schlüssel, wenn auch nicht hinten, so doch vorn. Es fehlen uns auch keinesweges die dazu sonst noch nöthigen Eigenschaften, wir besitzen einen jugendlich-frischen Teetz mit ausreichendem Witze, Bennewitz und Barnewitz.

In unserem kleinen musikalischen monarchischen Staate ist Wohlhabenheit eingekehrt. Der Handel blüht, wenn auch nur im Tausch. Die Gewerke rühren sich: der Zimmermann, der Maurer, die Schmidts und der Schumacher oder Schumann treiben ihr Handwerk mit Schick, trotz dem besten Künstler (die ausgewanderten Weber, Schneider, Böttcher und Töpfer werden hoffentlich wieder zurückkehren); seht wie sie alle mit Lust arbeiten! Seht den Winzer im Weinberge fleißig sein, wie feist er aussieht, und wie froh er ist! Beträchtlich ist unser Handel mit Dessauer Rindvieh, Schafdärmen, Harz, Holz und Haaren, mit Siegellack, Papier, Tinte und Federposen, sowie der Käsehandel..

Unsere Schifffahrt auf dem Rücken des klaren und hinreißenden Birnbach wird auch besser: wir besitzen neben einem unverdrossenen Fischer auch einen erfahrenen Lotzen. Fischer, die im Trüben fischen, nicht wahr, solche fehlen bei uns gänzlich? Unsere Dämme sind gut, sie schützen und halten das aufgebrachte Element zurück. Fest und sicher sind unsere Burgen, Walburg und Ronneburg. Der Tiefensee ist trocken gelegt. Vom Rammelsberge genießen wir eine gute Aussicht, und der Brittenberg läßt uns bis in das Jenseits schauen. Unsere Forsten sind reich

an Wild, und wir hoffen, daß unser ausgezeichneter Schütz recht bald die Jagdgerechtigkeit erhalten werde; wie viele Böcke und Säue werden nicht alljährlich geschossen, und ohne Pulver, nur mit einem Bogen und Spies!

Gerechtigkeit war stets bei uns und wird bei uns bleiben, wir haben ja vier Richter. Eine leise Andeutung dieser Staats-Grundlage finden wir schon in dem Namen de Droit, so wie in Just, der ersten Silbe von der heiligen Justitia, die auf Deutsch so viel bedeutet als Geh(rechtigkeit). Unser höchstes Gut ist die Preßfreiheit, ein Kleinod, nach welchem viele Völker vergeblich ringen. Auch haben wir keine Censur, wie dies am besten unsere herrlichen, mit edler Freiheit geschriebenen Entre-Actes beweisen, sowie die Quetschungen, die wir von uncensirten Scribenten erleiden müssen.

Was den moralischen Werth unseres Staates betrifft, so kann er, trotzdem daß wir keinen Pfaffen mehr besitzen, nicht erwünschter sein; wir versagen keinem Armen und Hülflosen unsere Unterstützung und arbeiten, noch unverheiratet, schon für Frauen und Kinder, ja selbst für Witwen. Philosophen brauchen wir in unserm Staate nicht, wiewohl wir einen Grübler (Griebel) haben: auch ohne diese steht unsere Unsterblichkeit fest. Wie viele von uns sind schon unter Rädern gewesen, haben xmal gehangen, und sind dennoch am Leben. Als Sanitäts-Rath für unsern Leib besitzen wir den Gründer der Homöopathie, Hanemann, dessen Methode für uns die einzig beste ist, weil sie in den letzten Tagen vor dem gebenedeieten 26sten (Gehalts-Tag) Wunder thut, und zwar oft mit einem Billiontheil bei guter Diät. Als Allopathen nenne ich den Charité-Arzt Kluge, der schon so oft mit seinen Fagot-Vorträgen über hypochondrische Leiden gesiegt hat. Ferner die Doctoren Hauck und Kramer, von denen letzterer ausgezeichnet gegen Ohrenpolypen ist. Unsere Nationalfarbe Schwarz und Weiß hat sich geändert, Braun ist an die Stelle von Schwarz getreten, und sehen wir Braun recht an, so ist er blond, blond ist aber eigentlich weiß; daher ist unsere Nationalfarbe jetzt das Symbol der Unschuld und der Reinheit. Und doch geschieht Alles, was wir in unserm Staate thun, von Schwarz auf Weiß. Darum

sind wir gute Patrioten; diesen Ruhm kann uns der Neid nicht nehmen. Auch starke Männer zählen wir unter uns, in der Gefahr und in der Noth, wie einen Ulrich, früher von Hutten, jetzt wohnhaft in der Stallschreibergasse; einen mit ungeheurer Muskelkraft begabten Langenhauen und einen Andreas Hofer, jetzt natürlicher Ursachen wegen Schwachhofer genannt. Zu übergehen sind ferner nicht unser Minister Humann sowie die Generale Vidal und Drews, letzterer bei Ueberfällen wegen seiner Courage rühmlichst bekannt. Unter diesen Männern erfochten wir mit Grim unsere letzten Spontini'schen Siege, verloren nur einen Streit-Kolben und einen Krieger, und weisen nur eine kleine Wunde, eine Schramme, auf. Soll ich sie alle nennen, die großen Männer, die wir besitzen? Nein, dies würde euch, liebe Collegen, allzusehr ermüden. Nur des größten sei hier noch gedacht, von dem ich, ohne die andern zu verkleinern, dreist behaupte, daß er uns alle übersieht; es ist der lange zwölfzöllige Laverenz.

Als Curiosa besitzen wir ein personificirtes Grauwunder; ferner ein Gegenstück zu den Siamesischen Zwillingen, ein paar zusammengewachsene Kerls, Bedekerl, und einen wirklich wahren Jacob. Aber, Wunder über Wunder, so Gareise, die niemals schmelzen!

In Wahrheit ein glückliches, sicheres, schönes Dasein ist uns, liebe Collegen, in unserem kleinen Staate gegönnt, unter Rosenzweigen gehen wir einher, in ewig heiterem Lenze, ungefährdet von zahmen und wilden Thieren, wie Gänse, ab und zu auch Bagänse, Espenhähne, Bären, Wölfe, Füchse, Bremer und Hunde sind. Und wer nicht gehen will, kann fahren, und dies anständig, mit einem Vorreiter und zwei Stallknechten. Welch ein Glück Soldat zu sein und eine so ehrenvolle Stelle als Mitglied eines Staates im Staate einzunehmen! Laßt uns aber auch dessen, was ein solcher Beruf wie der unsrige von uns fordert, immer eingedenk sein! Auch wir haben das Bedürfniß uns unsere politische Bedeutung klar zu machen, und wie gefährlich es auch heut zu Tag sein mag politische Fragen zu erörtern, so kann ich doch nicht umhin bei dieser Gelegenheit wenigstens mein politisches

Glaubensbekenntniß hier öffentlich auszusprechen, welches zwar ernster Art ist, aber für welches ich dennoch, wenn auch nicht allgemeine Zustimmung, so doch wenigstens geneigtes Gehör zu finden hoffe.

---

2. Politisches Glaubensbekenntniß eines Musikanten.

Staat und Orchester haben haben die gleiche Aufgabe, in ihren Gliedern und mit ihren Kräften ein harmonisch-schönes Ganze zu bilden. Kunst und Wissenschaft, Theorie und Praxis geben ihnen die Mittel dazu, Religion, Liebe und Ehre sollen als Hebel dienen.

Ich will nun versuchen jedem der einzelnen Theile seine richtige Stelle anzuweisen. Es gleichen die ersten Geiger den dominirenden Herren im Staate, die zweiten Geiger und die Bratschisten den Gewerbetreibenden, die Bassisten den Herren vom musikalischen Grund und Boden, nämlich den Ackerbauern. Flötisten, Clarinettisten und Oboer sind das Weibsvolk, ab und zu recht ergötzlich zu hören, unentbehrlich am rechten Ort und zu rechter Zeit, aber langweilig, wenn sie mit stundenlangen Soli das Wort führen. Die Trompeter, Hornisten, Posaunisten und die Herren von der Janitscharen-Musik machen den Militärstand aus, im Frieden eine Zierde, im Kriege die rohe Kraft des Orchesters.

Die Pauker, wenn sie nicht genug musikalisch gebildet und im Ensemble zu laut sind, lassen sich mit den schlechten Pfaffen vergleichen, welche in ihrer Einbildung und ihrem Hochmuthe meinen den Donner der Götter hervorzubringen, indem sie auf Kalbfelle schlagen. Sie vermögen am leichtesten Staaten und Orchester zum Umsturz zu bringen, wenn sie aus Dummheit oder Böswilligkeit ihre Schläge gegen den rhythmischen Pulsschlag des Ganzen richten. Ihr Dünkel ist bekannt und mag wohl daher kommen, daß sie wissen, welch eine bequeme Stütze sie für schwache Dirigenten sind.

Solche Pauker wollen im Staate nur eine Religion gelten lassen und sind in demselben Irrthum befangen wie diejenigen,

welche meinen, daß in der Kunst nur nach einer Methode und Manier Ausgezeichnetes geleistet und himmlisch gespielt werden könne.

Gerade die Freiheit im Denken und Empfinden, bei Anwendung verschiedener Mittel, aber bei gleich ernstem Streben nach Erkenntniß des Wahren und Schönen, — gerade sie verleiht der Kunst und dem Leben die fruchtbare Regsamkeit zu unberechenbar größerer Ernte. Es führen im Leben und in der Kunst verschiedene Wege zur Vollkommenheit, und wer es nur mit sich und diesen beiden gut meint, wird sicherlich hier und dort nach seiner Art den Himmel offen finden.

Wenn im Staate und im Orchester ein schönes Ensemble sein soll, so müssen an der Spitze kräftige Dirigenten und unten bescheidene Pauker stehen.

In der gesitteten, geistigen Freiheit des Bürgers liegt die Freiheit und die Macht der Könige, wie die Sicherheit der Dirigenten auf dem vielseitigen, kunstgeübten und gewandten Orchester beruht.

Es wird nie einen ganz vollkommenen Staat geben, wie nie ein Orchester, das Nichts zu wünschen übrig ließe. Denn keines von beiden wird das Ideal erreichen, das von großen Geistern für sie hingestellt worden ist, und das jedes Individuum unbewußt in sich trägt.

Des Orchesters erstes Lebensprincip ist reine Intonation, das eines Staates die Tugend.

Fingerfertigkeit gleicht dem Reichthum, der erst Werth erhält, wenn Tugenden ihn schmücken. Lieber weniger Fertigkeit haben als Mangel leiden an gutem Ton, an Reinheit, an Geschmack und Takt; besser arm und tugendhaft, als reich und ohne Tugend sein.

Regent und Dirigent sind beide nothwendig, wenn mit Dauer und Sicherheit ein harmonisch schönes Ganze erzielt und erhalten werden soll.

Staat und Orchester sind nicht der Regenten und Dirigenten wegen da, sondern umgekehrt.

Wenn jeder Musiker im Orchester auf seine ihm beliebige

Weise nüanciren wollte, so würde das Ganze ebenso taktlos und chaotisch sein wie eine Republik, wo jeder Bürger thun kann, was er will. Wollte man jedoch statt eines Königs das todte Gesetz an die Spitze stellen, so würde dies ebenso nachtheilig für das warme Leben des Ganzen sich äußern, wie wenn ein Metronom die Leitung eines Orchesters führte. Ich für mein Theil möchte kein Orchester hören, wo die Noten wie in einer Spieluhr ablaufen und die Musiker wie Marionetten sich bewegen; ich möchte kein Bürger eines Staates sein, wo, wie in China, nur auf eine Art gebetet, gelebt und gestorben werden darf.

---

3. Die Viola.

Eine Parabel.

Kurz nach Erschaffung der Ersten Geige und des Contrabasses spazirten beide einmal in einem echoreichen Thale, langweilten sich hier zum Sterben, denn ihre erste und einzige Beschäftigung war im Unisono zu singen, und riefen die Götter um Erbarmen an. Amor erhörte sie und verwandelte die tödtende Monotonie ihres einförmigen Unisono in eine wilde Fuge, die um so wirksamer wurde, als des Thales reiche Echo's mit darin einstimmten. — Da begab es sich, daß die Erste Geige und der Contrabaß nie gefühlter Empfindungen sich bewußt wurden und im Uebermaß derselben sich in die Arme sanken. Hymen, eifersüchtig auf den wilden Bund eines so göttlich schönen Paars (es waren echte Straduari), bewegte bald die Liebenden zu einer gesetzmäßigen Ehe und segnete sie in Kurzem mit einer kleinen Tochter, der Zweiten Geige. — Die beglückten Eltern wandten bei der Erziehung ihres Töchterchens Alles an, um es der Mutter an Schönheit und Liebenswürdigkeit ähnlich zu machen, doch wollte es ihnen leider nicht ganz gelingen. Das schwerfällige, nicht selten rohe Benehmen, welches diesem Kinde so oft und mit Recht zum Vorwurf gemacht wird, scheint mehr ihr Naturell, vielleicht ihr Erbtheil vom Vater zu sein, als die Folge einer mangelhaften Erziehung.

Ein Knäblein, das Violoncello, war die zweite Frucht dieser Ehe, ein Kind voll trefflicher Anlagen, welches die Mühe und die Sorgfalt seiner Erziehung den Eltern weit mehr lohnte als seine Schwester. Der Knabe nahm nur die Tugenden seiner Eltern, keinen ihrer Fehler an. Graziös und anmuthig wie seine Mutter, hat er dabei das Solide und Ehrenfeste seines Vaters. Gegen letzteren zeigt er sich, als guter Sohn, vorzugsweise dankbar und ergeben, indem er den Vater in seinen alten Tagen überall auf Steg und Weg begleitet, ihm über die schwierigsten Passagen des Lebens hinweghilft und ihm das Notenblatt umwendet.

Bis hierher lebten die Gatten glückselig, denn ihre Ehe war eine züchtige und reine. Doch es begab sich, daß mit dem Verlust der Bogenhaare der Papa kalt und frostig gegen die Mama wurde, und diese, noch reich an Haaren, c'est-à-dire an Gefühlen und erzeugenden Trieben, sich ehrvergessen anderweitig zu entschädigen suchte.

Es pflog das Weib mit einem wollüstigen, spitztönigen, näselnden Jüngling, Gambe oder Kniegeige genannt, verbotenen Umgang und gebar von ihm ein Mulatten-ähnliches Kind, die Viola, sonst auch Viola d'amour genannt, welche schon in ihrem Namen die Andeutung trägt, daß sie ein Kind der Liebe sei.

Was alle Welt wunderte, war, daß der gehörnte Herr Papa diese Untreue so leicht und ungerächt hinnahm! Mochte er sich selbst die Schuld beimessen, oder einsehen, daß, wenn er an der Mama Rache übe, er sich nur selbst strafen würde: genug er trug gelassen sein Horn und schwieg. Doch sein Sohn, das Violoncello, rächte die beleidigte Ehre seines Vaters und tödtete die vielbesaitete Gambe im ritterlichen Zweikampf *).

Gleich einem Stiefkinde wurde der Bastard, die Viola, erzogen, von Eltern und Geschwistern verhöhnt und verspottet, so oft nur Gelegenheit sich dazu darbot. Natürlich konnte bei so bewandten Umständen aus dem armen Kinde nichts Besonderes werden. Trotz seiner erlangten Selbständigkeit und seiner guten Anlagen sieht

*) Bekannt ist es, daß, als das Violoncello erfunden ward, die Gambe unterging.

es sich gegen seine Familie weit zurückgestellt: man giebt ihm nicht selten nur ein Licht, sparsam eine Prise Tabak und den schlechtesten Platz, wo es den Damen den Rücken zuwendet.

Der Mutter lag nach beendeter Erziehung Nichts so sehr am Herzen als ihre Schande durch Vervollkommnung ihrer Kunst vergessen zu machen, was ihr auch trefflich gelang. Sie wirkte durch ihr Beispiel auch auf Mann und Kinder, welche Alle von nun an Großes leisteten, und dies war das beste Mittel, um die gestörte Harmonie des Hauses aufs vollständigste herzustellen.

So wird nun diese Familie von Jedermann geliebt und geschätzt; sie lebt so gut in der Hütte des Bettlers wie in den Palästen der Fürsten und weiß sich überhaupt bei noch so viel Kreuzen (♯) und Erniedrigungen (♭) in alle Lagen des Lebens zu schicken. So fromm nnd gottesfürchtig sie in Kirche und Kapelle ist, ebenso frivol und ausgelassen kann sie auf Tanzböden und an ähnlichen Orten sein. Bei Hofe und überall hat sie Kammerherren-Rang: wie diese trägt sie ihren eigenen besonderen Schlüssel, nur nicht hinten, sondern vorn, und dringt damit nicht nur in die geheimen Gemächer der Fürsten, sondern mit ihrem Wesen auch in der Fürsten und aller Menschen Herzen ein.

Jedwedes Glied dieser Familie hat seinen besonderen Charakter, welche Verschiedenartigkeit jenes rege und interessante Leben zu Wege bringt, das wir an ihr wahrnehmen. Es trägt die Erste Geige den sanguinischen, die Zweite Geige den cholerischen, das Violoncello den melancholischen, der Contrabaß den phlegmatischen und die Viola den hypochondrischen Charakter an sich. Gleich groß ist ihr Zauber, wenn jedes seiner Natur gemäß wirkt und schafft. Daher ist es Unsinn, was nicht selten von den Componisten neuerer Zeit geschieht, den phlegmatischen Contrabaß mit sanguinischen Geigen-Passagen zu quälen oder umgekehrt der schönen coquetten Ersten Geige Bewegungen des Alters und der Schwerfälligkeit zu geben. Am schwersten ist die Viola mit ihrer hypochondrischen Natur zu behandeln: sie verträgt weder Naivetät, noch Keckheit, noch sanguinisches Feuer und erregt in diesen Fällen dem Zuhörer Mißbehagen oder reizt ihn zum Lachen. — Um für dieses Instrument zu schaffen, bedarf es eines gründlichen Studiums seiner Natur und eines großen In-

geniums. Für den ausübenden Künstler ist Beides und außerdem eine sichere Praxis erforderlich. Es sind die dem Viola-Charakter angemessenen Ideen tief wie Orakelsprüche, ernst wie die Worte eines Sterbenden, Trost und Hoffnung bringend den Verzagenden, lieblich wie Veilchenduft und balsamisch wohlthuend für jede Wunde und jeglichen Schmerz.

Daß die Componisten so selten etwas Neues für dieses in seiner Art so schöne Instrument schaffen, mag wohl daher kommen, daß sie die Schwierigkeit einer solchen Aufgabe kennen und sie scheuen, desgleichen daher, daß so selten die ausübenden Künstler der Anforderung entsprechen, welche man an die praktische Ausführung des Geschaffenen machen muß.

B. 1845.

1. Religiöses Glaubensbekenntniß eines Musikanten.

Heute vor einem Jahre, liebwerthe Collegen, hatte ich die Ehre Ihnen mein musikalisch-politisches Glaubensbekenntniß abzulegen; heute soll das religiöse an die Reihe kommen.

Ich denke, daß dieser Gegenstand auch für uns Musiker von hohem Interesse ist, und dies um so mehr, als derselbe durch die unglücklichen Zerwürfnisse der Geistlichen unter sich und der verschiedenen Confessionen jetzt größere, wenn auch wenig erfreuliche, Wichtigkeit erhalten hat. Ich werde in meinem Glaubensbekenntniß nur als ein Musikant, nicht als ein Theologe sprechen, und die edle Musika soll mir die Mittel zur Rede leihen.

Nehmen Sie meine schwache Arbeit mit Nachsicht auf, und seien Sie versichert, daß derselben keine andere Absicht zum Grunde liegt als der heißeste Wunsch Sie, meine Herren, wo möglich noch mehr zur Ausübung der höchsten und schönsten Tugend eines Christen, zur Toleranz, anzuregen.

Man sagt, die Welt sei ein harmonisch schönes Ganze;

ich will es glauben; ob aber unsere gute Erde mit ihren Dissonanzen dazu beiträgt, überhaupt dazu gehört, das möchte ich fast bezweifeln.

Diese Erde scheint mir mehr eine kleine Welt für sich zu sein, ein Bildungsort, eine Musikschule für das große Orchester, für welches hier die Menschen zu tüchtigen Ripienisten und Solisten vorbereitet werden sollen. Gott gab ihnen auch zu diesem Zweck Anlagen, freie Wahl des Instruments und in Bezug auf den Vortrag, trotz aller Strenge, mit der sie sich an das Vorgeschriebene zu halten haben, Freiheit des Willens und, zur bessern Einsicht in ihre Stimme, einige wenige theoretische Kenntnisse, will sagen, Philosophie.

Das, was die Menschen hier zur Aufführung bringen, ist zwar niemals vollkommen zu nennen, geht aber stets sicher zu Ende; man ruft dabei selten ein Bravo, noch seltener ein Da Capo.

Ihre Ruhm- und Liebeslieder gefallen und gelingen ihnen noch am besten; die gröbsten Fehler aber begehen sie in geistlichen Musiken, gerade, wenn sie recht gottesfürchtig damit sein wollen.

So wollten jüngst zwei Solisten aus dieser Schule, nach der Methode, welcher gemäß sie gebildet worden, Christen genannt, ein Katholik und ein Protestant, ihren Schöpfer ganz besonders preisen, und sangen Jeder aus voller Kehle ihren Lieblingston, der eine C, der andere D. Die Dissonanz war fürchterlich. Jeder maß dem Anderen die Schuld davon bei und suchte ihn zu überschreien. Da trat Gott hinzu und sprach: Mein liebes C, geh doch nach H oder D, oder Du mein liebes D geh Du nach E oder C, so wirds bald besser klingen. Ach nein, sprach Jeder, just mein Ton gefällt mir am besten, liegt bequem in meiner Kehle, und ich bin ihn schon gewohnt. Nun gut, sprach Gott, Ich sehe, Ihr liebt den Ton, nicht Mich; so schreit denn zu, wenn Ihr's aushalten könnt; Ich kann's vertragen.

* * *

Wie Musik die Phantasie Schwerhörender noch am meisten anregt, ihnen noch am verständlichsten ist und sie überaus glücklich macht, so übt der Wunder- und Reliquienglaube auf Halbverständige die meiste Gewalt aus. Laßt, ihr Männner des Heils, diesen Schwerhörenden und Wundergläubigen diese Wohlthat, aber lehrt den Gesunden nicht mit Gewalt die Taubheit und den Unverstand. Ihr seid sonst verabscheuenswerther als die, welche gefangenen und in den Käfig gesperrten Vögeln die Augen blenden, um sie zu fleißigerem Singen zu zwingen.

* *
*

Der faule, stumpfsinnige, nie handelnde, aber ewig betende Pietist gleicht einem Dilettanten, der seine höchste Aufgabe darein setzt auf das genaueste einige auswendig gelernte Fingerübungen zu spielen, auf das strengste darin Takt zu halten, ja sogar im Prestissimo durchweg Sechzehntheile zu zählen.

Ein solcher Fleiß ist ohne Nutzen und der Faulheit gleich. Beten und Etüdenspiel soll nur ein Mittel, niemals die Hauptsache im gottseligen Leben und in der Kunst sein.

* *
*

Wie im einzelnen Samenkorn der ganze künftige Baum verborgen liegt, so schlummern schon im einzelnen Tone die künftigen Accorde.

Mit dem auf der Orgel angegebenen Contra-C hören wir die Töne *E, G, B, C* deutlich zugleich. Diese Mitklänge scheinen wesentlich nothwendig, vielleicht, daß ohne sie der Ton C gar nicht zu hören wäre. Die mitklingende Terz mag uns für das Genus gelten, die Quinte das innere geistige Leben, die Seele, bedeuten, die Septime die befruchtende Kraft sein und die Tonika und Octave die Peripherie des Ganzen bilden und es umschlossen halten.

Wie nun der Ton C in seinem Innern die Töne *E, G, B, C* hörbar eingeschlossen hält, so muß und wird es gewiß bei jedem dieser mitklingenden Töne ebenso sein. Diese Töne, welche höher

liegen, sind zwar dem Ohre nicht mehr vernehmbar, aber gewiß sind sie da. Erlauben Sie mir, werthe Collegen, daß ich versuche, Ihnen den Ton C anatomisch zu zerlegen.

Der Ton C als Tonika läßt die Terz *E*, die Quinte *G*, die Septime *B* und die Octave *C* deutlich mithören.

Nehme ich nun die Terz *E* als mitklingenden Ton der Tonika heraus und lasse sie auf gleiche Art wie C gebären, so erhalte ich die Töne *E*, *Gis*, *H*, *D*. Ebenso die Quinte *G*; diese gebiert mir die Töne *G*, *H*, *D*, *F*; und zuletzt die Septime *B*; diese giebt mir die Töne *B*, *D*, *F*, *As*.

Erhebe ich jetzt die Terz *E* zur Tonika und öffne ihren fruchtbaren Schoß, so finde ich nach gleichen Gesetzen einen neuen und gleich großen Reichthum an Tönen und Accorden, wie in C vor; dasselbe thun die Quinte und Septime, wenn ich sie zur Tonika erhebe, und führe ich diese Procedur weiter fort, so ist das Resultat, daß schon in jedem einzelnen Tone die ganze mögliche Welt der Accorde ruht, die Welt der Dreiklänge und der Septimenaccorde, welche letztere nach Auflösung verlangen.

Eine ganz ähnliche Erscheinung haben wir im Reiche der Farben, wo der sogenannte Farbenkreisel in seiner Bewegung meinem Auge nichts als das einfache Weiß darbietet, während er in seiner Ruhe alle Farben enthält.

Gott ist gleich dem Weiß, das jede Farbe enthält, er ist gleich dem Tone, der unzählbare Millionen Töne in sich schließt. Seine Größe ist die Einfachheit. Für unser Ohr ist aber jeder Ton eine Seiner Welten, die harmonisch klingen und Zeugniß geben von Seiner Unendlichkeit, Größe und Allmacht.

Unsere Erde scheint das göttliche Gebilde der Septime zu sein. Alles ist auf ihr unvollkommen und strebt nach Vollkommenheit und Auflösung.

* * *

Der Sündenfall des Menschen im Paradiese mag wohl am Ende nothwendig gewesen sein; vielleicht, daß der Mensch erst durch

die dadurch nothwendig gewordenen Reparaturen und Flickereien der Pädagogen und Theologen und durch den Einfluß der Zeit seinen wahren geistigen Höhepunct erreichen sollte, gleichwie den Streichinstrumenten das Alter und das geflickte Wesen am dienlichsten ist.

* * *

Die meisten Instrumente nennen durch einen Zettel den Meister, der sie verfertigt hat, wie z. B. Straduari, Amati, Guarneri, Wolf, Otto, Grimm u. s. w.; eben so wichtig wäre es aber oft, den Namen des Reparateurs zu wissen, der ein altes echtes, aber verdorbenes Instrument zu seiner früheren Geltung, ja oft zu einem noch höhern Werth gebracht hat; aber nur selten findet sich dieser vor, am wenigsten bei reparirten Instrumenten guter echter Art. Man könnte darin einen schönen Beweis von Hochachtung des Reparateurs gegen den Erbauer finden. Umgekehrt ist dies aber bei den Menschen. Sie haben nur einen Meister, Der sie geschaffen hat, auf Den sie aber weniger stolz und eingebildet sind als auf ihre Reparateure, nach denen sie sich lieber nennen als nach ihrem Schöpfer, wie z. B. Jude und Türke; Papist, Lutheraner und Calvinist.

Hiermit schließe ich den religiösen Theil meiner Rede und hoffe mit Zuversicht, daß nur collegialische Bruderliebe unsere höchste Aufgabe bleiben und kein anderer „Groll“ in uns aufkommen und genährt werden möge als unser Herr Wirth, der uns, so Gott will, alle Jahre und recht froh beisammen sehen soll.

---

2. Der Contrabaß.

Bei der heutigen festlichen Gelegenheit will ich den Contrabaß zum Gegenstande meiner Betrachtung machen und ihn in seiner ganzen Würde hinstellen.

Der Contrabaß ist das einzige masculinum im Orchester, alle übrigen Instrumente sind generis feminini außer dem Fagott, dem Horn und dem Cello, welche generis neutrius sind.

Wer's doch so gut haben könnte wie so ein Contrabaß! Wie ein Sultan im Harem, steht er im Orchester in der Mitte seiner Schönen, der schwarzgelockten feurigen ersten Geige, der wilden blonden zweiten, der besonnenen rothhaarigen Bratsche und der mit allen zehn Fingern lüsternen vielsaitigen Harfe. Alles um ihn athmet Liebe, und die unschuldige Flöte, die laute Clarinette, die geschwätzige Oboe, die dickbäckige Pauke, die hochgebrüstete Tuba und die lärmende Trompete, — alle diese seine Weiber fächeln und blasen ihm Kühlung zu und versüßen ihm sein schweres Dasein, das ihn gar oft sehr brummig und verdrießlich macht. In seinem Harem ist der Wein verboten, und zwar aus ganz natürlichen Ursachen, weil's gewöhnlich am Besten fehlt; aber man sieht ihn und seine Weiber doch ab und zu recht gern ein Schlückchen nehmen. Er ist sehr mächtig und reich, hält an seinem Hofe Tänzer und Castraten, führt den stärksten Roßschweif in seinem Bogen, und auf seinen Wink gehorcht ein Corps Janitscharen unter der Fahne des halben Mondes. Mit seinen Weibern zeugte er drei Kinder. Mit der ersten Geige, wie bekannt, das ihm die meiste Freude machende Cello, mit der Bratsche das Fagot, und mit der frivolen zweiten Geige das Horn, weßhalb man auch bei letzterem Kinde die Aechtheit seiner Vaterschaft bezweifelt und den Piepbock, einen ganz gemeinen Herumtreiber, als den rechten Vater nennt. Indeß sind alle drei Kinder gleich gut als Künstler erzogen worden. Das Cello, als erstgebornes, übt an der Seite seines Vaters, als dessen Thronfolger, seine künftigen Regentenpflichten; das Fagott liegt mit besonderer Vorliebe den medicinischen Studien ob und hat kürzlich ein treffliches Werk herausgegeben, betitelt: „Keine Blähungen mehr", und das Horn läßt sich zu Allem gebrauchen, als Nachtwächter, als Postillon, als Sprachorgan im Kriege und auf Jagden, aber am gefürchtetsten ist es, wenn es als Diplomat die widerwärtigen Angelegenheiten leitet und neue Verträge schließt, indem es andere zerreißt. Man sollte nicht glauben, daß der Contrabaß bei seiner Vielweiberei von so kräftiger Constitution hätte bleiben können, und doch ist dem so. Energisch, auf echt türkische Weise, sehen wir ihn in seinem Staate schalten; doch steht er selbst unter dem Stocke, nämlich dem Taktstocke, und geht im Gehorsam allen seinen Weibern und Kindern

mit gutem Beispiel voran. Dabei ist auch sonst noch für Aufmunterung zu ihren Berufspflichten bestmöglichst gesorgt, wie z. B. durch Hoffnungen und Aussichten auf Gehaltserhöhungen, durch Titel und Würden. Daher auch die große Menge Janitscharenminister und Ceremonienmeister, die Gott als solche recht lange erhalten möge.

Ich glaube, contrabassistische Collegen, Euren Dank zu verdienen für die hohe Stellung, die ich Euch zugeschrieben, und Ihr werdet mir nicht böse sein, wenn ich damit zugleich die Ursache verrathen habe, weßhalb Ihr so leidenschaftlicher Natur und den Schönen so furchtbar seid. —

---

3. Ein Brief,

vorgetragen an der Tafel des Generalmusikdirectors Herrn Meyerbeer, bei welchem die Königliche Kapelle zu Gaste geladen war. Der Brief nimmt Bezug auf dessen neuste Oper „Ein Feldlager in Schlesien", die bei Eröffnung des wieder erbauten Opernhauses zum ersten Male gegeben wurde.

Da ist mir von ungefähr ein Brief aus der gewichtigen Zeit Friedrich's des Großen in die Hände gekommen. — Darf ich ihn wohl mit gütigster Erlaubniß unseres allverehrten General-Musikdirectors vorlesen? Er ist datirt aus der Zeit des ersten Schlesischen Feldzuges und geschrieben aus dem Hauptquartier von einem preußischen Trompeter an seinen Vater.

Lieber Vater!

Wie Du aus den öffentlichen Blättern bereits erfahren haben wirst, so hat das Corps, in welchem ich und meine Brüder dem großen Könige dienen, einen neuen General erhalten. — Dieser General ist ein ganzer Mann, und wir lieben und verehren ihn wie einen Vater.

Schon mehrere Siege hat er uns glorreich erfechten lassen, und vorgestern haben wir unter ihm einen neuen glänzenden errungen. Kein Wunder! Es ist eine Lust unter ihm zu fechten. Denn mit Vertrauen und dankbarer Freude gehen wir auf sein

Wort ins Feuer, und ich blase, daß die Knöpfe von der Montirung springen.

Wenn das Gefecht vorbei ist, so sorgt der General für uns wie für seine Kinder. So hat er uns bei Sr. Majestät dem Könige größere Rationen an Brot und Fleisch und besseres Riemzeug ausgewirkt. Das werden wir ihm nie vergessen. Er ist neben seiner Feldherrnstrenge, wiewohl noch Niemand auf seinen Befehl gehängt worden ist, ein gütiger freundlicher Herr.

Für uns Musici im Heere hat er ein gar feines Ohr, und wehe dem, der sich auf einem falschen Tone antreffen läßt: — es geht ihm schlimmer als einem Husaren, den er auf einem faulen Pferde findet. Aber er weiß auch das Verdienst zu schätzen; so z. B. hat er das ganze Trompetercorps zum Beweise seiner Zufriedenheit in sein Feldherrnzelt zur Tafel gezogen. Eine Schwadron hat schon die Ehre gehabt von ihm bewirthet zu werden, und zwar in Gesellschaft des großen und des kleinen Generalstabes, und sie weiß nicht genug Rühmens von der Gastfreiheit ihres Generals zu machen.

Mit seiner Hülfe ist einer meiner Lieblingswünsche erfüllt worden. — Ich habe ganz nahe den großen König auf der Flöte phantasiren gehört. Er bläst sie meisterhaft, und obgleich ich den königlichen Künstler nicht mit eigenen Augen gesehen habe, so gewann ich doch die Ueberzeugung, daß der Flötenspieler ein Schlachtenheld und zugleich ein Fürst im Reiche der Töne sein müsse.

Eben wird zum Aufsitzen geblasen, und ich vermuthe, daß die Schlacht aufs neue beginnt. Gott erhalte unseren General, Dich, lieber Vater, und uns, Deine Söhne!

Nicht wahr, liebe Collegen, Ihr stimmt mit Freuden in den Wunsch jenes Trompeters ein? Gott erhalte unseren General recht lange! —

4. Aphorismen.

Klage eines alten Künstlers, daß die Soli im Orchester nur den jüngeren zugetheilt werden.

Da ich jung als Künstler war,
Machte man es mir zur Pflicht,
Wenn das Alter Solo spielt, zu schweigen,
Und ich schwieg so manches Jahr.
Heute ist es anders worden!
Wahrlich, traurig geht es mir!
Unsere Jugend schreiet weise:
Alte, haltet doch das Maul,
Nur der Jugend kommt das Solospielen zu.
So hab' ich hoch an Jahren zugenommen,
Doch zum Solospielen bin ich nie gekommen.

* * *

Es ist grausam Singvögel durch Blendung ihrer Augen, wenn auch bei gutem Futter, zu fleißigerem Singen zu zwingen; da hat's ein großer Theil der heutigen Künstler besser: die können noch durch eine Brille ihre Augen schärfen, um das geringe Futter zu entdecken, das Ihnen für ihren Fleiß geboten wird.

* * *

Wir haben jetzt viele Componisten, die nur durch Andere befruchtet empfangen und gebären. Dies Verhältniß ist ein heiratliches, aber nicht selten wie zwischen Pferd und Esel; was herauskommt, sind Maulesel.

Wollte Gott, daß es mit den Geistern wie mit den lebendigen Körpern ginge! Die Maulesel und Bastarde befruchten sich nicht weiter. —

* * *

Poststücke faulen Inhalts beschlägt man äußerlich zur Sicherheit und der Dauer wegen mit Blech. Ob wohl bei mancher unserer heutigen Opern, die auch so stark beblecht sind, derselbe Grund obwalten mag?

* * *

Die Componisten haben ein beneidenswerthes Vorrecht gegen die Dichter. Erstere können mit der unbegränztesten Freiheit Unsinn und dummes Zeug schreiben: es wird angehört und geduldet, warum? Weil es klingt. —

* * *

Gut, daß der Mensch außer seinen fünf Sinnen noch eine unsterbliche Seele besitzt, die ihn über die übrige Thierwelt erhebt; er wäre sonst blutwenig. Denn der Hund riecht feiner, der Luchs sieht weiter, der Hase hört schärfer, das Schwein findet am Unrath Wohlgeschmack, und die Spinne fühlt zarter. Ja sogar auf sein Stimmenorgan hat der Mensch sich Nichts einzubilden. Denn das Thier, z. B. das Rindvieh, brüllt im Baß, und die Vögel singen im Discant, der Mensch ist nur für die Mittelstimmen Tenor und Alt geschaffen. Es ist wirklich zu verwundern, daß die sinnreichen Componisten sich noch nicht an wirkliche Thierstimmen gemacht haben; ihre Compositionen würden gewiß um Vieles wahrer und natürlicher klingen.

* * *

Mit den deutschen Uebersetzungen der Antigone und Medea, für die deutsche Bühne arrangirt, möchte es hinsichtlich ihrer wahren Wirkung auf die Zuschauer nicht anders sein, als wenn nach tausend Jahren die Violine untergegangen wäre und man auf einem Contrabaß, als dem noch einzig üblichen Instrumente, ein Rode'sches Violinconcert Note für Note spielen wollte. Man würde zwar die Noten in Rhythmen, wie in der Antigone die Worte in Verse, eingekeilt und geschmiedet zu hören bekommen, auch die Gefühle und Gedanken des Dichters errathen, aber niemals die wahre Schönheit des

Ausdrucks noch auch die der Violine eigenthümlichen Tonfärbungen auf dem Contrabasse wiedergegeben finden.

Ein solches Violinconcert auf dem Contrebaß würde nur als ein Curiosum gelten können, und so wird auch die Musik in der Antigone und Medea nur als ein kostbarer Farbenschmuck zu betrachten sein, mit welchem man ein paar Lithographieen colorirt hat.

* * *

Worin sehen sich der Ton und der Mann ähnlich? Beide können durch Kreuze erhöht werden.

* * *

Man richte einen Staat so ein, daß vor seinen Gesetzen ein Mensch für den andern gelte, die Handlungen des Einen den Andern verantwortlich machen, und so, daß diesen auch die verdiente Belohnung oder Strafe treffen muß, so ist sicher die Hauptfeind der Menschen, der Egoismus, vernichtet. Die Tugend wird sich dann Jedem im Andern nothwendig machen und von Jedem als die einzige Sicherung seiner und der allgemeinen Wohlfahrt anerkannt und erstrebt werden. Der Sinn der Worte: Was du nicht willst, daß dir's geschehe, das thu auch einem Anderen nicht, würde seine wahre Bedeutung bekommen. Der König würde wie ein Unterthan und der Bürger wie ein König denken und handeln müssen. Wir brauchten weder Polizei, Geistliche noch Symphoniedirigenten mehr, denn Einer würde des Andern Seelsorger und Dienstaufseher sein und gewiß aus allen Kräften.

Ton und Mensch.

Im innersten Wesen des Menschen ruht der ewige Grundton, die Liebe. Ihm entspringt ein Dreiklang, in welchem Schönheit, Wahrheit und Kraft consonirend sich offenbaren. Er ist der Quell der Gedanken zu schönen herrlichen Thaten. Aber er würde bald versiegen, wenn nicht die Septime mitklänge, als Drang nach neuer Färbung und vollkommen beseligender Auflösung.

---

5. Ein Traum.

Ich hatte diesen Traum zu einer Zeit, in der unsere Gemüther sehr aufgeregt und unsere Kräfte auf ungewöhnliche Weise in Anspruch genommen waren. Denn es blieb uns keine Zeit mehr zur eigenen Weiterbildung, noch weniger zum Unterrichtgeben übrig, so angestrengt war der Dienst. Die Starken des Orchesters seufzten, und die Schwachen verzweifelten. Nur Eins hielt uns noch aufrecht: es war die Hoffnung auf eine Zulage, die höheren Ortes beantragt werden sollte. Doch wer erinnert sich nicht an den Schreck über die Antwort auf unser erstes Bittgesuch, die zwar nicht ganz abschläglich lautete, uns aber nur in weiter Ferne einige Aussicht zeigte. Tiefgebeugt über diesen trostlosen Bescheid schlichen wir zu der Opernprobe von Robert le Diable. Jeder that hier seine Pflicht im vollsten Maße, und Keiner verrieth auch nur in einer Note seinen Unmuth und seinen gerechten Kummer.

Nur mir war ein neuer Schreck vorbehalten. Gleich nach der Introduction der Oper riß der Saitenbund an meinem Instrument, und ich wurde so unfähig weiter zu spielen. Ich übergab dasselbe dem Instrumentendiener mit der Weisung es sogleich wieder in Stand setzen zu lassen.

Aufs höchste verdrießlich rückte ich auf dem Stuhle mehr zurück, hüllte mich in meinen Mantel ein und hörte theilweise der Musik zu oder pflog Betrachtungen über die Erfolglosigkeit unseres Bittgesuchs, bis mich der Schlaf in seine Arme nahm.

Mächtig wurde meine Phantasie durch die Musik angeregt, und mit dem Schwunge, den die Seele nur im Traume zu nehmen fähig ist, war ich bald dem Diesseits entrückt und befand mich vor dem Thore des Himmels. — Ein alter Mann, den ich bald erkannte, es war der verstorbene Instrumententräger Richter, trat mir freundlich entgegen, begrüßte mich herzlich und hieß mich willkommen. — Wo bin ich? rief ich, und was machen Sie hier? — Er antwortete: Sie befinden Sich hier an der Eingangspforte zum Olymp, an welcher ich die Ehre genieße Portier zu sein. — Was wird mit mir hier geschehen? fragte ich weiter. — Nach

einer kurzen Prüfung werden Sie den Platz angewiesen bekommen, den Sie verdienen. — Von den Technikern, die auf Erden etwas bedeutet haben, verlangt man nur eine einfache Tonleiter, von den Componisten die Verfertigung eines Schlüsselcanons. — Wann wird geprüft? — Nachdem Sie Sich hier an meiner Hand erst umgesehen und den Wunsch bekannt haben hier zu bleiben. Ist es Ihnen gefällig, so können wir sogleich die Runde machen. — Still, lieber Richter, still, was für herrliche Musik höre ich da! Ist das nicht die Eroika-Symphonie? — Ganz recht, sie wird heut zu Ehren eines neu angekommenen Helden unter specieller Leitung Apollo's und Beethoven's ausgeführt. — So! Werden hier dergleichen Sachen executirt? — Ja wohl; es haben die Componisten der Erde die Freude ihre Meisterwerke hier wieder zu finden und hören sie in nie geahnter Vollkommenheit. Dieselbe Ehre genießen auch die Maler, Bildhauer, Architekten, kurz alle Künstler mit ihren Meisterwerken. Alles, was die Erde an wahrhaft Schönem und Herrlichem, von Menschen gedacht und verfertigt, je aufzuweisen gehabt hat, das wird hier zum zweiten Male und zwar ewig aufbewahrt.

Mein lieber Richter, darf ich wohl in den Concertsaal eintreten? Ich hoffe doch nicht vergebens, dort alle meine mir vorangegangenen Collegen und Freunde wiederzufinden, wie meinen würdigen Lehrer Hansmann, die Herren Seidler, Henning, Eisold, Bärmann, Griebel, die beiden Pfaffe, die beiden Bocks, Nestler, Birnbach, Hinkel, Remmas, Schwarz, Hanke, Schubert, Brittenberg, Ulrich, Krüger, die beiden Bliesener, Hortsitzki, Hentschel, Töpfer, die beiden Schneider und meinen guten Vorreiter. — Ja, antwortete Richter, sie sind alle hier, haben ihre Prüfung mit Glanz bestanden, wie überhaupt Apollo schon im Voraus schmunzelt, so oft eine Seele der Berliner Königl. Kapelle ankommt. Eisolden ist sogar der erste Platz als Contrabassist eingeräumt worden. Aber den Eintritt unter die Seligen kann und darf ich Ihnen als einem noch nicht Geprüften nicht gestatten. — Ach, lieber Richter, nur ein Ritzchen machen Sie die Thür auf; ich möchte nur die Anzahl der Künstler und ihre Aufstellung, aber vor allem Andern Beethoven dirigiren sehen. — Den würden Sie doch nicht sehen, antwortete Richter,

denn ein Schirm, hinter welchem Beethoven steht, verbirgt ihn den Augen der Zuhörer. — Und warum dies? — Weil Beethoven bei seiner Beweglichkeit die Zuhörer nur in ihrer Andacht stören würde. — Ah! das ist ein vernünftiger Grund.

Mit größter Aufmerksamkeit, wenn auch vor der Thüre stehend, hörte ich nun bis zum Schluß die Symphonie an und war überselig vom Genuß. Eine Freiheit herrschte in dieser Aufführung, die das schönste Maß behielt. Aufs höchste vollkommen im Einzelnen und vollendet im Ganzen, war es ein Guß und klang so, als wäre jeder Einzelne der Schöpfer des Ganzen gewesen. — — Jetzt traten wir unsere Wanderung an, und ich beschaute mit Entzücken die herrlichen Räume, in welchen die Meisterwerke der Architekten, der Bildhauer, Maler u. s. w. aufgestellt standen. Ich sah manches Liebe und Bekannte, Manches, was auf Erden schon untergegangen. —

Hier möchte ich sein und bleiben, rief ich; wenn nur erst das Examen bestanden wäre! Lieber Richter, kann ich denn auch die Orte der Verdammten sehen? — Das versteht sich von selbst. Kommen Sie, kommen Sie! — Und bald waren wir an der Pforte des Orcus, an welcher mein Führer stark anpochte. Ein alter Bekannter öffnete sie; es war der alte Theaterpolizist Grubert, der hier die Dienste eines zweiten Cerberus versah. Er blickte mich mit einem bösen Gesichte an; denn uns Beiden fielen in dem Augenblick unseres Wiedersehens die Händel ein, die wir auf Erden mit einander gehabt hatten. — Gott! rief ich, wenn ich hierherkomme, da wird's mir schön gehen! — Ungefährdet ließ uns indeß Grubert durch und schob laut hinter uns die Riegel wieder zu. Ein eigenthümliches Licht, es war ein dunkles Feuerroth, erhellte die Räume des Orcus, und die Luft darin war drückend und schwül, es roch schrecklich nach Schwefel, Pech und Colophonium. — Wir stießen zunächst auf einen Teich, der voll von schreienden Unken und Fröschen war. — Hier, sprach Richter, sehen Sie in diesen Thieren die Unzahl von Liedercomponisten und Musiklehrern, die im Leben ihre Abnehmer und Schüler nur ums Geld betrogen haben. Ihre Erlösung ist, wenn sie sich todtgeschrieen.

Dort sehen Sie Leute immer zu zwei im Streit begriffen.

Dies ist immer ein Dichter und ein Componist, die sich gegenseitig die Schuld geben, daß ihr gemeinschaftliches Werk durchgefallen sei. Es kämpfen aber auch darunter, und zwar aus gleicher Ursache, Entreacts-Componisten mit Dichtern.

Hier sehen Sie einen Maelzel'schen Taktmesser, und zwar in Riesengröße! An ihm klettern musikalische Locomotivenführer hinauf und herunter, um so die verschiedenen Taktgrade zu studiren, die sie im Leben nicht kannten; denn in der Regel heizten sie ihre Maschine, wenn schöne Gegenden zu passiren waren, bis zum Platzen, während sie, führte der Weg durch Wüsteneien, fast den Dampf ausgehen ließen, um die Passagiere so recht den Tod der langen Weile schmecken zu lassen.

Da sehen Sie ein Rudel musikalischer Spitzbuben in Füchse verwandelt, die zu ihrer Erlösung die Aufgabe haben etwas wirklich Neues zu schaffen. Dies ist aber rein unmöglich, indem einer dem andren nach alter Gewohnheit das kaum Geschaffene sogleich wieder wegstiehlt.

Dort in jenem mit Dorngesträuch begränzten Gehege, in welchem nur Nesseln, Disteln und stinkende Todtenblumen stehen, erblicken Sie eine Menge Künstler und Künstlerinnen, welche im Leben mit ihren schönen Talenten nur schnöden Wucher trieben und losen Dirnen glichen, die ihre Reize auf Rechnung der Tugend feilbieten. —

Was haben jene Menschen verbrochen, die da von einer so ungeheuren Menge in Quinten und Octaven summender Stechfliegen umschwärmt werden? — Das sind gewesene musikalische Strategen, antwortete Richter, die ihre Truppen mit ihrer Unkenntniß von Kartenplänen um manches gute Nachtquartier gebracht haben, und die sie verfolgenden Stechfliegen sind ihre ehemaligen Lobhudler, ihre bestochenen Recensenten. Diese sollen hier, weil sie im Leben nur gescheute Männer bis auf den Tod zu verfolgen pflegten, die Gerechtigkeit üben lernen. —

Wer sind die Leute, an deren Ohren die ganze Janitscharenmusik hängt, und die der Last wegen, die sie zu tragen haben, kaum aus der Stelle können? — Dies sind Neuerungssüchtige, welche im

Leben die Götter zu sehr beleidigten, indem sie die Menschen der Taubheit ziehen und aus Kanonen süße Melodieen schleuderten.

Weiter gehend erblickte ich einige talentvolle Ballet-Componisten. Um sie bewegten sich schöne Knaben und Mädchen und suchten ihnen tanzend die Lorberkränze zu entreißen, auf die auch sie Anspruch machten. Um ihre Kränze von Apollo bestätigt zu erhalten und aus dem Orcus zu kommen, haben sie die Aufgabe, ähnlich den „Liedern ohne Worte", gute „Tanzmusik ohne Beine" zu schreiben.

Jetzt kamen wir an einen Ort, auf welchem käfigähnliche Häuschen standen. Jedes derselben enthielt einen oder mehrere Unglückliche.

In Nr. 1., sprach Richter, sitzt Einer, der verdammt ist ewig sein Instrument zu putzen, es aber nie rein bekommt. Dabei muß er vor Verlangen nach einer Prise Taback schier vergehen, indem er seine von den Göttern vernagelte Dose nicht zu öffnen vermag. (Der Verdammte zählte im Leben zu denjenigen, welche anstatt zu spielen sich lieber im Orchester durch Nebendinge die Zeit vertreiben, z. B. durch fortwährendes Prisen-nehmen und geben oder durch ewiges Herumputzen an ihren Instrumenten.)

Nr. 2. schließt einen Gefangenen ein, in welchem die Welt zwei Künstler in einer Person verlor, und von dem man sagte, daß er einmal die Kunst schuldig geblieben sei, das andere Mal die Kunst schuldig zu bleiben verstanden habe.

Der Käfig Nr. 3. zeigt zwei Unglückliche. Auf der Erde sagten sich Beide, und zwar ins Gesicht, über ihre Kunst nur Schönes und Gutes, während sie sich hinter dem Rücken auf alle nur mögliche Weise beschimpften. Hier müssen sie es zur Strafe umgekehrt thun.

In Nr. 4. sitzen mehrere Künstler; sie haben auf ihren Instrumenten die Zeit nachzuexerciren, welche sie nutzlos zu Nebendingen, wie z. B. zum Angeln, zur Vogel- oder auch zur Schriftstellerei verschwendeten. — Richter, ich glaube, Sie sticheln oder wollen mir damit einen gewaltigen Schreck einjagen; denn noch ist das Examen nicht bestanden. — O nein, antwortete Richter, seien Sie unbesorgt, von alle dem wird Sie ja wohl Ihr eigenes Ge-

wissen frei sprechen. — Ich danke, lieber Richter, für Ihre gute Meinung. Aber sagen Sie mir, warum ist denn der Käfig Nr. 5. unbewohnt?

Es waren früher zwei Ihrer Collegen darin, die einzigen der Berliner Kapelle. Sie saßen auf den Verdacht hin, falsche Namensunterschriften gemacht zu haben. Das ging aber ganz natürlich zu; denn ihre Namen waren von der Art, daß wenn sie solche schwarz auf weiß zu geben hatten, der eine stets Braun auf weiß und der andere Weiß auf weiß schrieb. Sie saßen nicht lange, indem ihre Unschuld bald an den Tag kam.

In Nr. 6. liegt ein Trunkenbold. Er gab Apollo die bekannte naseweise Antwort, als dieser ihn über seine Leidenschaft zur Rechenschaft zog: Daß ich stark getrunken habe, darin habe ich recht gethan; denn meine beste Lehre im Leben hieß meine Feinde lieben; darum wollte ich diese Tugend üben und recht ordentlich lieben meinen ärgsten Feind, den Branntweingeist.

Nr. 7. zeigt einen Piccoloflötisten. Er verstand auf eine unerklärliche Weise seinem kleinen Instrumente einen dicken tiefen Tuba-Ton zu entlocken. Mit diesem einen Tone machte er Kunstreisen durch die ganze Welt und persifflirte damit zwar auf die treffendste Weise den verdorbenen Geschmack unserer Zeit, wurde aber dafür von Apollo der Charlatanerie geziehen und zur Strafe in den Orcus gewiesen. — Die hier umherfliegenden Vögel, die Sie bemerken, sind Fledermäuse, die Seelen ehemaliger Concertgeber. Wie sie im Leben auf die unverschämteste Art ihre Billets abzusetzen trachteten und ein wahrer Schrecken für das Publicum waren, so haben sie hier die Weisung, die unglücklichen Verdammten zu ängstigen, indem sie dieselben stets umschwärmen und nach Art der Fledermäuse ihnen in die Haare zu fliegen drohen. Ab und zu werden von den Verdammten solche Nachtvögel erschlagen, was hier für kein Verbrechen gilt. —

Genug habe ich gesehen und gehört, und es ist wohl Zeit an meine Prüfung zu denken. — Richter winkte hierauf einem Manne in hoffnungsgrünem Gewand mit himmelblauem Kragen und hieß mich diesem folgen. — Wer, rief ich, ist dieser Mensch? Kann mich kein Anderer geleiten? — Nein, sprach Richter, dies ist sein

Amt; seien Sie ohne Furcht! Der Mann war im Leben so gut Künstler wie Sie, zeichnete sich aber zugleich durch sein Talent für die polizeilichen Functionen aus, indem er, aber gewiß nur im Interesse der Kunst, wenigstens alle Woche einen Unglücklichen, oft zwei an einem Strick durch seinen Diensteifer zum Hangen brachte. Und demzufolge bekleidet er nun das Amt eines Aufsehers, das auch ein Ehrenposten, aber hier ein trauriger ist. — Ah so! Nun denn, in Gottes Namen! — Recht bewegt nahm ich von Freund Richter Abschied und bat ihn bei der Prüfung im Cellospiel mir den Daumen zu halten. Er versprach es und drückte mir ein Angedenken mit den Worten in die Hand: Sollten Sie, lieber Herr Hanemann, noch zu unreif für den Olymp und nicht schlecht genug für den Orcus befunden und mithin wider Vermuthen nach der Erde zurückgewiesen werden, so nehmen Sie es dahin mit und machen Sie und Ihre lieben Collegen von meiner kleinen Gabe einen recht weisen Gebrauch. Die sonstige Deutung derselben möge einem Jeden insbesondere überlassen sein. — Ohne weiter nachzusehen, steckte ich es in meine Tasche.

Mein Begleiter führte mich nun durch ein dunkles Gehölz, wo hinter jedem Baum ein übender Künstler saß. — Ich hörte auf der Clarinette ein furchtbares Staccato üben, auf dem Fagot nach Reinheit der tiefen Töne streben, das Trio der Beethoven'schen F-dur-Symphonie auf dem Cello wurzeln, ein Gluck'sches Solo auf der Bratsche und noch dazu auf einer Saite studiren; ich hörte ein reines leises Piano auf der Flöte erzwingen, das Trompetensignal in der Egmont-Ouvertüre schmettern und kecke Einsätze auf dem Contrabaß machen, ähnlich denen in der Lodoiska-Ouvertüre. — Mir schwirrten die Ohren von dem vielen Durcheinander, und mit Sehnsucht wünschte ich das Ende dieses Ganges herbei. — Ich fragte den Führer, ob diese Unglücklichen sich vielleicht mit ihrem Fleiß zu Aufführungen vorzubereiten hätten, und er antwortete: Nur zu einer, nämlich zur Aufführung der „Danaïden". — — Der Wald wurde jetzt immer dichter und dunkler, der Weg enger, und so jeder meiner Schritte unsicherer. — Da erhalte ich einen so gewaltigen Rückenstoß, daß ich fast todt zusammenschrecke. — Ich reiße die Augen ellenweit auf, und wo befinde ich mich?

— Mitten im Orchester sitze ich auf meinem Stuhl, auf dem ich eingeschlafen war. — Mein Nachbar hatte mich durch den Stoß geweckt nnd schreit mir in die Ohren: Du, nimm Dich in Acht! Eben wirst Du als Träumer aufnotirt, und morgen wirst Du als Sünder hangen. — Durch Winke und Zeichen gebe ich zu verstehen, daß mein Instrument entzwei gegangen und reparirt werde. Das Orchester spielte zufällig dabei die Bittcavatine, und ich flehte, ohne zu spielen, mit um Gnade für mich, bis meine Unschuld durch den eingetretenen Wilhelm, der mein reparirtes Instrument brachte, glänzend, wenn auch nicht an die Sonne, so doch an die Lampen kam.

Schwören hätte ich mögen, und zwar noch heute, daß ich nicht geträumt, — so lebhaft war mein Traum, und was Wunder, wenn ich neugierig und unwillkürlich in meine Tasche nach jenem mir mitgegebenen Geschenke griff. — Und was ziehe ich hervor? — Eine Stimmgabel ist es, von Farbe echt preußisch, und da, wo sich die Farben Schwarz und Weiß verbinden, ist das Wort „Eintracht“ mit goldenen Lettern angebracht. — Ich übergebe sie Euch im Namen eines höheren Richters, des Olympischen Portiers. —

Möge sie uns ein Sinnbild sein und bleiben, daß wir nur dann Schönes und Herrliches leisten können, wenn unsere Herzen nach dem reinen A collegialischer Eintracht und Freundschaft gestimmt sind.

---

6. Fabel.

Mit dem ersten Menschenpaar soll, so erzählt die Sage, auch ein Instrumentenpaar geschaffen worden sein: der erste Contrabaß als musikalischer Adam mit seinem Evchen, der Geige. — Wie jene, so stolperten auch diese, fielen und zerschlugen sich gar sehr. — Sie lebten lange in kläglichem Zustande voller Risse und mit schnarrendem Tone. Da erbarmte sich endlich Apollo ihrer und sendete ihnen vom Olymp einen tüchtigen Mechanikus, der sie wiederherstellte. Nach einiger Zeit fleißigen Spiels war auch der vorige schöne, klangreiche Ton wieder da. — Doch

sie hatten in ihrem früheren verderbten Zustande viele Kinder gezeugt, die alle, ihren Eltern ähnlich, von sehr schwacher und gebrechlicher Natur waren und leicht Risse und schnarrenden Ton bekamen. — Der geschickte Mechanikus unternahm es auch diese, so viel ihrer waren, zu repariren, und zwar ohne klingenden Lohn, erlag aber unter der Last der Arbeit und starb. — Zum Glück hatte er Schüler für seine Kunst gezogen, welche in seinem Sinne und auf seinen Namen noch einige Zeit fortarbeiteten. Als aber auch diese der Tod ereilte, kam die Kunst in schlechte Hände und ward zum Handwerk herabgewürdigt. Kein Wunder, wenn die besseren Instrumente verdarben und die schlechten noch schlechter wurden. Bald gab es kein gesundes Instrument mehr. —

In dieser Zeit trat ein Mann auf, ein Holzschneidekünstler, der recht geschickt allerlei Schnitz- und Bilderwerk fabricirte, aber vom Bau der Instrumente durchaus Nichts wußte, noch weniger sie zu repariren verstand. Der sprach: Hier, unglückliche Gefallene, Zerschlagene, seht! hier auf diesem Pergament steht geschrieben: Soll das wahre Instrumenten-Heil auf Erden kommen, so darf nur ein Reparateur für alle Instrumente sein. Ich bin der Mann dazu: wie ein Holzwurm kenne ich jede Art von Holz, verstehe mich auf Form und guten Lack, und ist das nur da, so kommt der Ton von selbst. Gute! vertraut mir euer Heil, ihr werdet es nie bereuen. — Sein sicheres Auftreten machte Aufsehen, gab der dummen Menge Vertrauen, und Alles wollte reparirt sein. Der Mann bekam recht viel zu thun. —

Später rollte er dasselbe Pergament noch einmal auf und sprach: Seht! hier steht aber auch geschrieben: Der Arbeiter ist seines Lohnes werth. Ich habe zu viel zu thun, kann die Arbeit nicht mehr schaffen, ich brauche Mitarbeiter und Handwerkszeug, und für diese Dinge gebt mir Geld. Zum Dank dafür will ich bei Apollo mich verwenden, daß schon im Voraus alle eure falschen Töne euch vergeben werden sollen. — Ohne Weigerung, wenn auch nicht ohne Verwunderung, wurden jetzt die Reparaturen bezahlt. Der Mann wurde dadurch mächtig und reich und ließ für seine simple Werkstatt glänzende Paläste und finstre Gefängnisse bauen. —

Doch noch nicht sicher genug in seinem Glücke, ging er sämmtliche Dirigenten von Kapellen und Orchestern um Patente an und wußte ihnen begreiflich zu machen, wie sehr er hierbei nur an ihre eigne Wohlfahrt denke. Es könne, so redete er ihnen zu, nur höchst angenehm und bequem sein, wenn sie in ihren Orchestern willige Instrumente von gleicher Größe und Bauart besäßen; er schwöre ihnen bei der Liebe Apollo's, daß sie noch einmal so leichtes Dirigiren haben sollten. — Um bei den Dirigenten den Glauben zu erwecken, daß er wirklich Meister über den Ton, d. h. über die Seele der Instrumente, sei, legte er auch ein Pröbchen ab, indem er jedem Instrumente einen Dämpfer auf den Steg setzte. Die damit hervorgebrachte plötzliche Veränderung des Tones verfehlte ihre Wirkung nicht; man staunte ob des Wunders, und die Dirigenten, müde von der Erfüllung ihrer schweren Pflichten, vertrauten nun blindlings dem Rathe des Wundermannes und fertigten ihm das gewünschte Patent aus. Keiner der Dirigenten fühlte, daß mit jenem Patente er selbst zum willenlosen Instrument erniedrigt wurde. — Der Patentmeister schickte nun seine Gehülfen, die er sich tributpflichtig machte, in alle Welt und ruhte, sich des leicht Errungenen freuend, auf einem weichen Stuhle gemächlich aus.

Jedes Instrument, das nun durch seine oder seiner Gesellen Hände ging, wurde mit einem Zettel beklebt, auf dem des Patentmeisters Name stand; ein Gleiches geschah auch mit jedem neu, gleich viel, ob gut oder schlecht gebauten, und streng wurde es geahndet, fand sich an einem reparirten Instrument ein solcher Zettel nicht. Um den nöthigen Eifer bei seinen Gesellen zu erwecken, versprach er denen, die sich in ihrer Arbeit auszeichnen würden, hohen Lohn und Ehre, die höchste aber nach ihrem Tode. — Auf den höchsten Gipfel des Glückes sah er sich jetzt gestellt und spielte den Apollo hier auf Erden; doch dauerte sein Glück zum Glück nicht eine Ewigkeit.

In den Orchestern fing man an über die Tonlosigkeit der sonst so schönen Instrumente nachzudenken. Sie klangen ohne Dämpfer puffig und schlecht; man untersuchte und fand in den Instrumenten keine Spur von Reparatur, sondern nur

den eingeklebten Zettel. — Daß sie aber in der Brust, da wo die Seele ihren Sitz hat, auf die scheußlichste Weise entholzt waren, was, wie bekannt, die Tonlosigkeit zur Folge hat, entdeckte man erst später. — Jedermann erinnerte sich hierbei an den gesunden Kernton der auf dem Scheiterhaufen verbrannten Instrumente, die noch im Verscheiden klangen, und wünschte sie mit Thränen zurück. — War ihr einziger Fehler doch nur der fehlende Zettel gewesen!

Jetzt erst sahen die Dirigenten ein, daß sie sich übereilt und jenes Patent nur zu ihrem und des Ganzen Schaden gegeben hatten. Einige von ihnen wagten zwar das gegebene Patent zurückzufordern, — aber umsonst; schnöde wurden sie mit ihrer Forderung zurückgewiesen und ihre Instrumente mit noch dickeren Zetteln beklebt. Ja einer mußte sogar für sein Wagestück die entehrende Strafe leiden im Vorhofe der Werkstatt des Patentmeisters achtundvierzig volle Stunden barfuß im Hemde, und zwar im Schnee zu stehen.

Immer fühlbarer wurde der Mangel an guten Instrumenten, und immer ernster wurde nachgedacht, wie bessere zu gewinnen seien, und wie zugleich der Tyrannei des Patentmeisters und seiner Gehülfen Einhalt gethan werden könnte. —

Man errichtete Schulen, lehrte darin den Bau und das Wesen der Instrumente gründlich kennen, lehrte wie man dieselben vor Unglück schützen und nöthigenfalls allein repariren könne, lehrte alle Schlüssel gebrauchen, um fremde Werke zu verstehen, sah streng darauf, daß der Stimmstock — das Gewissen der Instrumente — auf dem rechten Flecke stand, lieferte gutes Colophonium statt Pech, stellte die Wirbel fester, machte das Bogenhaar reicher und brachte durch bessere Saiten größere Reinheit hervor. Was aber mehr als alles dies ihr edles Vorwärtsstreben unterstützte, das war die größere Verbreitung der Notenstecherkunst. — — Die Musik nahm einen neuen Aufschwung, und jedes Instrument erklang so tüchtig, wie es eben Kräfte hatte, und Apollo wurde nicht mehr mit bloß auswendig gelernten Stückchen gepriesen. — Neben so vielem Schönen und Guten entsprangen diesen Schu-

len auch noch große erleuchtete Männer, wahre, echte Künstler in der Mechanik, die endlich auch der allgemeinen Noth um geschickte Reparateure Abhülfe thaten. Sie arbeiteten fleißig, und zwar im echten Sinne ihres Vorbildes, des ersten Meisters, und ohne Furcht ein gleiches Schicksal zu erleiden wie einer ihrer edelsten Vorgänger. —

Zwei Reparaturmethoden gab es jetzt, und jede derselben suchte sich auf Rechnung der andern größere Geltung und größeren Anhang zu verschaffen. Aus dieser Sucht entstanden lange, blutige Händel, die nicht eher endeten, als bis eine halbe Million guter und schlechter Instrumente durch rohe Hände nutzlos hingeopfert waren. — Doch die neue Methode zu repariren stellte sich bei jeder Gelegenheit als die sichrere heraus und gewann immer mehr Dirigenten zu Anhängern. Für Jahrhunderte war der Sieg errungen, und es durften die Straduari, Amati, Guarneri und alle Sorten Voigtländer mit und ohne Zettel ganz ungestört erklingen.

Man fragte nicht mehr nach den Reparateuren und ihren Zetteln; jedes Instrument wurde nur nach seinem Tone allein geschätzt. —

Da auf einmal ertönt in unsern Ohren die Kunde, der Patentmeister rege sich aufs neue, bestehe auf seinen früheren Forderungen, welche im Laufe der Zeit fast ganz in Vergessenheit gekommen waren, z. B.: daß kein bezetteltes Instrument mit einem unbezettelten duettiren dürfe, — daß kein unbezetteltes, wäre es auch noch so gut von Ton, als Solo-Instrument gelten solle, und daß alle neu zu bauenden Instrumente schon im Voraus mit einem Namen bezeichnet werden sollten, — alles Dinge, die in der göttlichen Kunst nur als eine höchst gleichgültige Nebensache, niemals als eine Hauptsache, wie es der Patentmeister will, angesehen werden können.

Dieses Anmuthen muß jeden Dirigenten echter Art, wie alle wahren Instrumentenfreunde empören, und schon lassen sich warnende Stimmen selbst aus der Werkstatt des Patentmeisters vernehmen. Darum möge er sich vorsehen, daß er nicht auch die

ihm noch treu gebliebenen Kunden verliere, welche frisch und frei von Ton, nur noch hinsichts des Zettels oder durch die bloße Macht der Gewohnheit an ihn gekettet sind. —

C. 1846.

Felix Fistel,

ein

Künstler und Virtuose unserer Zeit.

Ein musikalischer Hohlspiegel.

I.

In der Nähe von Krebsaue, einem Dorfe in der Lausitz zwischen Guben und Frankfurt, steht ein kleines Gehöft, das zu einer Poststation dient. — Wer über diesen Ort gereist ist, wird wissen, daß außer den paar Häusern, welche das Gehöft bilden, und einem in der Nähe befindlichen See sich dem Auge Nichts weiter darbietet als Himmel und Sand und auf diesem einiges vereinzelt stehende verkrüppelte Nadelholz. Nur ein paar Mal täglich belebt sich dieser Punct durch die kommenden und abgehenden Posten; sonst ist er wüst und leer.

Dieses Gehöft hatte sich ein alter Stadtmusikus, Namens Christoph Fistel, zu seinem Wohnsitze gewählt, und zwar im Verdruß und Aerger über die Aufhebung der Stadtmusiker, durch die er sein Brot verlor. — Denn seine Schüler, welche er umsonst zu tüchtigen Musikern herangebildet, machten nun auf ihre eigene Rechnung Musik. Es war ein Glück, daß er während der dreißig Jahre, die er in der Kreisstadt Gz. seinem Stadtmusikanten-Amte

rühmlichst vorgestanden, ans Sparen gedacht; sonst hätte er auf seine alten Tage betteln müssen.

Doch ehe wir mit dem alten Christoph nach Krebsaue übersiedeln, müssen wir noch von seinem früheren Aufenthalte in Gz. Etwas erfahren. Hier bestand nämlich seine Familie aus seiner Frau und einem Sohne, Felix Fistel, demselben, welchen später fast alle öffentlichen Blätter für eine der bedentendsten musikalischen Erscheinungen ausgeschrieen haben.

Schon früh bekundete der Knabe ein eminentes Talent für die Musik und somit seine Bestimmung. Nach wenigem Unterricht, welchen ihm der Vater auf mehreren Instrumenten nach Stadtmusikanten-Art selbst ertheilte, leistete er Erstaunliches, machte ebenso rasche Fortschritte in der Composition und zeigte namentlich vieles Geschick im Arrangiren größerer Tonwerke für seines Vaters kleines Orchester. Auch spielte er brav die Orgel.

Außer den schönen Gaben und einem angenehmen Aeußeren, welches ihm die Natur verliehen, ward ihm von seinen Eltern noch das Glück einer guten und streng sittlichen Erziehung. Nur im höchsten Nothfall brauchte ihn der Vater zur Tanz-Musik und richtete es stets so ein, daß der Knabe sie als eine verdiente Strafe ansehen mußte.

Doch hatte Felix schon früh das Unglück ein Wunderkind zu heißen, und wie ungern auch der Vater diesen Beinamen hörte und stets bemüht war jeden Weihrauch, der dem Knaben gestreut wurde, zu entfernen, so las doch die glückliche Mutter um so emsiger jedes Beifalls-Blättchen auf, um die kindliche Stirn ihres Söhnchens damit zu schmücken. Ja, je mehr der Vater in dieser Beziehung gegen die eitle Mutter ankämpfte, um so schlimmer machte sie es.

So entschlüpften ihr manchmal in aufgebrachter Stimmung die Worte, und zwar im Beisein des Sohnes: „Mein Felix braucht nicht mehr zu üben; was quälst Du ihn? Er kann mehr als Du und alle Deine Gehülfen; er wird vergöttert, und das ist mir genug.“

Wie Gift wirkten diese und ähnliche Worte, und Felix mußte nun zum Fleiß gezwungen werden; auch wollte er keine untergeordnete Stimme mehr ausführen. Nur Soli machten ihm Ver-

gnügen, weil er wußte, daß er damit glänzen konnte. Seine älteren Collegen im Orchester sah er über die Achseln an, und bald durfte ihm keiner außer dem Vater noch eine Lehre geben. Mit seinen Fortschritten wuchs seine Aufgeblasenheit. — Wenn ihm für seine Vorträge in den Concerten nicht genug Anerkennung zu Theil wurde, so rümpfte er sein Näschen, drehte dem Publicum den Rücken und schimpfte auch wohl gar. Einmal brachte er aus diesem Grunde eine angefangene Concertpiece gar nicht zu Ende, sondern hörte in der Mitte auf. Der Vater hieß ihn weiter spielen, da antwortete er: „Vor tauben Ohren spiele ich nicht; der Beifall ist doch das wenigste, was ich verlangen kann."

In einer kleinen musikalischen Versammlung begehrte er, daß nur Compositionen von ihm ausgeführt werden sollten. Der Rector des Ortes sagte ihm über diese Eitelkeit derb die Wahrheit, und Felix äußerte höchlich verwundert: „Hm! wenn ich darum eitel bin, daß ich das, was ich Gutes geschaffen habe, Andern zum Besten gebe, so wäre dem lieben Gott bei Erschaffung Seiner Welt derselbe Vorwurf zu machen. Warum soll ich nicht fühlen, daß ich mehr Talent als Andere besitze? Durch ihren Neid werde ich mich nicht beirren lassen. Die Nachwelt wird einst gegen mich gerechter sein."

In dem letzten Concerte, welches sein Vater zum Besten einer hülfsbedürftigen Familie gab, ließ sich der damals 18jährige Felix als Solist auf vier verschiedenen Instrumenten hören und erwarb sich die lauteste Anerkennung. Vor der Schlußpiece hatte der wohlwollende und wohlhabendere Theil der Zuhörer noch eine kleine Collecte für den jungen Künstler selbst veranstaltet und ließ den Ertrag derselben ihm vor allen Anwesenden auf die schmeichelhafteste Weise einhändigen. Ein junges hübsches Mädchen, Namens Henriette Leicht, trat aus dem Publicum heraus vor das Orchester und überreichte dem Virtuosen das Geld auf einem mit einem Blumenkranz geschmückten Teller, wobei sie stotternd und ängstlich die ihr vorgesagten Worte sprach: „Nehmen Sie dies als ein schwaches Zeichen gerechter Anerkennung Ihrer Künstlerschaft hin, die uns so hohe Genüsse bereitet hat."

Felix war sichtbar bewegt, griff hastig nach dem Kranze, und

während er ihn mit der rechten Hand entzückt an seine Brust drückte, übergab er mit der andern gleichgültig das Geldgeschenk seinem Vater, der mit einer stummen Verbeugung dem Publicum dafür dankte. Beim Nachhausegehen sah der Vater, daß Felix den Kranz um seinen Hut gelegt und sich dabei auf die auffallendste Weise unter seinen Jugendfreunden, die ihn begleiteten, gebärdete. Er eilte ihm nach, stieß ihm von hinten mit seinem Bambusstock den Kranz sammt dem Hute vom Kopfe und sagte: „Alberner Junge, wozu diese Narrheit?"

Erschrocken wendete sich dieser um und sprach: „Vater! wie in aller Wellt kannst Du mich so behandeln?"

„Schweig," antwortete erzürnt der Alte, „und mach', daß Du nach Hause kommst."

Anstatt aber zu gehorchen, trennte sich Felix von seiner Gesellschaft und lief, als ob ihm der Kopf brenne, in das Haus der Henriette Leicht, um dieser die eben erlittene Beschimpfung zu klagen.

Das Mädchen, eine eben so eitele Närrin wie er, tröstete ihn, flocht sofort einen neuen Kranz, den sie ihm selbst um das Haupt legte. Dem guten Felix wurde bei dieser Bekränzung ganz wundersam zu Muthe, und er neigte unwillkürlich sein Mäulchen der Henriette hin, um durch einen Kuß dankend zu sagen, wie sehr ihn der neue Kranz freue.

Henriette nahm den Kuß nicht allein an, sondern gab ihn mit Feuer zurück. Dieser Kuß war die Ouvertüre zu einem Liebesverhältniß zwischen Beiden, das bei aller Ehrbarkeit zwei volle Jahre dauerte und erst durch folgenden traurigen Vorfall sein Ende erreichte.

Felix, unermüdlich in seinen Liebes-Beweisen gegen Henriette, dedicirte ihr auch einmal eine seiner Compositionen. Es war die erste, welche im Druck erschien. Das Titelblatt hatte zur Aufschrift: „24 Variationen zu 4 Händen mit obligatem Horn über das Thema: Ich bin liederlich, du bist liederlich, von Felix Fistel, gewidmet seiner theuren Henriette Leicht." Diese Composition erlebte zwei Auflagen und machte dieses Glück weniger durch ihren Inhalt als durch ihren Titel.

Henriette war natürlich die erste, welche von Felix ein prachtvoll eingebundenes Exemplar erhielt. Sie aber zeigte, als sie es empfing, auch nicht die geringste Freude darüber und wollte es eben bei Seite legen, als ihre Augen auf die Zueignungs-Worte fielen.

„Was ist das?" fuhr sie auf voll Zorn und schoß Blicke der Entrüstung und der Verachtung auf den erschrockenen Felix. „Meinen Namen auf diesen Wisch! Mich so lächerlich zu machen."

Felix wußte vor Erstaunen nicht, was er sagen sollte.

Sie warf ihm das Buch vor die Füße und schrie: „Wahrlich! Ihre Einfalt ist größer als Ihre Liebe; nie bin ich Ihre Henriette gewesen und werde es nie sein. Gehen Sie mir aus den Augen," setzte sie unter Thränen hinzu, „ich kann, ich darf Sie nicht mehr sehen!"

Felix konnte sich beim besten Willen den so ganz veränderten Sinn Henriettens nicht erklären und verließ schweigend ihr Zimmer.

Aus Nothwendigkeit hatte hier Henriette die Beschimpfte, die Lächerlichgemachte gespielt, und mit einer Wahrheit, die Nichts zu wünschen übrig ließ. Sie benutzte diese Gelegenheit, um mit Fistel zu brechen, den sie schon längst los sein wollte und mußte. — Darum war auch all seine Mühe vergeblich, sich mit ihr auszusöhnen. Nur zu bald war das Räthsel auch für ihn gelöst. Henriette verlobte sich kurze Zeit darauf mit einem Beamten, der in ihrem Hause wohnte, und gab ihrem früheren Geliebten den klarsten Beweis von ihrer Untreue, indem sie bald nach ihrer Hochzeit Mutter wurde.

Felix ertrug mit wunderbarer Gelassenheit diese herbe Erfahrung. Doch machte sie ihm Lust seiner ersten Composition eine zweite folgen zu lassen, und zwar in dem Sinne, wie ihn Henriette der ersteren untergeschoben hatte. Es war eine Phantasie über 3 Themata: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit", „Wir winden dir den Jungfernkranz" und „Ich bin liederlich, du bist liederlich", die er ebenfalls seiner Henriette dedicirte, nur daß er den Familien-Namen änderte und Leichter setzte, statt Leicht.

Von Kennern wurde diese Composition sehr gerühmt und der

Mittelsatz für ein Meisterstück erklärt. In diesem hörte man alle drei Themata zugleich. Ueb' immer Treu' und Redlichkeit lag im Baß, Ich bin liederlich, du bist liederlich im Discant, und Wir winden dir den Jungfernkranz schlängelte sich als Mittelstimme zwischendurch.

Die gute Aufnahme dieser Composition beim Publicum war am besten geeignet unseres Felix Schmerz über Henriettens Untreue zu mildern; ja, er hörte ganz auf, als ihm von einem Freunde aus der Residenz eine Recension seiner Phantasie zugeschickt wurde, die überaus schmeichelhaft lautete. Als er den Satz darin las: „Wohl steht zu erwarten, daß der junge talentvolle Componist sich bald an größere Aufgaben als die vorliegende machen werde, und wir wünschen nur, daß er bei seiner bedeutenden und schönen Originalität dem Strome der jetzigen Alltags-Componisten ausweichen möge, der Alles zu verschlingen droht", da rannen ihm die Thränen aus den Augen, und er rief: „Henriette! das verdanke ich Dir; die Recension sei zu Deinem Kranze gelegt, den ich noch bewahre; Alles sei Dir vergeben." In dem Augenblicke ging die Thür auf, und es trat ein vor Wuth schäumender Mann herein, — Henriettens Gemahl, der unserem überglücklichen Felix ein paar derbe Ohrfeigen gab mit den Worten: „Das für Ihre Phantasie! — Und erlauben Sie Sich dergleichen Späße noch einmal, so schlage ich Sie todt." —

Felix wußte nicht, wie ihm geschah, aber ehe er ein Wort hervorbringen konnte, hatte der Mann das Zimmer schon wieder verlassen.

„Ohrfeigen also?" sprach er nach einer Weile, — „gut nur, daß wir allein waren; kein Mensch hat es gesehen, und er wird, wie ich, schweigen. Schwiege er aber auch nicht, was wäre es mehr? Sind die Backenstreiche doch nichts als eine andere Art Recension über meine Composition, nur von einem andern Standpuncte aus betrachtet, und der wahre Künstler muß sich auch diese gefallen lassen."

Lange lief er im Zimmer auf und ab, und zuletzt an den Spiegel, um nach seinem Gesicht zu sehen, das ihm heftig brannte. „Wahrhaftig," sagte er, „es ist feuerroth; ich muß ins Freie, um

mich abzukühlen und zu zerstreuen.“ Mit diesen Worten nahm er Hut und Stock und eilte hinaus.

Unten vor dem Hause stand ein ehemaliger Lehrling seines Vaters, Namens Schriller. Er und Felix haßten sich gegenseitig aus Künstler-Neid, weil der eine ein besseres Staccato hervorbrachte und der andere einen besseren Triller schlug. Schriller, dessen Charakter der Leser später noch näher kennen lernen wird, hatte von Henriettens Mann, mit welchem er befreundet war, das so eben Geschehene erfahren und freute sich nicht wenig darüber, denn es bot ihm neuen Stoff zu Kränkungen für Felix dar. Daher trat er ihm in den Weg, und nachdem er ihn mit höhnischer Devotion begrüßt hatte, sprach er: „Herr Fistel, wie gesund sehen Sie aus! Oder haben Sie vielleicht Zahnweh?“

„Ach nein,“ antwortete Felix verlegen, „wahrscheinlich ist es übersteigende Hitze, eine Folge des Arbeitens.“

„Ja wohl, ja wohl,“ bekräftigte jener, boshaft lächelnd, „es scheinen Compositions-Schmerzen, leichte Compositions-Schmerzen zu sein, und ich bedaure nur, daß es gerade so aussieht, als wäre Ihnen das Honorar für Ihre Arbeiten in sehr fühlbarer Weise ausgezahlt worden.“

Felix fuhr bei dieser Rede erschrocken zusammen; denn sie gab ihm den Beweis, daß das jüngst Erlebte kein Geheimniß mehr sei, sondern bald stadtkundig werden würde. Er leugnete das Geschehene, nannte Schriller einen Lügner, einen Verleumder und drohte ihm mit dem Stocke. Schriller that ein Gleiches, und bald standen sie wie kampfbegierige Hähne einander gegenüber. Als sie den ersten Anlauf genommen, stürzt mit einem Mal vom ersten Stock aus ein Milchstrom auf sie herab, der sie von einander bringt. Felixens Mutter war die Milchspenderin, die, vom Fenster aus den Streit mit anhörend, ihn auf diese Weise zu enden suchte. Nur hatte sie sich dabei in ihrer Hast in den Töpfen geirrt, und statt des Wassertopfes den Milchtopf ergriffen. — Sie tröstete sich jedoch wieder, als sie bald darauf erfuhr, daß Schriller, der das Meiste erhalten, auf seiner Hutkrämpe eine todte Maus gehabt habe, die nur mit der Milch zugleich dahin gekommen sein konnte.

Felix, der mit einem Satze auf die Seite gesprungen, sah,

während er sich zu reinigen suchte, seinen Vater auf das Haus zukommen, lief ihm entgegen und sprach mit beklommener Stimme: „Gut! daß Du da bist; schon wollte ich Dich aufsuchen. Denke Dir nur, was mir begegnet ist. Eben drang Henriettens Mann mit Gewalt in mein Zimmer. Nichts Arges ahnend, empfange ich ihn. Da fällt er mich wie ein Rasender an und würde mich todt geschlagen haben, hätte ich mich nicht wie ein Löwe gewehrt. Seine Absicht vereitelt sehend, floh er; aber nun dingt er Andere, die mir auflauern sollen. Zu diesen gehört auch Schriller, dessen böse Absichten so eben nur durch die Weisheit meiner Mutter vereitelt wurden. Vater! was soll ich thun?"

„Nichts!" gab der Alte zur Antwort, „als Dir aus der verdienten Züchtigung eine Lehre nehmen."

„Also das wäre Dein ganzer Rath?"

„Weißt Du einen besseren?"

„Nun, ich will gehorchen; aber Eins muß ich Dir sagen. In dieser Stadt, wo von nun an Alle mit Fingern auf mich zeigen werden, kann ich nicht länger bleiben. Gieb mir noch heute meinen Lehrbrief, und laß mich morgen ziehen!"

„Ja, fort sollst Du," meinte der Alte, als Beide wieder ins Haus zurückgekehrt waren, „wenn auch gerade nicht morgen, und auch nicht Deines gehabten Verdrusses wegen. Ich habe ganz andere Gründe dazu. Höre mich an, mein Sohn. So eben theilte mir der Bürgermeister mit, daß nun auch der letzte meiner Gehülfen sich einen Gewerbschein gelöst, um mit Hülfe meiner beiden Lehrburschen, die er an sich zu locken gewußt hat, auf seine eigene Hand Musik zu machen. Jetzt stehe ich mit Dir allein. — Alles hat mich verlassen; die Undankbaren, die ich umsonst unterrichtet und gebildet habe! Und wenn ihnen nur ein Vortheil daraus hervorginge, so ließe ich mir es noch gefallen. Nein, nur aus Eitelkeit, um als elende Stümper freie Herren zu spielen, sind sie mir treulos geworden. — Früher stand mir ein eingespieltes Orchester von 30 Mann zu Gebote, die Dilettanten mit eingerechnet; jetzt habe ich weder Gehülfen noch Lehrlinge mehr. — Die Dilettanten raubte mir der Tod in den letzten zwanzig Jahren und, wie Du weißt, ohne Ersatz. — Suchte ich mir nun auch Leute von anderwärts

her zu verschaffen, so würde es doch an Beschäftigung und Verdienst fehlen, um sie zu erhalten. Denn in dem Grade, wie die Musik durch die jetzigen Bierfiedler herunter gekommen ist, hat sich hier und in den anderen kleinen Städten auch die Zahl der Scholaren verringert, und wer ja noch einen Lehrer braucht, der geht zu den Pfuschern, zu diesen (Gewerb=)Schein=Musikanten, weil sie die billigsten sind. — Wäre ich nicht schon zu alt, so versuchte ich mein Heil in einer größeren Stadt. So aber bleibt mir nichts übrig als mein Amt niederzulegen und von hier fort zu ziehen in die Nähe meines Geburtsortes Krebsaue. Dort will ich von dem Wenigen, was ich in besseren Zeiten erspart, den Rest meiner Tage in Ruhe verleben. Du wirst mir dahin folgen, dort noch einige Zeit unter meinen Augen fleißig sein und Dich auf einem Deiner Haupt=Instrumente zum vollkommnen Virtuosen ausbilden. Dann kannst Du als reisender Concertist in die weite Welt gehen und Dir Dein Brot in einer Kapelle oder als Musiklehrer in einer großen Stadt suchen. — Ist Dir, lieber Sohn, mein Entschluß recht?"

„Er ist vortrefflich, liebster, bester Vater," antwortete Felix hocherfreut, indem er unwillkürlich nach der geschwollenen Backe griff; „wenn er nur erst ausgeführt wäre! Ich habe hier keine Ruhe mehr, und jede Minute wird mir zum Jahre. Aber was wird die Mutter dazu sagen?"

„Du weißt, mein Sohn —"

„Ja, Du weißt, mein Sohn," rief hier die Mutter, die bald nach Anfang des Gesprächs ins Zimmer getreten war, indem sie des Vaters unterbrochene Rede ergänzte, „Du weißt, mein lieber Felix, daß mir alles recht ist, was Dir gefällt. Nicht wahr, Vater, das wolltest Du doch nur sagen?"

„Ja, liebe Frau, und es wäre mir diesmal besonders angenehm, wenn Du gegen meinen Plan Nichts einzuwenden hättest."

„Gott bewahre! Im Gegentheil, ich würde von selbst dazu gerathen haben. Der arme Junge ist ja hier seines Lebens nicht mehr sicher. Fort, auf der Stelle!"

Vater und Sohn legten nun mit Hülfe der Mama sogleich Hand ans Werk, um den Umzug vorzubereiten. Das war aber

nicht so leicht. Es mußte außer dem Mobiliar eine große Menge von Musikalien geordnet und jedes einzelne von den zahlreichen, schönen und werthvollen Instrumenten eingepackt werden. Das kostete Zeit und Mühe. Beim Kramen hatte Felix die Freude ein Packet alter Recensionen über seinen Vater zu finden sowie auch Handschriften, theils Briefe, theils Compositionen von berühmten Meistern, wie von Haydn, Mozart, Beethoven und Anderen, mit denen der alte Fistel in seiner Jugend auf seinen Kunstreisen persönlich bekannt geworden war. Felix durchflog diesen Fund mit gierigem Blick und sprach: „Vater, ich hätte nicht geglaubt, daß Du als Künstler in so hohen Ehren gestanden. Die Recensionen sagen es nicht allein, sondern mehr noch die Briefe. Einstimmig ist ihr Lob über Deine Künstlerschaft, und über Alles rühmt man Deine Bescheidenheit. Letzteres klingt mir fast wie ein Tadel, und jetzt wird es mir klar, warum Du es im Leben zu nichts Höherem als zu einem bloßen Stadt-Musikanten hast bringen können. — Ja! Ja! Die liebe Bescheidenheit, sie hat noch Niemandem Etwas eingebracht, im Gegentheil nur geschadet. Mich soll sie nicht irre führen. Ich werde den Bescheidenen spielen, weil es einmal für Tugend gilt, mich aber wohl hüten es in Wahrheit zu sein. Ist doch die Bescheidenheit eigentlich nur die Mutter der Bangigkeit und Furcht, welche den vollkommensten Künstler zum Stümper macht, indem sie ihm das Nöthigste, das Selbstvertrauen, raubt."

„Bei Einigen mag dies der Fall sein," entgegnete der Alte, „aber was meine Bescheidenheit betrifft, so sollst Du über sie Aufschluß erhalten. Man trug mir Kapellmeister-Stellen an, und ich schlug sie aus, weil ich fühlte, daß ich ihnen nicht gewachsen war."

„Was könnte Dir denn aber dazu gefehlt haben?" fragte Felix.

„Das Nothwendigste," antwortete der Vater, „die kalte Besonnenheit und die rechte Stärke von Gefühls-Gedächtniß für die Tempi. Um keinen Preis aber hätte ich als guter Techniker meine Künstler-Ehre durch Annahme eines solchen Postens aufs Spiel gesetzt sehen mögen. Denn giebt es wohl etwas Erbärmlicheres und zugleich Lächerlicheres als einen vom Glück emporgehobenen und auf-

geblasenen Schwachkopf beim Dirigiren schwindeln zu sehen? Und welche Geißel ist ein solcher Mann für das Orchester! Glaube mir, mein Sohn, die wahre Bescheidenheit, welche man aus der Erkenntniß seiner Kräfte gewinnt, hat noch Keinem geschadet. Am Künstler ist sie ein sicheres Kennzeichen seines Werthes und spricht ebenso wohl für seinen Verstand wie für sein Gemüth. Gesetzt auch, er überträfe mit seiner Kunst alles, was da gewesen, so giebt ihm dies doch kein Recht unbescheiden oder arrogant zu sein. Talent und Genie sind ihm nur geliehene Güter, nicht sein Verdienst, und nur der Fleiß mag sein Eigenthum sein. Darin aber, mein Sohn, kann ihn der Holzhacker übertreffen."

„Was aber," fragte Felix, „habe ich dann vor dem Arbeiter und Handwerker voraus?"

„Nichts," antwortete der Vater. „Jener nährt und kleidet Dich mit seinem Handwerk, und Du lohnst ihm mit Deiner Kunst. Es fragt sich, wer von Beiden dem Anderen mehr nützt, wer mehr dem Andern zu Dank verpflichtet ist. Wäre die Kunst eine freie d. h. wären ihre Gaben für Jedermann umsonst zu haben, dann hätte sie einen Vorzug vor dem Handwerk."

„Was wäre dann aber Großes an der Tonkunst? Welche Bedeutung hätte sie dann für den Menschen?"

„Bedeutung genug, mein Sohn; die Musik soll, wie ich Dir schon oft gesagt habe, dem Menschen als eine Sprache in Tönen das ersetzen, was die Wortsprache nicht ausdrücken kann, die Grade der Freude und des Schmerzes, überhaupt die Empfindungen aller Zustände seines Gemüths. Durch sie soll er, wie durch einen Spiegel, sein eigenes Herz kennen lernen, und dieses wieder soll ihn sicher leiten da, wo der berechnende Verstand ihn im Stiche läßt. Darum ist die Musik ein Geschenk des Himmels und zwar ein unverdientes Gnadengeschenk, dessen Werth freilich Jeder nur in dem Grade schätzt, wie er ihn empfinden kann, und daher wird sie auch so sehr gemißbraucht. — Denn vielen Dilettanten ist sie nichts mehr als eine Spielpuppe, vielen Musikanten von Profession ein bloßes Handwerk, den meisten Componisten nicht selten Beides zugleich und wenigen Zuhörern etwas mehr als ein bloßer Sinnenkitzel."

„Wie so, Vater? Ich verstehe Dich nicht recht.“

„Du wirst es später schon einsehen lernen. Jetzt aber geh, mein Sohn, zum Fuhrmann und bestelle die Reisewagen. Uebermorgen wollen wir frühzeitig aufbrechen; bis dahin hoffe ich mit Allem fertig zu sein.“

II.

Es war ein heiterer Morgen, an welchem die Abreise stattfand, und er ließ hoffen, daß das günstige Wetter von Dauer sein würde. Gegen Mittag hatte man die Sandwüste erreicht und ging nun mit dem Kutscher zu Fuß, um den schwachen Pferden die Last zu erleichtern. Der Weg führte mehrere Stunden lang durch den tiefsten glühenden Sand. Kein Lüftchen rührte sich, die Sonne brannte bis zum Versengen, und außer den Stoßseufzern der Reisenden, dem Knistern ihrer Möbel auf dem Wagen und dem die Pferde antreibenden „Vorwärts“ des Kutschers unterbrach Nichts die lautlose Stille.

„Sind wir nicht bald da?“ hob die Mutter schier verschmachtend an; „mir ist zu Muthe, als sollte ich noch heute das gelobte Land zu sehen bekommen zum Dank für meinen sauren Schweiß und den brennenden Sand in den Schuhen.“

„Nun, gedulde Dich nur noch ein wenig,“ antwortete der alte Fistel, „bald sind wir da. Man sieht ja schon das Dorf Krebsaue liegen und diesem zur Seite das Gehöft, unsere neue Wohnung.“

„Es ist doch nicht jener schwarze Punkt,“ fragte die Mutter, „der sich da rechts vom Dorfe mitten in dem endlosen Sandmeere zeigt?“

„Allerdings, liebe Frau!“

„Nun, da gratulire ich. Ich habe mir wenig von der Gegend versprochen, aber so elend konnte ich sie mir nicht denken. Wer wird uns da besuchen? Nein! hier muß ja der liebe Gott, Er verzeihe mir das Wort, bei Seiner Schöpfung nicht mehr gewußt haben, was Er machen sollte.“

„Frau!“ fiel ihr Fistel ins Wort, „versündige Dich nicht. Gott zeigt Seine Größe und Allmacht selbst im Sandkorn; und auch darin sollst Du Ihn bewundern und verehren.“

„Meinetwegen! Nur, dächte ich, wäre ein Schuh voll Sand schon über und über genug.“

Hier unterbrach Felix ihr Gespräch durch lautes Lachen. Er war ein wenig vorausgegangen und stand an einem Wegweiser still. „Mutter! Vater!“ rief er, „nur noch eine Meile, und wir sind da. Kommt einmal her, und hört die komischen Bemerkungen, welche hier Reisende an den Pfahl des Wegweisers geschrieben haben. Einer von ihnen hat noch drollig genug die Ueberschrift: „Sandwüsten-Gedanken“ darüber gesetzt.“

„Hier hat gewiß der liebe Gott gesagt, als Er diesen Theil der Erde schuf: Punctum, streu' Sand drum.“

„Wenn sich hier, wo der Schöpfer nur Sonne und Sand gespendet, die Menschen um ein besseres Land jenseits streiten, so mag es ihnen verziehen werden.“

„Ein von Steckbriefen verfolgter Mensch gelobt hier lieber in seine Gefangenschaft zurückzukehren als länger frei zu sein.“

„Viele Geistliche gleichen diesem Wegweiser. Beide zeigen den Weg, aber keiner geht ihn. — Beide strecken die Arme von einander, aber erstere mit dem Bemerken: gebt den Armen, d. h. unsern Armen.“

„Keine Frage wird von dem Menschen auf seiner Wanderung durch die Sandwüsten des Lebens öfter gethan als die nach dem Wohin? Und die Antwort „ins Grab“ ist häufig eine Wohlthat für ihn.“

„Durch einen heftigen Sturm und durch den aufgewirbelten Sand vom rechten Wege ganz abgekommen, fanden wir nach langem Irren, während wir uns vorher absichtlich gemieden hatten, hier an diesem Wegweiser uns unvermuthet zusammen. Er sei uns ein Denkmal, daß wir von nun an, in Liebe vereint, unsere Reise fortsetzen wollen.

Drei Geistliche verschiedener Confessionen.“

Nach einer kurzen Pause fuhr Felix fort: „ach! da sind auch Verse! Was sagen denn die?“ Er las:

„Blöder Thor, der Du auf Treue baust,
Der Du Liebesschwüren traust,
Mögest Du aus diesen Zeilen lesen,
Daß die Treuste untreu mir gewesen.“

Betroffen schwieg er hier still, und es war ihm ganz gelegen, daß der Vater, der schon einige Schritt weitergegangen war, jetzt rief: „Kommt nur, kommt, der Wagen ist schon weit voraus!“ Schweigend setzten sie ihren Weg fort, indem jeder seinen eigenen Betrachtungen nachhing, und gelangten endlich am Abend, wohlbehalten, aber bis auf den Tod ermüdet, in dem Gehöfte an.

Auf unseren Felix hatte dieser Ortswechsel sowie seine jüngsten Erlebnisse einen höchst wohlthätigen Einfluß. Still und in sich gekehrt, trieb er wie noch nie zuvor mit Eifer seine Kunst und machte auch demgemäß Fortschritte. Das Clavier und das Violoncello hatte er sich zu seinen Haupt-Instrumenten gewählt und verwendete auf sie täglich regelmäßig sechs Stunden. Für das Clavier studirte er Hummel's Schule und Bach's wohltemperirtes Clavier; für das Violoncello die Düport'sche Schule und Stiasny'sche Compositionen. Die Zeit, die ihm noch übrig blieb, widmete er der Theorie der Musik und der französischen Sprache. So war er fast den ganzen Tag beschäftigt. Nachdem er auf den genannten Instrumenten einen tüchtigen Grund gelegt, hieß ihn der Vater an Galanterie-Piécen gehen, und diese machten Felix überaus glücklich; denn er wußte, daß er auf seinen in nahe Aussicht gestellten Kunstreisen damit glänzen könne. Zu diesem Zwecke componirte er sich auch ganz nach seiner Individualität einige Concert-Piécen.

Wie traurig und öde der neue Wohnort für die Familie auch im Allgemeinen war, so fehlte es doch nicht an Lichtpuncten. Diese gewährten die Reisenden, welche hier kürzere oder längere Zeit verweilten. Alle waren erstaunt, hier in dieser Wüste eine Künstler-Familie zu finden, und mancher schob seine Abreise weiter hinaus, festgehalten durch die musikalischen Genüsse, die ihm hier geboten

wurden. Fanden sich nun gar solche, die selbst an einem Trio oder Quartett Theil nehmen konnten, so galt dies unserm Fistel für einen Festtag.

Eines Tages executirten Vater und Sohn die große A-dur-Sonate von Beethoven. Felix spielte die Violoncell-Stimme und der alte Fistel das Clavier. Bei der Schluß-Fermate des kleinen Adagio vor dem letzten Satze konnten die Spielenden über den Vortrag der das Allegro einleitenden Takte nicht einig werden und wiederholten die Stelle mehrmals. Da setzt plötzlich eine wundervolle Stimme in das Fis der Fermate, crescendirt es und geht mit gemessener Kraft, glühender, sehnsuchtsvoller Empfindung, wie nach neuem Leben ringend, in das Allegro über. Vater und Sohn waren von diesen Tönen wie elektrisirt, und Beide riefen, nach dem Fenster eilend, zugleich: „Das ist das Rechte, so muß es vorgetragen werden. Wer mag die Sängerin sein?“ Sie schauten zum Fenster hinhus, und ein Paar große blaue Augen in schwarze Wimpern eingefaßt, strahlten ihnen entgegen.

Mit der Bitte um Vergebung grüßte sie ein schönes, schlankes Mädchen, das zwar etwas verlegen, aber höchst anmuthig weiter sprach: „Die Sonate, welche Sie da eben spielen, ist eine meiner Lieblingspiécen, und ich weiß Ihnen für die Freude, die Sie mir damit absichtslos gemacht, nicht genug zu danken. Wenn es Ihnen nicht lästig ist, so bitte ich Sie um den letzten Satz.“

„Mit Vergnügen,“ sprach der Alte, „aber wollen Sie nicht die Gewogenheit haben näher zu treten? Sie haben ganz gute drei Viertel Stunden Zeit, ehe die Post weiter fährt.“

„Auf die brauche ich nicht zu warten,“ entgegnete sie, „mein Vater ist mit eigenem Fuhrwerk hier.“

„Um so besser.“

Wie ein Blitz schoß Felix zur Thür hinaus, um sie herein zu holen. Beide wechselten einige scheue, aber um so beredtere Blicke, und bald waren sie im Zimmer. Der Vater bewillkommnete das Mädchen auf das freundlichste und zeigte in Wort und Bewegung eine Galanterie, die auffallend genug gegen die gänzliche Regungslosigkeit seines Sohnes abstach, der im Anschauen der schönen Fremden ganz versunken dastand.

„Nun, Felix," sprach der Vater, „jetzt heißt es sich zusammen nehmen, denn wir spielen vor einer Kennerin."

Felix faßte mechanisch nach seinem Violoncell, setzte sich und griff in die Wirbel des Instrumentes, um es zu stimmen. Er drehte und drehte, verstimmte es aber in seiner Verwirrung immer mehr, so daß er endlich sagte: „Vater ich komme nicht zu Stande, stimme Du es; ich weiß nicht, was ich höre."

Der Vater that es und gab das Zeichen zum Anfang.

Kaum hatten sie einige Takte gespielt, so rief Felix: „Ich kann nicht weiter, mir flimmert es vor den Augen, und Bogen und Instrument sind wie etwas ganz Fremdes in meinen Händen. Ich weiß nicht, was mir ist."

Der Vater sah Felix lächelnd an, schwieg einige Augenblicke und sagte dann: „Mein Sohn, versuch' es nur noch einmal.

Felix gehorchte, aber so viel Mühe er sich auch gab, selbst das Leichteste wollte ihm nicht gelingen. Kein Ton war rein und sicher; dabei fing er an zu eilen, und wieviel auch der Vater zurückhielt, er kam immer mehr ins Jagen, so daß zuletzt kein Halten mehr war. Kein Wunder! Mit dem Gefühl der Liebe, das ihn sichtbar und übermächtig ergriffen hatte, verband sich noch das Gefühl der Scham und des Aergers über sein schlechtes Spiel. Plötzlich hörte er ganz auf, wischte sich den Schweiß von der Stirn, und mit niedergeschlagenen Augen sich dem Mädchen zuwendend, sprach er: „Verzeihen Sie mir, so schlecht wie heute habe ich nie gespielt. Ich wollte den Künstler zeigen und bin hinter dem schwächsten Dilettanten zurückgeblieben."

„Ei! da passen wir gerade zu einander," entgegnete sie mit munterer Laune, „erlauben Sie, so will ich einmal die Piéce mit Ihnen versuchen." In dem Augenblick nahm sie auch schon den Platz des Vaters ein, orientirte sich durch einige Gänge auf dem Instrument und gab durch einen ermuthigenden Blick unserm Felix zu verstehen, daß sie bereit sei. Ein neuer Geist belebte ihn, und wie durch einen Zauberschlag gewann er mit einem Male Muth und Vertrauen wieder. Die reinste Intonation, ein ganz anderer Strich, ein seelenvoller Ton waren die Folge davon, und keck und

sicher machte er die schwierigsten Einsätze. Im Vortrag aber wetteiferten Beide um den Preis.

Als sie zu Ende gekommen, lachte das Mädchen den überglücklichen Felix an, reichte ihm ihre schöne Hand und dankte ihm mit Blick und süßem Händedruck. Felix küßte ihr die Hand und sprach: „Heute habe ich zum ersten Mal als Künstler die Wechselfälle des Glückes erfahren, aber ich bin dafür auch zum Lohn in den wahren Tempel der Kunst eingeführt worden, wo die Schönheit und Anmuth thront."

„Er muß wohl schön sein," antwortete sie ausweichend, „erbauen ihn doch nur die Liebe und der Fleiß. Sie müssen übrigens mit ganzer Seele Musiker sein!"

„Seit kurzer Zeit erst treibe ich mit Ernst dies Instrument, jetzt werde ich es aber mit Liebe thun. Der heutige Tag wird mir ewig unvergeßlich sein, und erschiene ich nicht unbescheiden, so möchte ich Sie wohl um ein Zeichen zur Erinnerung bitten. Wer weiß, wann wir uns wiedersehen. Setzen Sie gütigst Ihren Namen auf die eben gespielte Sonate, es hat gewiß noch kein schönerer unter Beethoven's Namen gestanden."

Mit diesen Worten reichte ihr Felix auch schon eine eingetauchte Feder und wiederholte durch Blick und Gebärde seine Bitte.

Das Mädchen willfahrte seinem Wunsche und schrieb mit zierlicher Schrift „Anna Schweer aus Berlin."

Hierauf reichte sie ihm freundlich das Blatt und sagte: „Ist's so recht, Herr Felix Fistel? Nicht wahr, das ist doch Ihr Name, der hier unten am Ende des Blattes steht. Sehen Sie, um Beethoven nicht zu nahe zu treten, habe ich meinen Namen recht nahe an den Ihrigen gebracht."

„Tausend Dank, mein liebes gütiges Fräulein," fiel ihr Felix ins Wort, und eine Thräne der innigsten Freude drängte sich aus seinen Wimpern.

In diesem Augenblick rief im Hofe eine Stimme: „Anna, wo steckst Du denn?"

„Hier, lieber Vater, komm nur näher, hier bin ich;" und an das Fenster trat ein ältlicher, wohlgenährter und äußerst vergnüg-

lich aussehender Herr. Man konnte sogleich in ihm den Bäcker und Vater erkennen; ersteren aus den runden Brotformen, welche seine ganze Figur in jedem ihrer einzelnen Theile darstellte, letzteren aus der Familien-Aehnlichkeit, welche auf den ersten Blick Vater und Tochter erkennen ließ.

„Anna, was hast Du denn hier zu schaffen?" fragte er, indem er ins Zimmer trat; „Du siehst ganz erhitzt aus, so roth, als hättest Du am Feuer gestanden."

„Beinahe, Vater, hast Du es errathen. Ich habe mit diesem Herrn hier musicirt. Du mußt uns ja gehört haben; das Stück hat uns ein wenig aufgeregt. Nicht wahr, das ist ein Violoncellist, so gut, wie ihn kaum eine Residenz aufzuweisen hat?"

„Nun, ich hoffe, der Herr wird auch mit Dir zufrieden gewesen sein," erwiederte der Alte mit Stolz.

„Ja wohl," sprach Felix, sich zu Anna wendend; „Sie sind heute meine Lehrmeisterin gewesen, und gewiß wäre es verzeihlich, wenn ich solch einen Unterricht mir weiter wünschte."

„Dazu kann Rath werden," meinte lachend der Bäckermeister, „wenn Sie nach Berlin kommen, so steht Ihnen mein Haus offen. Ich sehe sehr viele Künstler bei mir, und alle spielen gern mit meiner Tochter."

„Mit Vergnügen nehme ich das Anerbieten für meinen Sohn an," sprach der alte Fistel, sich dankbar verneigend. „In Jahresfrist soll er von hier fort, und zunächst nach Berlin, wo er ganz fremd ist und eine Bekanntschaft, wie die Ihre, ihm nur erwünscht sein kann."

Der Bäcker wiederholte jetzt im Ernst sein Anerbieten und wandte sich, indem er zum Abschiede Vater und Sohn freundlich die Hand schüttelte, zur Tochter mit den Worten: „Nun mach' aber auch, daß wir fortkommen, sonst überrascht uns die Nacht mitten im Sande."

Felix bot ihr schweigend den Arm und begleitete sie nach dem Wagen.

„Also in einem Jahre spielen wir wieder mit einander," sprach sie, „ach, wie freue ich mich darauf!"

Felix konnte vor innerer Bewegung nicht antworten, hob sie

zitternd in den Wagen und küßte ihr noch einmal die ihm dargereichte Hand. Rasch fuhr darauf der Wagen zum Gehöft hinaus. Felix stand lange wie festgebannt auf einem Flecke und starrte den Abreisenden nach.

Der Vater klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Hast Du Lust, so musiciren wir weiter."

„Nein, Vater, jetzt könnte ich es um alle Schätze der Welt nicht. Was ist der Zauber aller Harmonieen gegen den einen Ton (Fis), mit welchem jener Engel in meine Seele d'rang? Ich höre ihn fort und fort."

Der Vater überließ ihn sich selbst, und Felix eilte davon, um dem Wagen so lange wie möglich nachzuschauen. Erst spät am Abend kehrte er zurück.

III.

Lange Zeit dauerte es, ehe unser Felix nach Anna's Abreise seine Ruhe wiederfand. Nichts mehr machte ihm Vergnügen, er aß und trank weniger als ein Kranker, seufzte den ganzen Tag, schlief fast gar nicht und that so viel wie Nichts; denn der Liebespfeil war ihm tief ins Herz gedrungen. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, bereiste der Vater mit ihm die benachbarten Städte und ließ ihn da zum ersten Male als Virtuosen auftreten. Felix, dessen Solosachen der Vater, in Ermangelung eines Orchesters, am Clavier begleitete, entzückte die Zuhörer mit seinem Cellospiel und erfreute sich auch einer guten Einnahme.

In dem Städtchen Fr. . . . ., wo er einen guten Sänger fand, producirte er seine neueste Composition, „Die Gefundene", ein Lied für eine Tenorstimme mit Clavier-Begleitung und obligatem Cello, das in den Worten (der Text war auch von ihm) wie in den Tönen unsres Felix ganzes Liebes-Glück und -Weh ausdrückte. Bei einer Stelle, die lebhaft an das Adagio der Fisfirmate aus Beethoven's A-dur-Sonate erinnerte, sang der Tenorist in der Probe aus Versehen F statt des bedeutungsvollen Fis.

Felix, erschreckt, ruft mit wahrer Seelen-Angst ihm, corrigirend, zu: „Singen Sie, Anna!"

Der Vater hielt am Claviere ein, und der Sänger fragte empfindlich: „Was meinen Sie denn? Der Text heißt: Sei Du mein Schutzgeist und mein Engel; hier steht Nichts von Anna."

„Nein doch, nein," entgegnete Felix, „ich meinte nur, Sie sollten Fis statt F singen."

Er wurde blutroth dabei und bestärkte die Umstehenden noch mehr in der Vermuthung, daß Anna der Name seiner Geliebten sei.

Als er am Concert-Abend nach dem Gasthofe zurückkehrte, übergab ihm der Kellner einen Brief. Felix erbrach ihn und las folgende Zeilen:

„Sie haben mich durch Ihr Lied, „die Gefundene," an eine Zeit erinnert, in der ich mich unaussprechlich glücklich fühlte. — Dankbare, heiße Thränen der Freude, aber zugleich auch der bittersten Wehmuth und Reue habe ich bei Ihrem Liede weinen müssen. Denn jenes Glück, welches mir durch die arglistigen Künste eines Verführers in einem schwachen, unbewachten Augenblick entrissen wurde, ist für mich auf ewig dahin."

Felix las den Brief wiederholentlich, aber er konnte nicht klug daraus werden. Die Handschrift war offenbar eine verstellte, und auf die Frage, wer den Brief gebracht, erhielt er vom Kellner nur die Antwort: „Eine Fremde, die ich nicht kannte, und die auch hier im Ort nicht wohnen mag."

Felix zerbrach sich lange den Kopf darüber, ohne ins Klare zu kommen, und nur seine bald darauf erfolgende Abreise brachte ihm die Sache wieder aus dem Gedächtniß.

Während Vater und Sohn mit ihren Concerten Geld verdienten, machte die Mutter zu Hause auch ein recht gutes Geschäft. Der Zufall führte einen Engländer über Krebsaue, der als Antiquitäten-Sammler Deutschland bereiste. Er sah Fistel's Frau, die vor der Thür mit dem Abstauben einiger Instrumente beschäftigt war. Neugierig trat er an sie heran und fragte:

„Haben Sie Raritäten?"

„O ja! meinen Sohn, aber der ist nicht zu Hause.“

„Ich will nichts Lebendiges, ich will Todtes.“

„Na! das fehlte noch.“

„Sie verstehen mich nicht, ich suche alte rare Dinge.“

„Sie meinen mich doch nicht?“

„Nein doch, nein! ich suche Scripturen, Handschriften, Reliquien von berühmten Meistern.“

„Ach, nun weiß ich, was Sie wollen. Ja! damit kann ich aufwarten. Mein Mann hat viel dergleichen.“

„Bitte, lassen Sie sehen.“

Frau Fistel holte das oben erwähnte Packet von Briefen und Recensionen herbei und legte es geöffnet dem Fremden vor. Dieser beschaute den Inhalt mit wahrem Entzücken und bot, da ihm Alles unbezweifelt echt erschien, für das Ganze hundert Thaler. Die Frau hielt es für Scherz, lachte und sagte im Scherz weiter: „Geben Sie hundertundfunfzig, so sollen Sie noch einen Zopf dazu haben, von dem mein Mann erzählt, daß ihn Haydn bei der ersten Aufführung seiner Schöpfung verloren habe.“

Begeistert rief der Engländer: „Zeigen Sie her.“

Die Frau schaffte wirklich einen solchen herbei. Der Engländer betrachtete ihn mit Rührung und gab die geforderte Summe, ohne zu ahnen, daß ihm hier im buchstäblichen Sinne des Wortes ein Zopf gemacht wurde; denn nicht Haydn, sondern der alte Fistel hatte ihn einmal bei genanntem Oratorium verloren.

„Hat Ihr Mann keine Händel?“ fragte jetzt der Fremde weiter.

„Nein! seitdem er sein Amt niedergelegt, sind die nicht wieder vorgekommen.“

„Auch keine Glucke?“

„Auch die nicht, hier in dieser Sandwüste kommt solch liebes Vieh nicht fort.“

„Aber vielleicht einen Bach, Winter oder Dittersdorf?“

„Gott bewahre! Statt eines Baches ist hier nur ein Sumpf voll schmutzigen Wassers, im Winter ist er zugefroren, und das daneben liegende Dorf heißt nicht Dittersdorf, sondern Krebsaue.“

„Oder einen Hummel?"

„Sie werden Hornissen oder Bremsen meinen; die sind hier allerdings in großer Anzahl."

Der Engländer, welcher jetzt merkte, daß er falsch verstanden wurde, empfahl sich hierauf und dankte noch auf das verbindlichste für den gemachten Handel. Die Frau aber lief überglücklich nach der Stube, schloß sorgfältig die hundertfunfzig Thaler ein und sagte zu sich selbst: „Das liebe Geld soll meinem armen Felix trefflich zu statten kommen, und wenn ich nicht ganz recht gethan haben sollte, so beruhigt mich der Gedanke, daß es für ihn ist. Warum hat auch der Fremde meinen Spaß für Ernst genommen. Ueberdies macht ja der Glaube selig."

Am andern Tage kehrten Vater und Sohn von ihrer kleinen Künstlerreise, ganz zufrieden mit dem Erfolge, zurück. Mit ihnen zugleich fuhr eine gräfliche Equipage in das Gehöft. Ein stattlicher Herr sprang heraus und ging mit beiden Fistel's in ihre Wohnung, in der Meinung, daß dort die Passagierstube sei. Den Irrthum bald gewahrend, bat er um Entschuldigung und fragte: „Wo kann man hier wohl ein Unterkommen finden? Ich kann nicht weiter: der furchtbare Sand kostet meinen jungen Pferden das Leben."

„Wenn Ihre Ansprüche," antwortete Fistel, „die eines Reisenden mit dem Wanderbuche wären, so könnte ich Sie aufnehmen; sonst weiß ich keinen Rath."

„Ein wandernder Handwerksbursch bin ich gerade nicht, ich bin der Graf T. . . . .; aber wollen Sie mir ein bescheidenes Plätzchen für diese Nacht zum Ruhen und meinen Pferden eine gute Streu geben, so bin ich ganz zufrieden und werde Ihnen sehr dankbar sein."

„Das sollen Sie haben."

Der Graf winkte hierauf seinem Jäger, daß er Speise und Trank aus dem Wagen hereinbringe, und bald war der Tisch zum gemeinschaftlichen Mahle eingerichtet, zu welchem der Graf auf die liebenswürdigste Weise Vater, Mutter und Felix einlud.

Die Scheu, welche die Familie vor dem hohen Gaste anfänglich zeigte, verlor sich mit jedem Glase Wein immer mehr, bis eine

recht gemüthliche Stimmung eintrat. Der Graf sagte hinweisend auf die vielen Instrumente der Stube: „Irre ich mich nicht, so wird hier Musik getrieben.“

„Ja wohl,“ antwortete der Alte, „Musik war und ist noch jetzt mein Lebensberuf. Sie sehen in mir den alten Stadt-Musikus Fistel aus Gz. . . . Ich habe mich hierher zurückgezogen, weil ich durch die allgemeine Gewerbe-Freiheit, welche irrthümlich auch auf die Kunst ausgedehnt wurde, mein Brot verlor.“

„Irrthümlich, wie so?“ fragte der Graf.

„Weil Niemand,“ antwortete Fistel, „durch das bloße Lösen eines Gewerbscheines zum Musiker und die Musik ebenso wenig dadurch zum Gewerbe wird, wenn auch der Stadt-Musiker oder irgend ein Anderer sein Brot davon ißt. Ich weiß nicht, Herr Graf, ob ich vor Ihnen so frei und unumwunden reden darf, wie mir ums Herz ist, aber ich spreche meine innerste Ueberzeugung aus: Die Aufhebung der Stadt-Musiker ist ein Mißgriff, der den gänzlichen Verfall der Musik in den Provinzen bereits herbeigeführt hat, und eine Unbilligkeit und Ungerechtigkeit, indem man dadurch den kleinen Städten das entzogen hat, was Residenzen und Hauptstädte in vollem Maße besitzen.“

„Das ist allerdings ein harter Vorwurf, mein lieber Fistel, den Sie da machen,“ entgegnete der Graf, „können Sie den auch verantworten?“

„Ich glaube es zu können. Es scheint mir unbillig, weil die kleinen Städte schon an sich den großen nachstehen, ungerecht aber, weil sie früher eine gute Musik besaßen. Neben dem speculativen und industriellen Treiben der großen Städte und Residenzen sehen wir jetzt auf gleicher Höhe damit auch ihr Kunststreben, jenes, um Nahrung und Mittel fürs Leben zu gewinnen, dieses, um das Leben der großen Mühen auch werth zu machen und es mit dem Schönsten zu schmücken, was die Kunst darzubieten vermag. So sollte es auch in den kleinen Städten sein. Aber da haben sie jetzt, wenn sie den ganzen Tag gearbeitet, nichts als die Sehnsucht nach Etwas, was kein Reichthnm ihnen verschaffen kann; sie wollen Etwas für das Herz, suchen und suchen, aber finden Nichts.“

„Das war ja wohl immer so?“ wendete der Graf ein.

„Nein, Herr Graf; fragen Sie ältere Personen, die wie ich eine bessere Zeit kannten, und sie werden Ihnen antworten: Hatten wir auch in unseren Städten keine Königlichen Kapellen, so besaßen wir doch gute Orchester, und fehlten uns auch die General-Musik-Directoren, so hatten wir doch tüchtige Stadt-Pfeifer, die, wenn sie es verdienten, mit dem Ehrennamen „Stadtprinzen" benannt wurden. Bei diesen konnten wir unsere Kinder für ein Geringes in der Musik gründlich unterrichten lassen; ja die Armen fanden sogar bei Talent und glücklichen Anlagen einen unentgeltlichen Unterricht, durch welchen der Residenz mancher Virtuose geschenkt worden ist."

„Ja! das ist wahr", schaltete hier der Graf beistimmend ein; „ich selbst kenne so Manche, die, nur durch Stadt-Musiker gebildet, Zierden Königlicher Kapellen geworden sind. Doch fahren Sie nur fort, ich bin begierig Ihre Ansicht weiter zu hören."

„An den öffentlichen Orten wurden unter der Leitung des Stadt-Musikus die Symphonieen von Haydn, Mozart und Beethoven ausgeführt, und gern nahm der Dilettant, war es auch sonst ein Mann in Amt und Würden, mitwirkend Theil daran. Neugierde, Freude und Lust bewegten die Menge, wenn es hieß: „Heut läßt sich der Schuster, Schneider oder Syndicus mit einem neuen Solo hören." Quartette wurden in allen musikalischen Familien abwechselnd zur Aufführung gebracht, und es war ein Festtag, wenn uns eine neue Composition vor das Gesicht und zu Ohren kam. Wir hatten eine treffliche Unterhaltungs-Musik, wenn die Lustbarkeiten einer Hochzeit oder eines Gevatter-Schmauses dadurch erhöht werden sollten. Das Orchester war bei unsern Bällen reich besetzt, ebenso die voranmarschirenden Musik-Chöre bei unsern Schützenfesten, nnd ihre Leistungen ließen Nichts zu wünschen übrig. In den Kirchen wurde fast sonntäglich die Feier des Gottesdienstes durch Aufführung herzerhebender Cantaten, Motetten und Piécen aus größeren Oratorien erhöht, und oft mußte eine gute Musik für die weniger gute Predigt des Ortsgeistlichen die andächtige Gemeinde entschädigen."

„Lassen Sie das," bemerkte hier der Graf lächelnd, „keinen Geistlichen hören, sonst müßten Sie Kirchenbuße thun; aber ganz

Unrecht haben Sie nicht. Selbst unserer Residenz könnte ein wenig von den alten Kirchen-Musiken nichts schaden."

„Man sah nicht selten," fuhr Fistel, immer wärmer werdend, in seiner Rede fort, „neben dem Herrn Bürgermeister den Handwerker auf dem Chore stehen, der seine Geige oder sein Blase-Instrument ebenso gut zu behandeln verstand wie dieser, und mochten sich auch die Stände hier durch den Rock unterscheiden, so waren sie doch alle Eins bei der Sache, und Jeder suchte den Andern durch Privatfleiß zu übertreffen, war es auch nur, um einen freundlichen Blick von ihrem Chef, dem Stadtprinzen, als Anerkennung und Lohn zu erhalten. Kamen fremde reisende Künstler aus großen Städten bei uns durch, so fanden sie, durch das empfehlende Zeugniß des Stadtmusikus in allen Familien gute Aufnahme und konnten, bei den vorhandenen musikalischen Mitteln, ihre Kunst sicher produciren. Ebenso die reisenden Schauspieler-Gesellschaften, wenn sie Singspiele zur Aufführung brachten."

„Und alles dieses Schöne," entgegnete hier der Graf, „sollte Ihnen durch die Gewerbefreiheit genommen sein?"

„Die Erfahrung," antwortete Fistel, „bestätigt es ja. Wir haben keine erbauende Kirchenmusik mehr, und findet ja noch eine Musik irgendwo statt, so ist sie weniger zur Ehre Gottes als zum Gotterbarmen, mehr ein Toben der Heiden, als eine Musik der Christen. Wir hören an öffentlichen Orten keine Symphonieen mehr, keine Concerte, nur noch Tanzmusik, die kaum gut genug für Wilde ist. Wollte man unserer Schützengilde zumuthen nach dem taktlosen, elenden Gequäke und Gepfeife unsers jetzigen Musikchors zu marschiren, so würde sie einem Heere von Trunkenen ähnlich sehen.

„Nur selten findet man in jetziger Zeit noch einen Dilettanten, — und der ist gewiß in der alten Zeit gebildet, — der irgend ein Instrument leidlich zu behandeln verstände. Musikalische Familien-Vereine sind gänzlich verschwunden, und man kennt manche Instrumente kaum noch dem Namen nach, geschweige denn ihr Wesen und ihre Eigenthümlichkeit, noch weniger endlich Compositionen für dieselben.

„Fremde gute Künstler müssen schweigend durch unsere Pro-

vinzialstädte ziehen, nur Gaukler und Taschenspieler finden bei uns ihre Rechnung, und ein rein gestimmter Leierkasten übertrifft unser ganzes jetziges Künstlerthum.

„Die Wohlhabenderen aus dem Bürger- und Beamtenstande lassen ihren Kindern Clavierunterricht geben, um wenigstens einigen Ersatz für die ganz fehlende Instrumentalmusik zu haben. Den Aermeren aber, welche den größeren Theil des Volkes ausmachen, ist selbst dieser Ersatz versagt. Wohl könnte mancher von diesen sich statt des kostspieligen Claviers allenfalls noch Geige, Flöte, Horn oder Clarinette anschaffen, aber was hilft es ihm, wenn kein Lehrer zu finden, kein Stadtmusikus vorhanden ist, der zu seinem eigenen und zum allgemeinen Vortheil arme Talente auszubilden sucht? Ist es da ein Wunder, wenn von einer musikalischen Bildung beim Volk bald gar keine Spur mehr sein wird?"

„Sie vergessen", bemerkte der Graf, „den Gesang. Für den wird doch jetzt von den Schulen aus viel gethan!"

„Auch nur wenig; denn es ist kaum der Rede werth, wenn auf 20,000 Menschen ein Gesangverein von 20 Personen kommt, der meist nur aus den Stadt- und Dorfschullehrern gebildet ist und niemals tief in das Volk eingreift. Oder ist etwa viel gewonnen, wenn die Jugend bis zum Abgange aus der Schule einige Choräle, Lieder und die Liturgie in den Kirchen leidlich abzusingen gelernt hat? Und kann man nicht, ohne gerade Stimme zum Singen zu haben, Anlagen und Geschick zu irgend einem Instrumente besitzen?"

„Sie mögen Recht haben; aber ich sollte meinen, um auf die Gewerbefreiheit noch einmal zurückzukommen, daß sie der Musik gerade förderlich hätte werden können, indem sie eine Concurrenz eröffnete, die den Eifer jedes Einzelnen belebte es den Andern zuvorzuthun."

„In Beziehung auf die größeren Städte, wo Kapellen, Musik-Institute und Militärchöre mit einander wetteifern können, pflichte ich, Herr Graf, Ihrer Meinung bei; aber in den kleinen Städten ist es anders. Hier, wo oft kaum alle Kräfte ein Orchester bilden, ist es nöthig, wenn etwas Ordentliches zu Stande kommen soll, daß diese Kräfte und Mittel zusammen gehalten werden, und daß

sie sich dem Willen eines Oberhauptes unterordnen. Und dieses Oberhaupt, welches früher der Stadtmusikus war, muß so gestellt sein, daß es auf einen solchen Gehorsam mit Bestimmtheit rechnen kann. Bei den gegenwärtigen Verhältnissen aber wird es immer schwer, wenn nicht ganz unmöglich sein so viele Köpfe unter einen Hut zu bringen, und oft reicht ja schon die Eitelkeit oder der Eigensinn eines Dilettanten hin, eine Aufführung zu vereiteln.

„Außer diesen Nachtheilen, glauben Sie mir, Herr Graf, ist gewiß mit diesem Verfall der Tonkunst auch zugleich einer der stärksten Hebel der wahren Volksbildung verloren gegangen.

„Ich weiß nicht, ob Sie meine Ansicht theilen, daß der Einfluß guter oder schlechter Musik auf die Bildung eines Volkes sehr groß ist?"

„Gewiß sehr groß," antwortete der Graf; „man sieht dies schon an dem Eindruck, den sie auf jedes empfängliche Individuum macht. Schlechte Musik ist vielleicht gefährlicher als Dichtungen und Bilder frivolen Inhalts, weil sie jedes Gemüth beschleicht, ohne daß es sich schützen kann, wie ein geheimes Gift, von dem man nicht eher Etwas merkt, als bis es wirkt. Ich gebe Ihnen auch gern zu, daß die Tonkunst in kleinen Städten unter der Pflege eines guten Stadtmusikus das beste sociale Band ist, das Arme und Reiche gegenseitig befreundet, indem es sie zu den reinsten und edelsten Genüssen vereinigt."

„Außerdem", setzte Fistel hinzu, „wirkt sie auch dem Kastengeist, der grade in kleineren Städten so schroff hervortritt, wohlthätig entgegen. Ja, vielleicht spricht sich in dem religiösen Sectenwesen unserer Zeit eben ein Bedürfniß aus, das jetzt in pietistischen Vereinen die Befriedigung sucht, die ihm sonst durch musikalische Cirkel gewährt wurde. Man gebe den Leuten wieder die Kunst zu ihrem Zeitvertreibe, d. h. man verschaffe ihnen Gelegenheit dieselbe in der Jugend zu erlernen, und bald wird man die guten Folgen sehen. Denn gerade bei diesen Sectirern möchte ich, da sie in der Regel mehr Gefühl als Geist besitzen, einen, wenn auch nicht ausgebildeten, doch der Ausbildung fähigen musikalischen Sinn voraussetzen.

„Möchte doch unsere stets auf das wahre Wohl des Volkes bedachte Regierung dem Uebelstande abhelfen, der aus der Aufhebung der Stadtmusiker nicht allein der Kunst, sondern auch dem Leben erwachsen ist, möchte sie ihre Aufmerksamkeit auch diesem Gegenstande zuwenden! Gewiß würde Jeder mit Freuden nach dem überall tief gefühlten Mangel zur Wiederherstellung dieses wohlthätigen Instituts die Hand bieten. Und wahrlich, es könnte dies mit geringem Kostenaufwand geschehen. Den Stadtmusikern dürften nur ihre ehemaligen Gerechtsame wieder eingeräumt werden.“

„Und worin bestanden diese?“ fragte der Graf, nachdenkend geworden.

„Wie die Herren Geistlichen allein das Recht haben zu predigen, zu trauen, zu taufen und zu begraben, so stand den Stadtmusikern ausschließlich das Recht zu allein Musik zu machen, so gut und so viel, wie es verlangt wurde. Sie hatten ferner, wie die Geistlichen, freie Wohnung, eine fixe Einnahme von den Kirchen und als Gehaltszubuße einen Neujahrsumgang, wobei sie jedem begüterten Einwohner um diese Zeit einen musikalischen Gruß und Wunsch brachten, der mit einem beliebigen Geldgeschenk belohnt wurde. Und das, glauben Sie mir, Herr Graf, war keine Beschwerde für die Einwohner: unter allen Gratulanten sah man den Stadtmusikus am liebsten, weil er gesungen und gepfiffen kam. Diese Gerechtsame aber sind nothwendig, wenn der Stadtmusikus die Mittel haben soll gute Gehülfen zu halten und zu besolden.“

„Sie mögen darin Recht haben,“ antwortete der Graf, aber in einem Tone der Abspannung, welche deutlich genug verrieth, wie sehr er sich nach Ruhe sehnte. Fistel, der dies bemerkte, bat seinen Zuhörer um Entschuldigung, daß er sich von seinem Eifer so weit habe hinreißen lassen, um die allerersten Pflichten darüber zu vergessen. Der Graf beruhigte ihn darüber in sehr wohlwollender Weise, ließ sich seine Schlafstätte anweisen und trennte sich mit einem freundlichen „gute Nacht“ und dem Zusatz: „Nicht wahr, Herr Fistel, morgen beim Frühstück theilen Sie mir das Weitere von Ihren Ansichten mit?“

IV.

Am andern Morgen wollte der Graf bald nach dem Frühstück seine Reise fortsetzen. Aber das Wetter war inzwischen so ungünstig geworden, daß er nothgedrungen noch bleiben mußte. Wie unlieb ihm dies auch Anfangs sein mochte, so war er doch freundlich genug, dies nicht weiter merken zu lassen, und die große Bereitwilligkeit, mit welcher Fistel nebst seiner Familie ihm die Stunden seines Aufenthaltes in dem Hause möglichst angenehm zu machen bemüht war, stimmte ihn selbst bald wieder heiter und gemüthlich. Er blätterte in den Noten, die auf dem Claviere lagen, sah sich ein concertirendes Duo für Cello und Clavier von Felix' Composition aufmerksam an und bat Vater und Sohn es doch einmal zu spielen. Sie thaten es, und er bemerkte darauf: „Fürwahr, sehr interessant für beide Instrumente componirt und mit vieler Virtuosität vorgetragen. Diese Pièce würde in unseren musikalischen Cirkeln gewiß recht wohl gefallen. Schade, daß sie so schwierig und nur für Künstler von Fach geschrieben ist! Warum denn überhaupt so schwer componiren? Kann das Schöne und Angenehme nicht durch leichtere Mittel erreicht werden? Sie müssen mir zugestehen, daß diese Schwierigkeiten meist nur auf Rechnung des Wohllauts überwunden werden, und, was noch schlimmer ist, sie vernichten die schönen Eigenthümlichkeiten der Instrumente. Wenn ich die Augen zumache, so weiß ich nicht, ob eine Geige oder Viola gespielt wird. Alles höre ich, nur kein Cello, und vergleiche ich diese Töne mit denen einer wirklichen Violine oder Viola, so ist das Gegebene gegen das Original nur ein Schattenbild und oft kaum ein solches."

„Leider," entgegnete Fistel, „gilt das, was Sie, Herr Graf, hier sehr richtig bemerken, nicht bloß vom Cello, sondern auch von allen übrigen Instrumenten, die des Mißbrauchs irgend fähig sind, und ich halte es mit für einen der größten Uebelstände, daß wir Musiker fast gezwungen sind um des Publicums willen uns zu dergleichen Kunststückchen zu erniedrigen und, wie es im Sprüchwort heißt, mit den Wölfen zu heulen. Der Posaunist bläst

Rode'sche Violin-Variationen, der Trompeter Beethoven's Adelaide, der Contrabaß ergeht sich in Paganini'schen Flageolet-späßen, das Horn, mit Hülfe vieler Klappen, heult Flötenpassagen. Von seinen gestopften Tönen, mit welchen die älteren Componisten ergreifende Effecte hervorbrachten, wird bald nicht mehr die Rede sein. Das Fagot säuselt in weichgequetschten Tönen Violoncello-Piècen; Clarinettisten, Oboer und Flötisten möchten für jeden Ton zwei Klappen, an jeder Hand noch fünf Finger mehr und, wie der Cerberus in der Hölle, eine dreifache Zunge haben, um ihre Passagen zu Stande zu bringen. In ähnlicher Entartung sehen wir ja aber auch den Gesang; hören wir doch Bassisten die größten Discant-Bravour-Arien singen. Früher schrie man Zeter und Mord, jetzt singt man es; und das Unmögliche möglich machen, heißt heut zu Tage der Triumph der Kunst. Es gab eine Zeit, wo man dasjenige Trauerspiel für das beste hielt, in welchem am meisten gemordet wurde, und dasjenige Lustspiel am meisten gefiel, in welchem der albernste Unsinn vorkam. Ganz dasselbe gilt heute von der Tonkunst und ihren Jüngern. Es ist sehr zu beklagen, daß durch die Richtung, welche die Tonkunst mit ihren Harlekinaden genommen, die Scheidewand zwischen dem Musiker von Fach und den Dilettanten immer größer wird. Wäre es ein Wunder, wenn letztere sich gar nicht mehr mit der Kunst befaßten, indem die, welche ihre Vorbilder sein sollten, keine leuchtenden Sterne, sondern nur Irrlichter sind, die sie in Sümpfe verlocken? — Das, was man gewöhnlich Kunst nennt, hat zwar in dieser Beziehung, dem Dilettantismus gegenüber, in unseren Tagen eine imponirende Stellung eingenommen, aber wahrlich weder eine erfreuliche, noch eine ersprießliche."

„Sie haben Recht," bekräftigte der Graf. „Die Kunst ist auf Irrwege gerathen, und wir sehen bei ihr fast etwas Aehnliches, wie in der Religion zu der Zeit, als sie das ausschließliche Eigenthum einer besonderen Priesterkaste war. Grade wie jene damals, so machen heute die Virtuosen immer dreister der gläubig befangenen Menge ihre Wunderkünste vor."

„Wie freut es mich," fuhr Fistel fort, „diese Worte aus Ihrem Munde zu vernehmen; denn sie bestätigen meine innerste

Ueberzeugung, daß Religion, Kunst und Wissenschaft gewiß nur die Mittel sein sollen, die Menschen zur wahren Glückseligkeit zu führen. Darum aber müssen diese Mittel auch für Jedermann zugänglich sein, und das, Herr Graf, ist gerade der Punkt, auf den ich in unserer gestrigen Unterhaltung noch hinweisen wollte. Es muß der gesunkene Dilettantismus wieder gehoben werden durch eine allgemeine musikalische Bildung, und das Volk wieder selbst musiciren, wieder urtheilsfähig werden und aufhören, ein blinder und tauber Nachbeter bezahlter und unbezahlter Recensenten zu sein. Lange genug haben deutsche Meisterwerke schweigen und den frivolen Zerrbildern und kranken Empfindeleien der Franzosen und Italiener weichen müssen. Wollen wir Deutsche noch die beschämende Strafe und Lehre abwarten, daß jene mit unseren eigenen, bei Seite gelegten Meisterwerken, an denen sie immer mehr Geschmack gewinnen, uns wieder zur Erkenntniß des großen Werthes derselben bringen?"

Zwar etwas grell aufgetragen," unterbrach ihn hier der Graf, „indeß ganz Unrecht haben Sie nicht. Wie aber soll man diesem Uebelstande abhelfen und der verbildeten Menge wieder einen besseren Geschmack beibringen?"

„Meiner Ansicht nach," antwortete Fistel, „muß mit der Jugend angefangen werden. Geschieht doch sonst so viel für ihre Erziehung. Ihr Kopf wird mit Wissen gefüllt, und ihre Glieder werden durch Turnübungen gestärkt; soll das arme Herz dabei ganz leer ausgehen?"

„Auf keinen Fall," entgegnete der Graf. „Ist das Herz doch in seinen Trieben und Verlangen das Mächtigste im Menschen, und erhält es doch nirgends auf seine heiligsten und geheimsten Fragen eine versöhnendere und befriedigendere Antwort, als eben nur aus dem Reiche der Töne. Was würden Sie aber, mein lieber Fistel, zur Erreichung jenes schönen Zieles vorschlagen?"

„Da man," sagte Fistel, „wie ich eben bemerkt habe, mit der Erziehung der Jugend beginnen muß, so wäre es vor allen Dingen nöthig, für diese tüchtige Lehrer zu gewinnen. Denn der gewöhnliche Schullehrer, Cantor oder Organist hat selten die Zeit, selten auch die musikalische Bildung, um hierin das Erforderliche zu

leisten. Ehemals war der Stadtmusikus Derjenige, an den sich die Eltern zu wenden hatten, wenn sie für ihre Kinder Musikunterricht wünschten. Heut zu Tage fehlt diese Gelegenheit, und in den Provinzen mangelt es an tüchtig gebildeten Musiklehrern. Die Residenz dagegen hat sie im Ueberfluß, und sie könnte, ohne Abbruch zu erleiden, der Provinz wohl Manches abgeben. Warum verläßt nicht Mancher die Hauptstadt, um sich in einer Provinzialstadt niederzulassen? Einzig und allein darum, weil er nicht hoffen kann, seinen Unterhalt zu finden.

„Wie mancher Hautboist würde nach abgelaufener Dienstzeit einen vortrefflichen Stadtmusiker abgeben. Aber er hängt seine Kunst an den Nagel und ist froh, eine Civilversorgung zu erhalten. Wenn man diesen jungen Leuten wieder die Aussicht eröffnete, Stadtmusiker-Posten zu erhalten, und ihnen dabei durch zu stiftende Musik-Seminarien Gelegenheit gäbe, sich die dazu nöthigen Kenntnisse zu erwerben, so sollte es keine zehn Jahre dauern, und die kleinen Städte hätten, was sie so sehnlich wünschen. Sie brauchten dann nicht mehr trauernd und mit neidischem Blick auf die größeren zu sehen."

„Nun, man hat ja," sprach der Graf, „die Bildung eines Conservatoriums in Aussicht gestellt. Da wäre aller Noth ein Ende gemacht."

„Freilich," entgegnete Fistel, „aber ich fürchte, daß, wenn nicht der bestimmte Zweck im Auge behalten wird, gute Stadtmusiker zu bilden, nur Concertisten, Virtuosen oder, was dem gleich ist, geschickte Bettler daraus hervorgehen werden.

„Am Besten und Geeignetsten bliebe immer ein Stadtmusiker-Seminar, wo neben dem Künstler auch zugleich der künftige Lehrer gebildet werden könnte. Es müßte diesem Institute eine Vorbereitungs-Classe beigefügt sein, in welcher talentvolle Kinder armer Eltern umsonst Unterricht erhielten, und die Zöglinge des Seminars zugleich Gelegenheit hätten, unter Anleitung ihrer Lehrer das Unterrichtgeben zu erlernen. Zur Aufnahme in das Institut dürften nur solche Individuen befähigt sein, die mit Talent und Anlagen eine sittlich gute Aufführung verbinden und in wissenschaftlicher

Hinsicht wenigstens Tertiareife auf dem Gymnasium erreicht hätten.

„In theoretischer Hinsicht würde der Generalbaß und die Compositionslehre, und in praktischer Hinsicht, neben der Erlernung aller im Orchester üblichen Instrumente, ganz besonders die Violine und die Clarinette, als die dominirenden und für den Dirigenten geeignetsten Instrumente, das Hauptstudium der Eleven sein müssen.

„Nach abgelaufenem Cursus mit dem Zeugniß der Reife entlassen, müßten die Zöglinge als Gehülfen eines Stadtmusikus sich praktisch weiter ausbilden, worauf sie das Recht hätten, auf Grund ihres Abgangs-Zeugnisses und eines Attestes von dem Stadtmusikus, sich selbst um eine solche Stelle zu bewerben. Jede Provinzialstadt, selbst die kleinste, würde gern und ohne Beschwerde dem anzustellenden Stadtmusikus ein fixes Gehalt von 150—200 Rthlr. auswerfen. Nur müßten ihm für alle die Obliegenheiten, die mit dem Kirchendienst und der musikalischen Ausbildung der Jugend verbunden sind, jene früher erwähnten Gerechtsame wieder zu Theil werden, um dadurch diejenigen Accidenzien zu gewinnen, die ihm und seinen Gehülfen zum Lebensunterhalt unentbehrlich sind. Der Gefahr einer Uebervortheilung oder Beeinträchtigung aber könnte sehr leicht durch eine von der Regierung festgestellte Taxe, wie sie in früherer Zeit üblich war, vorgebeugt werden, so daß weder der Stadtmusikus mehr fordern, noch auch ihm etwas von dem abgezogen werden dürfte, was ihm rechtmäßig zukommt.

„Auf diese Weise gehegt und gepflegt, könnte die Musik bald wieder werden, was sie dem Menschen sein soll: eine Herzenssprache, welche zu reden sich wohl Jeder sehnt, ein Spiegel seines Gemüthes, ein Erwärmungsmittel gegen den Frost des speculirenden Lebens, ein sociales Band für Arm und Reich, ein Andacht erhöhendes und erbauendes Kleinod der Kirchen und eine süßlohnende und zugleich bildende Beschäftigung für Jugend und Alter."

Das Gesicht des alten Fistel hatte sich bei dieser Rede vor Freude und Begeisterung belebt.

Der Graf verfiel in tiefes Nachdenken, weil ihm das eben Gehörte viel Wahrheit zu enthalten schien, und er sagte nach einer

langen Pause: „Herzlichen Dank, mein lieber Fistel, für diese Mittheilung. Ich muß Ihnen gestehen, von dieser Seite hatte ich die Sache bisher nicht betrachtet, und die Aufhebung der Stadtmusiker schien auch mir ein Gewinn für die Kunst zu sein. Aber Sie haben mich vollkommen vom Gegentheil überzeugt. Ich glaube wirklich, daß der Schaden, der durch Aufhebung dieser Institute nicht allein der Kunst, sondern auch dem Leben erwächst, überall schwer empfunden werden muß. Dieser Gegenstand ist wirklich alles Bedenkens werth und verdient bei einer so väterlich sorgenden Regierung, wie die unsrige, aufs wärmste angeregt zu werden. Man wird gewiß mit gewohnter Huld solche Stimmen hören, die aus voller Ueberzeugung ihren Glauben aussprechen und sich vertrauensvoll mit ihren wohlbegründeten Wünschen an die Behörden wenden. Daher möchte ich Sie bitten, mir Ihre Ansichten über diesen Gegenstand noch schriftlich zukommen zu lassen. Ich würde dann bei meiner Rückkehr nach Berlin sehen, was sich dafür thun läßt."

„Zum Theil," erwiderte Fistel, „habe ich sie schon niedergeschrieben, und nur einiges Wenige fehlt noch zu der vollständigen Darlegung derselben. Es würde mich aber unendlich glücklich machen, wenn ich es wagen dürfte, sie Ihnen vorzulegen, und mich Ihrer huldreichen Verwendung versichert halten könnte. Ich gedenke, meinen Sohn binnen Kurzem nach Berlin reisen zu lassen, und wenn Sie es gnädigst erlauben, so wird er sich die Freiheit nehmen, Ihnen meine Eingabe selbst zu übberreichen."

„Verlassen Sie Sich darauf," entgegnete der Graf, indem er zum Fenster hinaus nach dem Wetter sah, „daß ich mich der Sache annehmen werde. Der Himmel hat, wie ich sehe, sich aufgeklärt, und es ist Zeit, meine Reise fortzusetzen." Er rief seinen Kammerdiener, befahl diesem, den Wagen in Ordnung zu bringen, und schied mit dem freundlichstem Danke von Vater und Sohn.

V.

Ein halbes Jahr später war Felix in Berlin. Hier sollte er nun gute Meister hören, um von ihnen zu lernen, und als Künstler sich selbst produciren, um wo möglich dadurch eine feste Stellung zu gewinnen. — Die Orchester fand er vollzählig, und grade bei seinem Instrumente Accessisten genug, die schon seit Jahren auf eine Vacanz warteten. Es blieb ihm daher nur der Musikunterricht übrig, durch den er, neben einer geringen Unterstützung von Seiten des Vaters, sich seinen Lebensunterhalt verschaffen konnte. Um nun als Künstler bekannter zu werden, ging er die Intendantur der Theater um die Vergünstigung an, sich in den Zwischenacten einer Vorstellung sowohl auf dem Cello, als auch auf dem Clavier, hören zu lassen, was ihm auch nicht geradezu abgeschlagen, aber mit dem Bemerken in Aussicht gestellt wurde, daß vor der Hand seinem Wunsche nicht genügt werden könne. Auf diese Hoffnung hin, sowie auf einige Empfehlungen, die er in Krebsaue von Durchreisenden bekommen, vertauschte er den Gasthof mit einer eigenen Wohnung, um mit größerer Muße abwarten zu können, was die Zukunft ihm bringen werde.

Sein erster Gang war zu dem Bäckermeister Schweer, dessen Wohnung er bald ermittelte. Er fand Vater und Tochter zu Hause, und bei ihnen eine kleine Gesellschaft. Sie bestand aus dem Hausarzt, dem Prediger und einigen Verwandten. Diesem Umstande maß er es auch bei, daß sein Empfang etwas seriöser Art war, wenigstens nicht so, wie er sich ihn anfangs ausgemalt hatte. Anna mußte die Rolle der Hausfrau spielen; denn die Mutter war schon seit Jahren todt, und es blieben ihr nur wenige Augenblicke vergönnt, sich mit Felix angelegentlicher zu unterhalten. Er wurde von Papa Schweer der Gesellschaft vorgestellt und eingeladen, am Mittagsmahle Theil zu nehmen. Felix ließ sich das nicht zweimal sagen, indem er am Tische seiner Anna näher zu kommen hoffte. Aber wie erschrak er, als man ihm am andern Ende der Tafel, weit entfernt von Anna, seinen Platz zwischen ein Paar alten Tanten anwies. Mißmuth und Langeweile quälten ihn bald, und

er mußte sich viele Mühe geben, es nicht merken zu lassen. Endlich half der Wein, dem er ohne Absicht wacker zusprach, und der ihn allmählich wieder munterer machte.

Dies benutzte der Hausarzt Pohl, welcher Gefallen an unserem Felix fand und ihn gern in die Unterhaltung ziehen wollte. „Woher kommt es," fragte er scherzweise, um die Geistesgegenwart unseres Felix auf die Probe zu stellen, „daß die Künstler meist Schnurrbärte tragen?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Felix, „Sie sehen, ich habe keinen."

„Keine Regel ohne Ausnahme," entgegnete der Doctor, „mir vertraute Jemand, daß die Künstler sie trügen, um durch ein martialischeres Ansehen die Recensenten zu schrecken."

„Sehr verbunden, Herr Doctor," antwortete Felix in etwas gereiztem Tone, „aber sagen Sie mir: warum tragen die Aerzte, sowohl zu Fuß als im Wagen, große Stöcke?"

„Vielleicht aus Gewohnheit oder Eitelkeit," antwortete Pohl.

„Nein, mir vertraute Jemand, sie trügen sie, um ihren Patienten damit zu imponiren. — Sie sehen, daß jeder Stand sein Eigenthümliches hat."

Felix merkte, daß diese Art der Unterhaltung der Gesellschaft nicht gefiel, lenkte ein und sprach: „Um auf meinen Stand wieder zurückzukommen, erlaube ich mir die Frage: Welcher Musikus ist der vornehmste?"

Keiner von den Anwesenden konnte sie beantworten; aber Anna sagte schelmisch lächelnd: „Etwa der Cellist? denn der bleibt immer auf seinem Stuhle sitzen, selbst vor Königen und Kaisern."

„Errathen!" antwortete Felix, indem er hocherröthend sich verneigte.

„Nun will auch ich einmal etwas aufgeben," fiel Papa Schweer schmunzelnd ein. „Anna, Du bist still, denn Du weißt es. Welche Lagen sind für die Künstler die erfreulichsten und welche ein Schrecken?"

Da Niemand es errieth, so wendete er sich zu Felix und sprach: „Die erfreulichsten Lagen sind die An- und Zulagen, und

ein Schrecken die Ein- und Beilagen. Kommen Sie einmal in eine Kapelle, so werden Sie finden, daß ich Recht habe."

In diesem Augenblicke wurde dem Doctor ein Billet eingehändigt, das ihn an das Bett eines plötzlich Erkrankten rief. Er schickte sogleich nach seinem Wagen, um schneller bei dem Patienten zu sein.

Dieses Intermezzo machte die Gesellschaft ernst und verstimmt, und jeder las auf dem Gesicht des Andern die Frage: Wer ist der Kranke? was mag ihm fehlen?

Bald jedoch unterbrach der Doctor von selbst das Schweigen, indem er sagte: „Schon wieder ein vom Schlagfluß Getroffener, noch dazu ein lieber Bekannter. Merkwürdig! Vor einigen Monaten starb sein Bruder vor Schreck über einen Bankerott, und diesen trifft heut der Schlag vor Freude über einen großen Gewinn. Unser Dilettanten-Verein verliert in ihm einen seiner wackersten Bratschisten."

„Gewiß der arme Näßler?" riefen Alle.

„Ganz recht, der ist's."

„Sagen Sie, liebster Herr Doctor," fragte Papa Schweer ängstlich, „ist es wahr, daß die Schlagflüsse jetzt wieder so an der Tagesordnung sind?"

„Leider, mein Freund, und ich bin noch nicht so glücklich gewesen, einen davon Befallenen zu retten."

„Woher kommt denn aber diese Krankheit?"

„Nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen möchte ich behaupten," antwortete der Doctor, vom Ernst wieder zum Scherz einlenkend, „der Schlagfluß geht vom Geiste aus und befällt die Menschen, wenn Etwas ihnen unvermuthet begegnet, oder sie über die Maßen ergreift."

„Wie ist es denn aber," entgegnete Anna lächelnd, „wenn Leute, die keinen Funken Geist haben, vom Schlagfluß getroffen werden, wie vor Kurzem unser Nachbar, der dicke Rentier."

„Der Fall," fiel der Doctor ein, „spricht gerade für meine Behauptung. Hatte der Mann auch nicht eigenen Geist, so wußte er sich doch welchen zu verschaffen, man fand ihn ja meines Wissens todt mit der Flasche in der Hand. Indeß auch für meine erste

Ansicht kann ich Ihnen eine Menge Beispiele anführen. Ganz kürzlich starben zwei meiner Collegen zu gleicher Zeit, ein Homöopath und ein Allopath, Männer von vielem Geist, in dem Augenblicke, da sie sich bei einem schwer erkrankten, aber völlig wieder genesenen Kunden, zufällig trafen. Dieser Mann hatte Beide konsultirt, ohne daß einer von dem andern etwas wußte. Als sie nun hörten, daß der Kranke die Medicamente Beider verschluckt und dennoch gesund geworden, stürzten sie voll Verwunderung einander todt in die Arme."

„Ach!" schrie hier die ganze Gesellschaft, „das ist ein Spaß, wir haben niemals von diesem Fall gehört."

„Ich für meinen Theil," fiel Fistel ein, „möchte es fast für wahr halten, denn wie mir mein Vater erzählt hat, starb in Wien einmal ein dicker Kapellmeister vor Schreck über einen unterbliebenen Paukenschlag."

„Nun! dazu gehört ein noch stärkerer Glaube," meinte Anna, „wäre diese Geschichte wahr, so müßten die Schlagflüsse ganz besonders in den Theatern heimisch sein, wo das Publikum nur durch Knall-Effekte und musikalisches Kartätschenfeuer erschreckt wird. Aber halb todt, das ist nicht zu läugnen, bin ich selbst schon herausgekommen."

„Ja, wenn es so gemeint ist," nahm hier Papa Schweer heiter das Wort, „so weiß auch ich mehrere Fälle der Art. Ein in seinem Fache geübter Barbier wird zu einem Fremden gerufen, welcher ihm reichlich zu lohnen verspricht, wenn er ihn ganz glatt rasire. Der Barbier macht sich lachend daran, aber kaum hat er die zweite Seite des Gesichts vorgenommen, so sieht er zu seinem größten Erstaunen, daß die erste sich wieder mit neuem Haarwuchs bekleidet hat. Die Mühe sich nicht verdrießen lassend, rasirt der Mann in steigender Seelenangst hin und her, ohne die Aufgabe zu lösen. Endlich giebt er die Hoffnung auf, das Messer entfällt seiner Hand, und er stürzt todt zu Boden. — Der zweite Fall, den ich kenne, begegnete einem jungen Zahnarzte. Zu diesem kommt ein hübsches junges Mädchen mit der Bitte, sie von einem kranken Zahn zu befreien. Der Doctor zieht ihr aber unter furchtbarer Qual statt des kranken einen ganz gesunden heraus. Das Mädchen

bezahlt und geht schweigend hinweg. Am andern Tag ist sie zur selbigen Stunde wieder da und unterwirft sich, ohne dem Arzte über seine gestrige Unachtsamkeit auch nur den geringsten Vorwurf zu machen, der zweiten Operation, welche diesmal auch gelingt. Doch Wunder über Wunder. Am folgenden Tag erscheint sie zum dritten Male mit demselben Anliegen. Der Doctor besieht den Zahn, der heraus soll und sagt: warum wollen Sie, mein schönes Fräulein, gesunde Zähne verlieren? Die kann Ihnen ja kein Gott wieder ersetzen? Und unter Thränen mit bewegter Stimme antwortet sie: was ist der Verlust aller meiner Zähne gegen die Süßigkeit, welche ich in Ihrer Nähe empfinde; die Schmerzen, welche Ihre Hand mir macht, sind eine Wohlthat. — Dies Liebesgeständniß brachte den Mann ganz außer Fassung, und er stürzte vom Schlage getroffen an ihrer Seite nieder. Dieser aber war zum Glück nicht tödtlich, und nachdem der Doctor unter der Pflege des Mädchens, das sich sofort seiner auf die liebevollste Weise annahm, genesen war, führte er sie bald darauf, mit zwei neu eingesetzten Zähnen zum Traualtar."

„Kennen Sie," unterbrach ihn hier sein Nachbar Himmel, ein junger reicher Wind- und Wassermüller, „nicht auch die Geschichte mit dem Gensd'armen, von der ich selbst Zeuge gewesen bin? Er hatte zum ersten Male den Dienst im Theater. Im dritten Akt tritt er in das Parterre und sieht zu seinem größten Schrecken, wie eben auf der Bühne ein nächtlicher Einbruch und Mord auf Mord geschieht, und daß nach vollbrachter That die Bösewichter sich noch jeder eine Cigarre anzünden. Das ergreift des Mannes ganze Gensd'armen-Natur, und eben im Begriff, seine Pflicht zu thun, hört er mit einem Male um sich herum das donnernde Bravo der entzückten Menge. „Nein," ruft er mit lauter Stimme, „da mag der Teufel Gensd'arm sein," stürzt nieder und stirbt in demselben Augenblick."

Die Gesellschaft war bei diesen Erzählungen wieder ganz munter geworden, und nur der Arzt, indem er seine ernste Miene beibehielt, fuhr fort: „Lachen Sie immerhin, ich will Ihnen aber Fälle erzählen, die ganz ernster Art sind. So nahm ein Physiker Abschied von dem Leben ewiger Experimente in dem Augenblicke,

als ihm die Frage aufstieß, ob nicht vielleicht das Quecksilber gerade denjenigen Einfluß auf das Wetter ausübe, welcher gewöhnlich dem Wetter auf das Quecksilber zugeschrieben wird. — Einem Misanthropen, welcher sich aus Furcht vor dem Tode zu seiner Beruhigung alle nur möglichen Schutzmittel verschafft hatte, fällt zu guter letzt noch der Schlagfluß ein, der wie ein Dieb in der Nacht über den Menschen komme. Kein Präservativ für diese Todesart gleich findend, erschrickt er so, daß er vom Schlage wirklich getroffen seinen Geist aufgiebt."

„Erlauben Sie, Herr Doctor," hob der Prediger Aecht an, der bis jetzt geschwiegen hatte, „daß auch ich ein Beispiel ernster Art erzähle. — Einem Maler wird die Aufgabe gestellt, ein Bild zu verfertigen, auf welchem Jemand seinen Glauben abschwört und zu einer andern Kirche übertritt. Dieses dem Beschauer recht zu versinnlichen, empfiehlt der Besteller des Bildes dem Maler ganz besonders, sein ganzes Talent auf die Figur des Teufels zu verwenden, der im Augenblick der Abschwörung sichtbar von dem Ketzer weichen soll. Als das Bild fertig geworden und der Besteller es sieht, ist natürlich die Figur des Teufels das Erste, was er auf dem Bilde sucht. Mit Schrecken findet er hier sein getreues Ebenbild wieder, und vom Schlagfluß getroffen geht er in demselbem Augenblick heim in alle Ewigkeit."

„Glückliche Reise," rief die ganze Gesellschaft wie aus einem Munde.

Nach einer kleinen Pause nahm der Doctor noch einmal das Wort und sagte: „Nun hören Sie noch den jüngsten Fall. Er ereignete sich auf meiner Reise bei meiner Anwesenheit in Paris. — Ein junger Mann, der Sohn eines reichen Gutsbesitzers, hatte zum ersten Mal das Theater besucht. Von allem, was er hier sah und hörte, aufs heftigste ergriffen, verliebt er sich noch zu guter letzt in eine Tänzerin und zwar dergestalt, daß er, aller Hindernisse ungeachtet, wie wahnsinnig bis in ihre Garderobe dringt. Doch als er hier das Mädchen in der Nähe sieht und sprechen hört, rührt ihn der Schlag."

Unter lautem Lachen seiner andächtigen, aber ungläubigen Zuhörer stand jetzt der Arzt vom Tische auf und verneigte sich

schelmisch lächelnd vor der Gesellschaft. Sein Wagen war eben angekommen.

Als er an Felix vorüberging, ergriff dieser seine Hand und sagte im Ton großer Aufregung: „Herr Doctor, ich weiß nicht, warum mir Ihre Erzählungen ernster erscheinen, als sie vielleicht gemeint sind. Sagen Sie mir, wie kann man sich vor einem so plötzlichen Tode schützen?"

Und mit freundlichem Wohlwollen erwiederte der Doctor: „Hüten Sie Sich vor geistigen Getränken, wozu Ihnen Ihr Stand mehr als zu viel Gelegenheit bietet, so wie vor Zug, wenn Sie erhitzt sind, was Ihnen bei Ihrer Vollblütigkeit leicht schädlich werden könnte."

„Aber, Herr Doctor," bemerkte Felix verwundert, „dieser Rath ist ja ganz Ihrer Rede entgegen; der Schlag soll ja vom Geiste ausgehen!"

„Ganz recht, mein Freund; für diesen Fall gebrauchen Sie die Philosophie, welche nächst der Religion wohl das beste Mittel ist allen möglichen Schlägen, mögen es nun Schicksals= oder Nervenschläge sein, auszuweichen. Denn noch nie habe ich unter den Erschlagenen Philosophen gefunden, und warum? Weil sie nicht die leidenschaftliche Aufregung kennen, weil Nichts sie unvermuthet trifft und außer Fassung bringt."

Mit väterlichem Wohlwollen klopfte er hierbei unserm Felix auf die Schulter, indem er sagte: „Nicht zum letzten Mal hoffe ich Sie gesehen zu haben. Wir werden uns schon noch besser verstehen lernen."

Bald darauf erhoben sich auch nach und nach alle Anderen von ihren Plätzen, und Felix, obwohl er noch gern geblieben wäre, sah sich genöthigt, gleich den übrigen Gästen, sich zu empfehlen, wobei ihn Papa Schweer freundlich einlud seinen Besuch recht oft zu wiederholen.

VI.

In den nächstfolgenden Tagen trug Felix die Empfehlungsschreiben und Karten, die er in Krebsaue gesammelt, an ihre Adressen. Ueberall ward er gut aufgenommen und in mehreren Familien bald wie ein Glied derselben betrachtet. In zwei Häusern, bei dem Baron von Wegen und dem Kaufmann Quentlein erhielt er den Musikunterricht. An dem ersten Ort empfingen ihn, da der Baron verreist war, die Baronin und Fräulein Tochter, ein Mädchen von 14 Jahren. „Lieber Herr Fistel," sprach die Baronin, „seien Sie uns willkommen; Sie sind uns bereits von meinem Mann empfohlen, und mit Ungeduld haben wir, ich und meine Angelika, Sie erwartet. Sie bleiben doch hoffentlich in Berlin, werden die hiesige Künstlerschaar um ein würdiges Mitglied vermehren und Sich als Lehrer hier festsetzen. Ich wünschte, daß Sie meiner Tochter den Clavierunterricht ertheilen möchten."

„Mit vielem Vergnügen, gnädige Frau," antwortete Felix; „ist es doch der erste Unterricht, der mir in Berlin angetragen wird. Meine ganze Zeit steht Ihnen zu Diensten, und ich bitte, daß Sie bestimmen, wann ich kommen soll."

„Gleich nach Tische," erwiederte die Baronin; „da pflege ich in der Regel ein Stündchen zu schlummern und habe dabei die Musik gar zu gern. Glauben Sie übrigens nicht, daß ich nicht höre; im Gegentheil, ich genieße sie so recht ungestört in aller Ruhe und folge Note für Note. Was das Honorar betrifft, so erhalten Sie, was die vorigen Lehrer bekommen haben, für die Stunde einen Thaler."

„Das klingt ja," entgegnete Fistel, „gerade so, als ob Sie, gnädige Frau, den Unterricht für Nichts rechneten und nur die Zeit bezahlen wollten."

„So meinte ich es zwar nicht, aber beinahe ist es so; wenigstens in Bezug auf die Lehrer, welche wir bisher hatten. Auf keinen Fall werden Sie in diese Classe gehören, und gewiß wird mit Ihnen endlich der ewige Lehrerwechsel aufhören."

„Hat Fräulein Angelika schon lange Unterricht?"

„Kurze Zeit in Bezug auf das, was sie gelernt, sehr lange aber in Bezug auf das, was wir dafür bezahlt haben. In sieben Jahren hat sie nicht weniger denn acht verschiedene Lehrer gehabt und spielt jetzt einige Sachen von Diabelli und Chopin.“

„Und was veranlaßte diesen Lehrerwechsel, gnädige Frau?“

„Darauf,“ entgegnete die Baronin, „kann ich Ihnen nur antworten, daß wir mit keinem zufrieden sein konnten; vielleicht haben wir aber das Unglück gehabt nur schlechte Lehrer zu bekommen.“

„Es mag schwer sein,“ bemerkte hier Felix, „in einer Person den Künstler und den Lehrer vereinigt zu finden.“

„Ja, so wird es wohl sein; denn allen Lehrern, die wir hatten, fehlte das Eine oder das Andere. So war der erste ein recht tüchtiger Pianist, aber höchst unfreundlich und unleidlich als Lehrer, und als Mensch taugte er gar Nichts. Er kam stets betrunken zur Stunde. — Der zweite hatte eine recht gute Lehrmethode, war aber selbst weniger geschickt und über die Maßen eitel. Er parfümirte sich so stark, daß Angelika nach jeder Stunde von dem Geruch über Kopfweh klagte; dabei schmutzte er alle Wände ein, und überall sah man das Portrait seines Hinterkopfes durch die Haarpommade auf den Tapeten abgedrückt. Dem dritten fehlte Alles. Selbst ein Stümper auf dem Instrument, brachte er die Stunde meist damit hin, daß er Stadt- und Familien-Neuigkeiten erzählte, Fliegen fing, Nüsse knackte und zum Schluß sich noch das Honorar auf ein Vierteljahr voraus geben ließ, worauf er wegblieb, ohne je wieder zu kommen. Die übrigen Lehrer hatten von den Eigenschaften der drei ersten mehr oder weniger, ohne im geringsten besser zu sein. — Der eine componirte viel; aber was er machte, war, so zu sagen, nicht gehauen noch gestochen, und obwohl wir sein elendes Zeug in zehnfachen Exemplaren ihm abnehmen mußten, verlangte er auch noch, daß Angelika keine anderen als seine Compositionen spielen sollte. Nun kam einer, der uns Alle zur Verzweiflung brachte. Die ganze Stunde schlug der Mann zu jedem einzelnen Viertel den Takt mit Händen und Füßen zugleich, schrie und heulte auf die Sylbe dumm alle Melodieen mit, und wenn er ermüdet war, so fing er an gellend zu pfeifen, so daß ich keinen Augenblick meine

gewohnte Mittagsruhe halten konnte. Dabei roch er nach Bier und Taback auf die entsetzlichste Weise und ließ nach jeder Stunde da, wo er gesessen, einen Berg voll Schnupftaback zurück. Nach zwei Monaten schafften wir ihn ab und bekamen dafür einen, der ganz das Gegentheil, aber nicht besser war. Denn kaum hatte dieser seine Lection begonnen, so schlief er auch regelmäßig ein. Was sonst an ihm sein mochte, haben wir daher gar nicht erfahren können. Eines Tages hörte ich ihn bis durch die Thür in dem Nebenzimmer schnarchen. Ich trete näher, nehme Angelika sacht vom Clavier weg, mache die Fensterladen zu und überlasse ihn seinen süßen Träumen. Und was meinen Sie, wie lange der Mensch geschlafen hat? Fünf volle Stunden. Als er aufgewacht, bot ihm mein Mann einen heftigen guten Morgen und hieß ihn sich eine andere Schlafstätte suchen. Aber als der gefährlichste von Allen zeigte sich der letzte. Ein junger Sausewind, obgleich voll Talent und von sehr einnehmendem Wesen, hatte er die Frechheit meiner Tochter von Liebe vorzuschwatzen und sogar mich zu seiner Vertrauten machen zu wollen. Dieser Erfahrung zufolge nahmen wir uns eine Gouvernante ins Haus. Sie spielte ganz vortrefflich den Flügel und sprach ebenso schön französisch. Aber zur Lehrerin und Erzieherin besaß sie auch nicht die geringste Anlage. Wir hatten eine ewige Noth mit ihr. Da sie im höchsten Grade reizbar und nervenschwach war, strengte eine einzige Clavierstunde sie so an, daß ein halber Tag Ruhe auf dem Sopha nöthig wurde. „Jeder falsche Ton," pflegte sie zu sagen, „ist mir wie ein Dolchstich." Angelika riß sich einmal den Nagel zwischen den Tasten ein wenig ein: gleich bekam sie eine Ohnmacht. Ein anderes Mal mußte sie mehrere Tage das Bett hüten in Folge eines Schrecks über einen Frosch, den sie im Garten unversehens todt getreten. Ja einst kam sie von einem Spaziergange ganz bleich und verstört nach Hause und weinte bitterlich. Als wir nach der Ursache fragen, erzählt sie uns, daß ihr auf dem Wege ein Fleischerjunge mit einem Kalbe begegnet sei, das er unter Prügeln vor sich hergetrieben. „Nein!" rief sie händeringend, „was ich mit dem armen Thiere mitgefühlt und gelitten habe, kann ich keinem Menschen beschreiben, und wenn ich denke, daß es vielleicht in diesem Augenblicke den Todesstreich erlei-

det, so möchte ich an der Vorsehung zweifeln und auch lieber mit todt sein."

„Ach, das war gewiß eine recht geduldige, sanfte Lehrerin," bemerkte hier Felix lächelnd.

„Nun, gar so sanft möchte ich sie nicht nennen," fiel Angelika ein; „sie zwickte und puffte mich recht ordentlich und machte es am Ende so arg, daß ich es nicht mehr aushalten konnte und Papa sie darum fortschickte. Ach, Herr Fistel," sprach sie weiter, „wie freue ich mich, daß ich endlich einmal guten Unterricht erhalten werde; ich will auch recht fleißig sein."

„Welche Art Musikstücke spielen Sie denn am liebsten, mein Fräulein?"

„Nun, wenn ich aufrichtig sein soll, so liebe ich Tänze vor allem Andern. Schade, schade, habe ich schon oft gesagt, daß man die Musik nicht zugleich spielen und tanzen kann. Wäre das der Fall, so sollte sich kein Lehrer über meinen Fleiß beklagen."

„Spielen Sie schon vom Blatt, mein Fräulein?"

„Ja wohl, Alles von den Noten," antwortete die Mutter, „meine Angelika kann Nichts auswendig behalten. Alle ihre Lehrer haben das an ihr gerühmt, und ebenso sehr lobten sie es, daß sie das, was sie einmal einstudirt, niemals vergaß. Es ist wahr, sie hat viele Lehrer gehabt und manche Verdrießlichkeiten dadurch erfahren; aber der Vortheil ist ihr geworden, sie hat alle nur möglichen Methoden kennen gelernt. Nach welcher Methode werden Sie denn unterrichten?"

„Nach der meines Vaters," antwortete Fistel; „sie ist vortrefflich, verständlich, bequem und sicher."

Diese Antwort machte Angelika höchst neugierig, und sie fragte die Mutter dringend, wann der Herr den Unterricht anfangen werde.

„Nicht wahr, morgen, als am Ersten des Monats," sagte die Baronin, sich zu Fistel wendend, „morgen von 3 bis 4 Uhr, und die Woche drei Stunden, so daß immer ein Ruhetag dazwischen fällt."

„Sie wollen sagen, gnädige Frau, ein Tag zum Ueben?"

„Ja wohl, so meine ich es.“

Felix nahm hier seinen Hut und sagte: „Also morgen werde ich zum ersten Male die Ehre haben?“

„Ja, mein lieber Herr Fistel, und ich verspreche Ihnen, wenn Sie meine Tochter zur Künstlerin bilden, daß es Ihr Schade nicht sein soll.“

„Ich glaube es versichern zu können, wenn das Fräulein mir in Allem folgt, Talent besitzt und wenigstens täglich drei Stunden übt.“ Mutter und Tochter sahen sich bei diesen Worten sehr bedenklich an.

Die Frau Baronin begleitete nun unsern Felix allein bis in das Vorzimmer. Hier wiederholte er noch einmal, wie sehr er aus allen Kräften sich bemühen und nöthigenfalls mit aller Strenge zu Werke gehen werde, um das in ihn als Lehrer gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

„Nun, Herr Fistel,“ antwortete die Baronin, „nur nicht gar zu streng! Mit der Künstlerin ist es nicht so ernst gemeint. Angelika ist reich und, wie Sie gesehen haben, schön, sehr schön, und verspricht es noch mehr zu werden. Da braucht sie die Künstlerin nicht.“

„Frau Baronin meinen doch nicht etwa,“ unterbrach sie Felix lächelnd, „daß alle Künstlerinnen häßlich sein müßten?“

„Nun, beinahe meine ich es so. Sehen Sie Sich nur in der Natur um: die Nachtigall, der Hänfling und alle anderen Sänger sind grundhäßlich, und der Goldfasan, der Papagei und andere Vögel, die uns durch ihre Farbenpracht entzücken, sind keine sonderlichen Sänger.“

„Frau Baronin,“ entgegnete hier Fistel, sich zum Abschiede verneigend, „machen hier fürwahr eine sehr geistreiche Bemerkung,“ worauf die Baronin, angenehm berührt, ihn mit den huldvollen Worten entließ: „Also morgen!“

Felix verließ höchst vergnügt das Haus der Baronin. „Das ist eine ganz vortreffliche Frau,“ sprach er vor sich hin, „die lasse ich mir gefallen; und wie wenig verlangt sie vom Lehrer! Ja, wenn der Himmel mir lauter solche Baroninnen zuweisen wollte, da wäre das Unterrichtgeben gar nicht so übel. Drei Stun

den die Woche, das sind 12 Thaler den Monat, also 144 Thaler im Jahre. — Ja, nur noch eine solche Stunde, und ich hätte meine Subsistenz und könnte auf die Hülfe meines Vaters verzichten."

Voll Hoffnung und Vertrauen auf sein weiteres Glück suchte er jetzt den Kaufmann Quentlein auf, der ein sehr reicher, aber ebenso genauer Mann war und ihm schon in Krebsaue den Unterricht für seinen Sohn versprochen hatte. Nach herzlicher Begrüßung sprach Quentlein: „Mein lieber Herr Fistel, dem Rathe Ihres Herrn Vaters zufolge habe ich meinem Fritz bis jetzt Clavier-Unterricht ertheilen lassen, und ich denke, daß er nun die nöthige Vorbildung besitzt, um zum Cello übergehen zu können. Er zeigt viel Lust dazu und meinte erst gestern, daß er es allen andern Instrumenten vorziehe, schon deshalb, weil man dabei sitzen könne."

„Hat Ihr lieber Fritz schon ein für sein Alter passendes Instrument?" fragte Felix.

„Ja, ich habe ein solches auf die glücklichste Weise in einer Auction erstanden, es kostet mich baare 5 Thaler."

„Lassen Sie es doch sehen."

Der Kaufmann holte es herbei, überreichte es Felix wie ein Heiligthum und sagte: „Nichts fehlt daran als bloß die Saiten."

„Die sind das Wenigste," entgegnete Felix achselzuckend, „wenn das Instrument nur überhaupt zu gebrauchen wäre. Es ist ein ganz gewöhnlicher Bierbaß und obendrein in allen seinen Theilen entzwei und wieder aufgeleimt. Und wenn Sie auch die Kosten einer Reparatur nicht scheuten, so könnte doch niemals Etwas daraus werden."

„Und warum denn nicht?" fragte Quentlein ärgerlich.

„Weil es eins von der schlechtesten Gattung ist. Der eingeklebte Zettel wird Ihnen sagen, daß ich Recht habe."

Quentlein nahm Felix das Cello aus der Hand, setzte sich die Brille auf, sah durch das Schall-Loch in das Instrument und las folgende Inschrift:

Von einem ehrlichen Tischler gebaut
Und auf den Namen Amati getauft
Ward ich von vielen Klugen beschaut
Und endlich von einem Narren gekauft.

„Das ist ja niederträchtig!“ rief der Kaufmann höchst aufgebracht aus, „so angeführt zu werden;“ und nachdem er sich ein wenig von seinem Schreck erholt hatte, fuhr er fort: „Uebrigens ist der Zettel mit seiner Jahreszahl, und also auch der Narr, älter als wir beide zusammengenommen. Aber angeführt bin ich doch.“

„Aergern Sie Sich nicht,“ tröstete ihn Felix, „ich weiß recht feine Kenner, denen es hundert Mal schlimmer ergangen ist.“

„Aber was fangen wir denn an? Ein Cello müssen wir doch haben!“

„Ich rathe Ihnen, daß Sie ein anderes und besseres kaufen oder eins in Miethe nehmen.“

„Was kostet denn ein gutes Instrument?“

„Die Preise sind sehr verschieden; Sie können welche von 5 Thlr. an, wie das Ihrige ist, bis zur Höhe von 1500 Thlr. haben, und in gleichem Verhältnisse stehen auch die Miethen.“

Herr Quentlein kratzte sich bei dieser Antwort gewaltig den Kopf und gab seufzend unserm Felix den Auftrag ein Cello so billig wie möglich zu besorgen. „Ich denke,“ setzte er hinzu, „daß man für 10 Sgr. monatlicher Miethe schon ein recht ausgezeichnetes bekommen wird. Für den Unterricht, mein lieber Fistel, erhalten Sie monatlich gegen Marken 1 Thlr. und 10 Sgr. Ich verlange wöchentlich nur eine Stunde.

Felix wurde blutroth und antwortete: „Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstehe, aber für diesen Preis schreibe ich lieber Noten.“

„Nur gemach!“ entgegnete Quentlein; „der Clavierlehrer, welchen wir bis jetzt hatten, bekam nur 5 Sgr.; er war vortrefflich und blieb in der Regel zwei volle Stunden. Ich dächte, es wäre anständig, wenn ich Ihnen das Doppelte biete. Oder hat Ihnen Jemand in Krebsaue oder in Gz. mehr bezahlt? Ueberdies müssen

Sie es für ein großes Glück ansehen, daß Ihnen, der Sie hier noch fremd und ohne Renommé sind, ein talentvolles Kind als Schüler angetragen wird."

Felix, der nicht recht wußte, ob er es mit einem armen oder einem geizigen Manne zu thun hatte, sagte nach einigen Augenblicken Ueberlegung: „Wollte ich auch ausnahmsweise die Stunde für 10 Sgr. Ihrem Fritz ertheilen, so ist eine Stunde wöchentlich doch immer zu wenig, wenn Sie Fortschritte auf diesem schweren Instrumente erwarten."

„Wissen Sie was? Um dem Handel ein Ende zu machen, so mögen Sie zwei die Woche geben; aber mehr als monatlich 3 Thlr. kann ich nicht bezahlen und bitte mir dabei aus, daß Sie die Miethe des Instruments und die nöthigen Musikalien auf Ihre Rechnung übernehmen. Es sind jetzt schwere Zeiten, und ich muß gar manche Tonne Heringe verkaufen, ehe das Geld wieder herausgeschafft ist."

„Nun, Herr Quentlein, wenn Ihnen diese Opfer zu schwer fallen, so würde ich an Ihrer Stelle lieber auf die Musik verzichten."

„Das habe ich mir schon selbst gesagt," entgegnete der Kaufmann, „aber was thut man nicht für seine Kinder! Die Künstlerschaft ist heutzutage leider nun einmal Mode geworden und steht fast in höherem Ansehen als die Tugend. Man nennt sie einen goldenen Schlüssel; mag sein, aber gewiß nicht bloß darum, weil sie alle Thüren und Herzen öffnet, sondern weil das Erlangen derselben so verteufelt theuer ist. Daß mein Sohn fleißig sein soll, versichere ich Ihnen, und ebenso, daß ich mich Ihnen als Vater dankbar beweisen will, wenn Sie, wie der vorige Lehrer, Ihren Bedarf an Zucker, Kaffe und Taback von mir entnehmen."

Felix, den die ganze Unterhaltung anwiderte, machte eine kurze Verbeugung und empfahl sich.

VII.

Wie wenig auch der Antrag des Kaufmanns Quentlein unseres Felix anfänglichen Erwartungen entsprach, so sah er doch durch beide Stunden wenigstens seine nächste Zukunft gesichert, und er dachte nun daran noch andere Verbindungen anzuknüpfen, um als Künstler bekannter zu werden. Die nächste Gelegenheit dazu bot ihm der Doctor Pohl dar. Er führte ihn jenem Quartett-Verein zu, welcher durch den Tod seines Bratschisten einen noch nicht ersetzten Verlust erfahren hatte. Die Einführung geschah auf das feierlichste. Felix wurde in der zahlreichen Versammlung, welche aus den eigentlichen Mitgliedern des Quartetts und einer Menge Zuhörer bestand, zunächst dem Präsidenten des Vereins vorgestellt, dem Apotheker Harz, in dessen Behausung die musikalische Unterhaltung stattfand.

„Sie sehen," sprach der Doctor mit drolligem Pathos, „hier das Fundament unsers Quartetts, unsern ersten Violoncellisten, den besten Kolophoniummacher und einen fanatischen Verehrer Beethoven's, der wirklich alle Noten des unsterblichen Meisters gezählt hat. Hier," fuhr er weiter fort, „stelle ich Ihnen Violino-Primo vor, Herrn Hofrath Dams, den stärksten Tremuler und Staccatisten unserer Dilettantenwelt, von dem Sie stets die besten italienischen Saiten bekommen können; er bezieht sie direct aus Rom und Padua. Würdig diesem zur Seite erblicken Sie hier Herrn Kaufmann Kasten, Violino-Secondo, Besitzer der seltensten und kostbarsten Instrumente und zugleich Inhaber des größten Musikalienschatzes. Für diese drei Instrumente haben wir aber auch noch mehrere Doubletten, mit denen Sie Sich wohl bald selbst näher bekannt machen werden. Nur für die Bratsche fehlt uns jetzt ein würdiger Vertreter."

„Mit Vergnügen," sprach Felix, „will ich die Viola übernehmen, obwohl es nicht mein Instrument ist, und werde mir Mühe geben Ihre Zufriedenheit zu erlangen."

„Bravo!" rief der Doctor, indem er unserm Felix auf die Backen klopfte, „das ist eine Antwort, wie ich sie von einem ächten

Künstler erwartet habe. Es giebt leider viele Ihrer Collegen, und mehr noch unter den Dilettanten, denen der bescheidene Sinn für jenes anspruchslose, aber in seiner Art einzige Instrument ganz und gar abgeht, und die aus falscher Scham eine förmliche Beleidigung darin finden, wenn man ihnen zumuthet die Bratsche in die Hand zu nehmen. Sie sollen sie, mein lieber Fistel, übrigens auch nicht immer spielen; ich werde schon Sorge tragen, daß wir auch den Violoncellisten in Ihnen bewundern können."

Der Doctor, als das Factotum und die Seele des Vereins, ordnete jetzt in der Mitte des Saales auf einem großen Tische die Pulte und umstellte sie mit Lichtern.

„Da heute der Verein," hob jetzt der Präsident an, „so vollständig versammelt ist, könnten wir wohl wieder einmal etwas Größeres riskiren. Wie wäre es, wenn wir die als Sextett arrangirte Pastoralsymphonie von Beethoven ausführten?"

Mit Freuden stimmte die ganze Gesellschaft seinem Vorschlage bei. Alles lief mit Hast und Lust nach seinen Instrumenten, und während man sie einstimmte, legte der Doctor die Noten auf und ordnete die Stühle.

Die Mitspielenden setzten sich immer zu zwei an ein Pult und bildeten um den Tisch einen zwar enggeschlossenen, aber weiten Kreis. Während des Spiels spiegelte sich auf allen Gesichtern ein Himmel voll Seligkeit und zugleich der heiligste Ernst für die Sache. — Ohne große und störende Fehler wurde die Symphonie zu Ende gebracht, ja Manches war, wie Felix sich gestehen mußte, sogar vortrefflich executirt worden. Kein Wunder; denn den meisten der Spieler fehlte es nicht an wirklichem Talent, und sie hatten die besten Meister zu Lehrern gehabt. Aber wären auch ihre Leistungen weniger gelungen gewesen, so würde der Genuß doch derselbe geblieben sein. Denn der Dilettant hält sich weniger an das, was er äußerlich hört und giebt, als an das, was er innerlich empfindet, mit einem Wort, an die Idealbilder, welche durch das äußere Spiel in ihm hervorgerufen werden. Eine genauere Vergleichung der äußeren Leistungen mit diesen liegt ihm fern. Denn zum Kritisiren hat er weder Zeit noch Lust. Und darin eben besteht die Glückseligkeit des leichter zufrieden gestellten

Dilettanten vor dem weit schwerer zu befriedigenden Musiker von Fach.

Indessen fehlte es auch nicht an komischen Situationen, die der Zufall während der Symphonie herbeiführte, und die um so mehr die Lachlust der Zuhörer erregten, als jeder bemüht war den Ausbruch derselben zu unterdrücken. So z. B. fuhr bei der musikalischen Malerei des Gewitters der Hofrath Dams dem Kaufmann Kasten dergestalt mit dem Bogen in die Haare, daß er ihm nicht allein die Haartour vom Kopfe strich, sondern sie auch zugleich bis zum Kronleuchter hinaufschleuderte, wo sie bis zum Ende der Symphonie hängen blieb. Herrn Kasten aber hatte das Gewitter so in Thätigkeit gesetzt, daß er den Verlust der Haartour gar nicht wahrnahm; denn er sagte am Schluß: „Wahrhaftig! bin ich doch von der Anstrengung, wie von einem wirklichen Gewitterregen, bis auf die Haut naß geworden.“ Und erst, nachdem er unwillkürlich mit der Hand an seinen Kopf gegriffen, setzte er verwundert hinzu: „Ich glaube, ich habe mir im eigentlichen Sinne des Worts alle Haare vom Kopfe gespielt; wo mögen sie denn hingekommen sein?“ Man zeigte sie ihm am Kronleuchter, und er lachte ebenso herzlich wie die Andern.

Nicht minder komisch wirkte das während der Gewitterscene auf einmal sich erhebende Geschmetter der in der Stube befindlichen Vögel. Man hatte vergessen sie zu verhängen, und jemehr man ihnen durch Zischen Ruhe gebot, um so schlimmer wurde der Spectakel. Verführt und getäuscht von dem hellen Glanz der Lampen und Lichter, mochten sie schlechterdings nicht an das Gewitter glauben oder konnten ihre Freude nicht unterdrücken, daß sie bei solchem Unwetter im Trocknen saßen.

Nach der Symphonie wurde eins der neueren Quintetts von Onslow (Opus 22) mit zwei Celli ausgeführt. Herr Apotheker Harz spielte das erste Cello und bevorwortete, daß er zwar nicht Zeit gehabt habe seine Stimme zu studiren, aber wohl zu bestehen hoffe. Glücklich und wohlbehalten gelangte er auch über die leichteren Stellen hinweg bis zu jener großen Triolen-Passage, die selbst einen Meister in Verlegenheit bringen kann. Bevor sie begann, setzte er sich noch einmal in Position, raffte sich zusammen, rückte

Stuhl und Pult seinem Auge näher, um keinen Ton zu verlieren, und strich los. Aber trotzdem, daß man des Apothekers Finger, Bogen und seinen ganzen Körper in heftigster Bewegung sah, hörte man auch nicht den leisesten Ton, nicht einmal ein Geräusch. Die ihm zunächst Sitzenden blickten verwundert nach ihm hin, um zu erfahren, was er eigentlich treibe. Und siehe da, der Unglückliche war in seiner Hast mit dem Bogen um das runde polirte Tischbein, vor welchem er saß, gerathen und spielte, in der festen Ueberzeugung auf den Saiten zu sein, die ganze Passage an dem Tischbeine ab. Wie in Schweiß gebadet, stand er nach Beendigung des ersten Satzes auf und sagte, indem er wohlgefällig um sich her blickte: „Nun, meine Herren, ich dächte, ich hätte meine Sache gut gemacht: so wie ich heute gespielt, ist es mir wahrhaftig noch nie gelungen. Keinen einzigen falschen Ton habe ich gehört."

Lachend riefen Alle: „Bravo," ließen ihn in seiner Meinung, und ganz glücklich spielte er ohne weitere Störung das Quintett zu Ende.

Nun kam die Reihe an unsern Felix. Man ersuchte ihn eine Solopièce auf dem Violoncello vorzutragen. Er war sogleich bereit und gab seine neueste Composition, „Erinnerung an Krebsaue, oder die Liebe in der Wüste", zum Besten. Die Composition, wie sein Spiel, gefielen ungemein, und man verlangte stürmisch ein Da Capo. Vor der Wiederholung jedoch bat er, daß man ihn diesmal schwächer accompagniren möchte, und sagte sacht zum Doctor: „Ich meine damit nur den Herrn Apotheker. Der Mann kommt ja vom Frosch seines Bogens im Ripien nicht weg; er sollte mehr mit der Spitze accompagniren."

„Ja! das ist sein alter Fehler," erwiederte ihm leise der Doctor, „aber warten Sie, ich will ihm wenigstens für heut das Froschspielen vertreiben." Unbemerkt nahm er den Bogen des Herrn Harz und bestrich ihn drei Viertheile der Länge nach mit Wachs. Und richtig, es half.

Der Apotheker begleitete von da an mit großer Discretion, so daß ihm Felix schon während des Spiels seinen Beifall zunickte. Es war höchst komisch anzusehen, wie er gleich bei der ersten Sforzato-Stelle vom Frosch aus bis nach der Spitze des Bogens

hinglitschte und seinem Schöpfer noch danken mußte wenigstens da ein wenig Ton zu finden. Zwar schüttelte er Anfangs bei wiederholtem Ausgleiten des Bogens mehrmals bedenklich den Kopf, aber beruhigte sich wieder und meinte am Schluß des Stücks: „Ich glaube, mein neuester Kolophonium, von dem ich mir so viel versprochen, taugt nichts."

Als Beigabe zur Unterhaltung und mehr, um ein Curiosum als einen Genuß zu bieten, spielte Jemand aus der Gesellschaft einige Sächelchen auf dem Holz- und Strohinstrument, welches er dem Gusikow'schen treu nachgebildet hatte.

Felix, der es noch nicht kannte, war ganz erstaunt über die geringen Mittel des Instruments und über die Leichtigkeit, mit welcher es sich erlernen und spielen läßt. „Kalt und todt wie ein Skelet," rief er voll Bewunderung aus, „und doch so viel Leben und Seele darin!" Er bat dringend den Besitzer um die Erlaubniß, daß er es auf ein Paar Tage mit nach Hause nehmen dürfe, um es nachzumachen, was dieser ihm auch gern zugestand.

Nach einer kleinen Pause, während welcher Jeder sein Instrument einpackte, lud der Wirth seine Gesellschaft ins Nebenzimmer zur Tafel ein und sagte: „Meine Herren und Damen, jetzt wird nach Eß-dur modulirt, und ich wünsche nur, daß Sie mit den Compositionen meiner Frau zufrieden sind."

Unser Felix, den sein schönes Spiel in den Augen der ganzen Gesellschaft sehr gehoben hatte, erhielt den Ehrenplatz am Tische, und Alles wollte sich nur mit ihm beschäftigen. Die Frau Wirthin, neben welcher er saß, fragte ihn zunächst: „Ob seine Composition, die Liebe in der Wüste, Wahrheit oder Dichtung sei?"

Er antwortete: „Wohl Beides; ich habe einmal versuchen wollen bestimmte Ideen in Tönen auszudrücken. Es ist ja jetzt Mode."

„Warum gerade jetzt erst?" fiel der Doctor ihm ins Wort. „Ich glaube, daß dies schon in früherer Zeit bei den meisten Componisten der Fall gewesen ist, wiewohl sie keinen Commentar für ihre Composition gaben, vielleicht auch ihn nicht für nöthig erach-

teten, weil sie ohnedies verstanden wurden. Nehmen Sie z. B. Beethoven. Fast alle seine Compositionen lassen sich in Worte übertragen. So hat einer meiner Freunde, H......., mit der Pastoral-Symphonie einen Versuch gemacht, den er mir, da wir uns zufällig auf meinem Wege hierher begegneten, mittheilte."

„Ist das der H......., welcher den Orchester-Traum geschrieben?" unterbrach Felix den Sprecher.

„Eben dieser," antwortete der Doctor und fuhr in seiner Rede weiter fort: „Noch habe ich seinen Versuch nicht gelesen, und ich bin wohl neugierig, was Beethoven nach seiner Meinung soll gedacht haben. Ist es Ihnen gefällig, so hören wir es zusammen an." Mit diesen Worten nahm er ein Papier aus der Tasche und las:

„Liebes Suschen!" — „Ja, daran," unterbrach der Doctor sich selbst, „erkenne ich meinen alten Freund. Gerade dergleichen Einkleidungen hat er für sein Leben gern."

„Nun lassen Sie doch weiter hören," meinte hier die Wirthin, und der Doctor begann nochmals:

„Liebes Suschen! So oft Du mir einen guten Morgen zurufst, möchte ich mit Dir geruht haben; wenn Du mir einen gesegneten Mittag wünschest, möchte ich das Mahl mit Dir getheilt haben; beim Klang der Abendglocke bete ich für Dich und mich, und wenn Du mir eine gute Nacht wünschest, o so träume ich allemal von Dir. Wenn wir in der Jugend auf der Wiese am murmelnden Bach spielten, so wollten wir immer ein und dasselbe zugleich thun. Wir pflückten Blumen, machten Kränze, sangen und sprangen, und gleichviel Blumen, gleichviel Kränze hatte ich wie Du. Ich sang dieselben Liedchen, und die am liebsten, die Du mich gelehrt hattest. Beim Gewitter flüchteten wir unter die große Eiche, erwarteten die zuckenden Blitze und horchten auf den rollenden Donner, ohne uns zu fürchten. Warst Du fröhlich, so war ich's auch; wie viele Male plauderten wir nicht lachend dem Kukuk und der Wachtel nach, und als der Fuchs die kleine Brut der weißen Henne geraubt hatte — weißt Du noch? — weinte ich mit Dir. Mochte der Bauerntanz in der Schenke noch so arg rasen, wir hatten kein Gefallen daran, sondern saßen Hand in Hand in der

Geisblattlaube am Ende des Gartens, bis wohin der Ton des quäkenden Dudelsackes nur zuweilen herüberklang."

„Nachbars Gretchen könnte ich freien; aber nur die Hand, nicht mein Herz, könnte ich ihr geben: denn Suschen hat mein Herz schon lange. Ach, Suschen! liebes Suschen! nähmst Du wohl die Hand dazu? Wenn Du Ja sagst, so schmücke Deine Heerde mit Sträußen und treibe sie behängt mit dem Festtags-Geläute bei meiner Heerde vorbei, damit sie sich begrüßen und mischen. Dann führe ich Dich als meine Braut nach Hause."

Hier rief Felix, durch die letzten Worte des Doctors ganz aufgeregt: „Nun! Anna wird doch zu so lieber Bewerbung Ja gesagt haben?" Verwundert richtete die ganze Gesellschaft ihre Blicke auf ihn. Felix aber besann sich bald, wurde ruhiger und sagte: „Der Brief gefällt mir, und ich könnte nach dieser Idee auch wie Beethoven schreiben oder wenigstens ebenso fühlen und empfinden wie er."

„Das glaube ich auch," fiel Madame Harz ein; „Ihr herrlicher Vortrag hat uns gezeigt, welch ein tiefes und inniges Gemüth Sie besitzen. Ja, wem das fehlt, der müßte eigentlich gar nicht musiciren wollen. Darum begreife ich auch nicht, wie die Sänger es aushalten können täglich, Jahr aus Jahr ein, die angreifendsten Gemüthsbewegungen darzustellen. Ich für meinen Theil bin nach der kleinsten Aufregung schon hin, selbst wenn ich mich verstelle."

„Ei, liebe Frau," sprach der Apotheker lachend, „Du machst ja hier ein schönes Geständniß, wiewohl ich Dich solcher Verstellung nicht fähig halte. Was aber Deinen eben erwähnten Scrupel betrifft, so wende Dich nur an unsern Freund Treffer, der kann Dir die beste Auskunft darüber geben. Er ist ja lange Jahre eine Zierde vieler Bühnen gewesen."

„Ja, Herr Treffer," sprach die Frau Apothekerin, indem sie ihre Worte an ihn selbst richtete, „ich habe es nie begreifen können, wie Sie nach dergleichen Seele und Körper zugleich angreifenden Partieen bei uns den Abend über noch scherzen und lachen konnten."

„Das wäre ja ein Unglück," antwortete Treffer, „wenn wir immer in dem Charakter unserer Rolle bleiben müßten. Glauben Sie mir, sobald das Costüm mit der Alltagsjacke gewechselt ist, empfinden wir wohl eine körperliche Abspannung von der Anstrengung des Singens und der Action, aber keinen Nachklang der Seelenzustände, die wir nach Vorschrift des Dichters und des Componisten darzustellen hatten. Wie der Maler aus Liebe oder aus Pflicht an ein Portrait geht, es zeichnet, mit kalter Besonnenheit die Farben mischt, die Licht-Effecte berechnet und es dem Originale oder seinem Ideale so ähnlich wie möglich hinzustellen sucht, so auch wir. — Aber ihm wie uns bleibt dabei Zeit genug an Nebendinge zu denken. Selten ist unsere Seele von dem Gegenstande ganz ergriffen, den wir eben darzustellen haben, und von dem sie erfüllt scheint. — Und damit ich nicht mich selbst als Beweis anführe, will ich ein paar Anekdoten von andern Künstlern erzählen, und Sie werden sehen, wie sehr ich Recht habe.

„Eine fremde berühmte Sängerin gab den Fidelio und ich den Florestan. In der Scene, wo sie mich rettet und das Publicum in höchster Spannung ist, wollte es da, wo sie dem Gouverneur mit der Pistole entgegentritt, was sonst eine gewöhnliche Applausstelle ist, nicht Beifall klatschen; es war zu sehr von Bewunderung hingerissen. Da rückte sie mit dem leisen Ruf: „Will denn das verwünschte Publicum nicht applaudiren?" dem Gouverneur noch einmal auf den Leib. Und nun brach der Beifallssturm los. Sie aber sagte, während dessen sich seitwärts zu mir wendend und dabei immer weiter fort spielend: „Sehen Sie, ich kenne meine Pappenheimer.

„In dem erschütternden Augenblick, wo dieselbe Künstlerin als Romeo den Leichnam der Julia im Sarge mit Thränen und Küssen bedeckt, kitzelte sie heimlich die Julia dermaßen, daß diese laut aufschrie.

„Ebenso sah ich in M. eine große Schauspielerin, welche die Sappho gab. Auf dem Felsen angekommen, sprang sie nach dem ergreifendsten Spiel, so daß nicht bloß das Publicum sondern auch ihre Kunstgenossen davon erschüttert waren, von demselben hinab und

flog, lachend und kichernd, einem Paar ihrer Verehrer in die Arme, die sie hier auffingen.

„Nicht anders ist es mit den Darstellern im komischen Fach. Diese müßten nach Ihrer Meinung, verehrteste Frau, auch außer der Bühne die allerheitersten Menschen sein. Aber gewöhnlich sind sie es nicht. Wenn man immer wüßte, wie einem Komiker bei seinen drolligen Späßen im Innern zu Muthe ist, man würde über ihn und sein Spiel ganz anders urtheilen. Wie ist es denn z. B., wenn ihm, wie es einem meiner Freunde wirklich begegnet ist, die Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes gebracht wird und er unmittelbar darauf hinaus muß, um vor dem Publicum seine Späße zu machen? Glauben Sie mir, Mensch und Künstler sind zwei ganz verschiedene Wesen, die selten zusammenkommen. Das gilt ebenso sehr vom Schauspieler wie vom Sänger. Meinen Sie nicht auch?" fragte Treffer den ihm gegenüber sitzenden Felix, der in tiefes Nachdenken versunken war.

„Ja wohl," antwortete Felix; „mir fällt in diesem Augenblicke eine Rede meines Vaters ein, die ich damals nicht verstand, deren tiefe Wahrheit aber mir immer einleuchtender wird. Die Künstler, meinte er, würden bei oftmaligem Wiederholen eines und desselben Musikstückes am Ende zu reinen Automaten. Instinctmäßig, sagte er, spielen sie ihre Piècen, mögen es nun eigene oder fremde Compositionen sein. Darum mag mein Vater wohl Recht haben, wenn er behauptet, daß der Dilettant eigentlich besser daran ist als der Künstler. Denn ihm bleibt immer der Reiz der Neuheit, der ihn fesselt. Schon die technische Schwierigkeit der Ausführung nimmt seine ganze Aufmerksamkeit, seine ganze geistige und körperliche Thätigkeit in Anspruch und läßt es bei ihm nie zu einem solchen instinctmäßigen Ab- und Auswendigspielen kommen."

Mittlerweile war es schon spät geworden. Man stand vom Tische auf und schickte sich an zum Nachhausegehen. Die Mitglieder des Vereins dankten unserm Felix auf das verbindlichste für seine Unterstützung und nahmen ihm das Wort ab während seines Aufenthaltes in Berlin an ihrem Quartette regelmäßig Theil zu nehmen. Er versprach es und fragte: „Wie erfahre ich denn aber,

wo gerade das Quartett stattfindet, da dasselbe, wie ich höre, unter den Mitgliedern wechselt?"

„Am sichersten wird es sein," meinte der Doctor, „wenn wir Sie jedes Mal besonders dazu einladen. Heute über acht Tage trifft Herrn Kaufmann Kasten die Reihe, und da dürfen Sie Sich nur," setzte er mit seinem bekannten Humor hinzu, „nach seinem Hofe bemühen. Sehen Sie dort an dem Küchenfenster eine Kalbskeule hängen, so ist Quartett, hängt keine da, so ist keins."

„Spotten Sie immerhin, Sie loser Schalk," entgegnete der Kaufmann lachend; „wir wissen doch recht gut, daß auch Sie neben den Werken der Tonkunst die der Kochkunst wohl zu würdigen verstehen."

Felix packte inzwischen das ihm übergebene Holz- und Strohinstrument ein und empfahl sich der Gesellschaft. An der Hauslampe zündete er sich noch eine Cigarre an, um sie auf seinem weiten Wege bis nach Hause zu rauchen. Kurz vor seiner Thür aber wurde er von einem Gendarmen angehalten mit den Worten:

„Herr! Sie rauchen ja!"

„Warum soll ich nicht? Wollen Sie eine Cigarre?"

„Wissen Sie nicht, daß es verboten ist?"

„Nein, ich bin fremd und erst seit Kurzem hier."

„Wer sind Sie?"

„Brauchen Sie das zu wissen?"

„Ja; als Gendarm habe ich das Recht danach zu fragen."

„Ich heiße Fistel."

„Woher?"

„Aus Krebsaue."

„Krebsaue! Dieser Ort steht nicht auf der Landkarte; ich glaube, Sie haben mich zum Narren."

„Ich denke nicht daran; es ist ein Dorf zwischen Guben und Frankfurt und berühmt wegen seines tiefen Sandes."

„So!" antwortete der Gendarm ungläubig und bedenklich; „was haben Sie denn da unter dem Arm?"

„Ein Instrument."

„Was ist das für ein Instrument?"

Mit diesen Worten griff er zugleich nach dem Tuch, in welchem es lag.

„Das verbitte ich mir," antwortete Felix, indem er einige Schritte zurücktrat.

„Nur in keinem solchen Ton gesprochen! Wer sich Nachts Excesse zu Schulden kommen läßt, wohin das Tabackrauchen auch gehört, den habe ich das Recht zu visitiren. Ich befehle, daß Sie das Tuch öffnen."

Felix that es, und beim Scheine des Gaslichts beschaute der Gendarm, was darin war.

„J! das ist ja lauter Holz und Stroh! Und das soll ein Instrument sein?"

„Ja wohl! Ich kann mich nur nicht besinnen, wie der Erfinder desselben heißt; nach diesem hat es den Namen."

„Der Erfinder wird wohl ein Bösewicht gewesen sein," antwortete der Gendarm, „dem Sie es nachmachen wollen; aber das soll Ihnen nicht gelingen. Kommen Sie mit!"

„Wohin denn? Ich bin ja hier zu Hause."

Unsanft faßte er unsern Felix beim Arm und zog ihn einige Schritte fort.

„Nun, mein Herr, ich bin groß genug, um allein zu gehen, und werde ohne Zwang Ihnen folgen."

Schweigend gelangten sie mit einander bis zur Poststraße. Da auf einmal glaubte Felix sich auf den Namen zu besinnen, und er rief: „Jetzt will ich Ihnen den Künstler und Erfinder des Instrumentes nennen; er heißt Kutusow."

„Ach! Gusikow wollen Sie sagen," entgegnete der Gendarm, indem er stehen blieb. „Von Gusikow wäre es, von jenem Juden, den ich selber im Opernhause auf seinem Instrumente mit ein Paar kleinen Stäbchen herum tanzen sah? Wo sind die Stäbchen?"

Felix nahm sie aus der Tasche und zeigte sie ihm.

Um Vieles freundlicher geworden, fragte der Gendarm jetzt weiter: „Was ist Ihr Geschäft?"

„Ich bin Musiker und will mir das Instrument, welches ich heute zum ersten Mal spielen gehört, nachmachen."

„Wenn das ist, so sind Sie frei und können ruhig wieder nach Hause gehen. Das Tabackrauchen muß Ihnen vergeben werden, da Sie als Fremder das Verbot wirklich nicht gekannt haben mögen.“

„Aber, mein Herr,“ fragte jetzt Felix, „wohin wollten Sie mich denn führen?“

„Nach der Stadtvoigtei.“

„Um Gottes willen! Warum denn?“

„Ich hielt Sie Ihres Holzes und Strohes wegen, verzeihen Sie mir, wenn ich offen bin, für einen Brandstifter. In der Nacht sind alle Katzen grau, und der beste Künstler kann sich einmal vergreifen.“

Erschrocken trat Felix seinen Rückweg an und dankte seinem Schöpfer, daß der Irrthum sich noch früh genug aufgeklärt hatte.

VIII.

An seinem neunzehnten Geburtstage, welcher auf einen der nächstfolgenden Tage fiel, bekam Felix den ersten Brief von seinen Eltern. Dieser enthielt außer den besten Glückwünschen für sein ferneres Wohlergehen und der dringenden Anfrage, ob der ihm mitgegebene Bericht an den Grafen schon besorgt sei, noch einen Kassenschein von 50 Thalern, welchen die Mutter dem Schreiben heimlich beigefügt hatte. Auf der innern Seite des Couverts fand er folgende Zeilen von ihrer Hand:

„Mein geliebter Sohn! Der Himmel ließ mich zu 150 Thalern kommen, ich weiß nicht wie. Nur für Dich habe ich sie aufbewahrt und schicke Dir heute ein Drittheil davon. Denke Dir die Freude, mit welcher ich es thue, und wie glücklich ich sein werde, wenn ich höre, daß Du das Geld gut angewendet. Später sollst Du das Uebrige erhalten. Schweig aber gegen den Vater von dem Gelde; Du weißt, daß, so sehr wir uns auch in der Liebe zu Dir gleichen, unsere Ansichten dennoch oft verschieden sind. Deine Dich ewig liebende Mutter.“

Felix war über den Brief sehr gerührt und sagte zu sich selbst: „Wenn ich doch recht bald zum öffentlichen Auftreten kommen könnte und Vater und Mutter die Freude hätten meinen Namen in den Zeitungen rühmlichst genannt zu finden!“ Hier griff er nach seinem Violoncello, setzte sich und phantasirte so recht aus vollem Herzen.

Er mochte ungefähr eine Viertelstunde gespielt haben, da klopfte Jemand sacht an seine Thür. Felix öffnet sie, und es tritt ein fremder Herr unter großen Bücklingen mit einem „Bravo, Bravissimo“ ein.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte Felix.

„Einer Ihrer größten Bewunderer steht vor Ihnen, den Ihr herrliches Spiel von der Straße herauf gelockt hat. Ich bin Director eines ausgezeichneten Orchesters und in diesem Augenblick in dringender Verlegenheit um einen Cellisten. Mein Solist ist plötzlich erkrankt und seine Pièce bereits dem Publicum auf dem Zettel angekündigt. Hätten Sie Lust ihn als Künstler auszustechen, was Ihnen, unter uns gesagt, wenig Mühe machen wird, so möchte ich wohl wagen Ihre Güte für heute in Anspruch zu nehmen.“

„Wo spielt Ihre Kapelle?“ fragte Felix.

„In einem der schönsten Gartensäle Berlin's.“

„Wann ist das Concert?“

„Nach Mittag von 4 bis 7 Uhr.“

„Was für ein Publicum kommt dorthin?“

„Ein sehr zahlreiches; der Saal faßt wohl zweitausend Menschen ohne die, welche draußen zuhören.“

„Erscheinen Kritiken in den öffentlichen Blättern?“

„So viel Sie wollen, dafür wird schon gesorgt, obwohl ich für meinen Theil kein besonderer Freund davon bin.“

„Warum das?“ entgegnete Felix; „ich wenigstens scheue sie nicht.“

„Auch ich habe sie nie gefürchtet, nur habe ich gewünscht, daß sie wahrer, gerechter und billiger geschrieben sein möchten. Mir ist es schon zum zweiten Male begegnet, daß meine Concerte auf die piquanteste Weise bis ins Einzelnste recensirt wor-

den sind, während sie verschiedener Hindernisse halber gar nicht stattgefunden hatten.“

Bald darauf erhob sich der Director von seinem Stuhl, dankte unserm Felix im Voraus für seine versprochene Unterstützung und gab ihm beim Abschiede seine Adresse und den musikalischen Speisezettel seines Nachmittags-Concertes, auf dem Felix den Ort genannt fand, wo er sich einfinden sollte.

Nachdem der Director ihn verlassen, suchte Felix sogleich seine Lieblingspièce hervor — es war ein Concertino mit Orchesterbegleitung, — überflog sie und sagte am Ende: „Ich werde meine Sache schon machen, wenn nur das Orchester, das ohne Probe begleiten muß, mich nicht im Stiche läßt.“

Bis zum Concert waren noch viele Stunden Zeit, und Felix zitterte schon jetzt vor Freude in Erwartung des Augenblicks, wo er losschießen werde. Jede Minute wurde ihm zum Jahre, und er beschloß durch einen Gang zum Grafen sich bis dahin die Zeit zu kürzen.

Zu wiederholten Malen hatte er versucht ihn in seiner Behausung zu treffen, doch immer vergeblich. Als er sich diesmal beim Portier meldete, kam dieser ihm mit einem sehr bösen Gesichte entgegen und sagte: „Der Herr Graf sind zwar zu Hause, aber sehr ungehalten auf Sie und werden es Sie wissen lassen, wenn sie zu sprechen sind.

Felix sah den Portier verwundert an und sagte: „Der Herr Graf ungehalten auf mich? Ich verstehe Sie nicht?“

„So haben Sie wohl ganz vergessen, was Sie bei Ihrem letzten Hiersein gethan?“

„Nun was denn?“

„Sie haben die ganze Thür verschimpfirt, haben Ihren Namen und Ihre ganze Adresse darauf geschrieben und wohl gar nicht gemerkt, daß sie frisch angestrichen war?“

„Nein, das wußte ich nicht und konnte es nicht merken, da es im Zwielicht geschah. Jetzt erst wird mir klar, wo und wie ich mir meine ganze Kleidung mit Oelfarbe eingeschmutzt habe.“ Mit diesen Worten übergab Felix ihm den Bericht seines Vaters und setzte hinzu: „Ich sehe, daß ich auf die Ehre den Herrn

Grafen selbst zu sprechen verzichten muß. Bitten Sie ihn in meinem Namen um Verzeihung, und möge er die Sache des Vaters nicht entgelten lassen, was der Sohn ohne bösen Willen verschuldet hat. Diesen Augenblick aber will ich mir noch Visitenkarten bestellen, um nie wieder aus Verlegenheit zu einem solchen Mittel greifen zu müssen."

Ob der Bericht je in die Hände des Grafen gekommen ist, und ob dieser, seinem Versprechen gemäß, für die Angelegenheit Etwas gethan hat, ist weder dem Vater noch dem Sohne bekannt geworden.

Endlich war die lang erwartete Stunde des Concerts herangekommen. Felix machte sich auf den Weg, wurde von dem Director auf das verbindlichste empfangen und dem übrigen Orchester, das schon vollständig beisammen war, vorgestellt. Da er erst im zweiten Theile zu spielen hatte, zog er es vor den ersten Theil mit den übrigen Gästen zusammen anzuhören, um sowohl das Orchester als das Publicum ein wenig kennen zu lernen. Die Ouvertüre zu Oberon, mit welcher man begann, wurde vortrefflich executirt und mit lautem Beifall aufgenommen. Stürmisch riefen eine Menge Stimmen „Da Capo", und Felix konnte sich nicht enthalten seine Nachbarn, die besonders laut gerufen hatten, auf das Unbillige aufmerksam zu machen von einem Orchester, das eben seine ganze Kraft aufgeboten hatte, um dem Publicum zu genügen, zum Dank dafür zu verlangen die ganze Pièce noch einmal zu spielen, weil dies unter solchen Umständen mehr einer Strafe als einer lohnenden Anerkennung ähnlich sei.

„Ach! was Strafe, was Anerkennung!" entgegnete ihm der Eine. „Grade dies ist meine Lieblings-Ouvertüre, und da ich erst beim Schluß gekommen bin, so möchte ich sie doch ganz hören."

„Ebenso ist es bei mir," bemerkte ein Anderer, „nur umgekehrt; ich muß bald wieder fort, und da ich mir aus den andern Geschichten nichts mache, so will ich wenigstens dieses Favoritstück ein paar Mal genießen."

Ein Dritter sagte lachend: „Mir ist's einerlei, was gespielt

wird, ich verstehe Nichts von Musik, aber es macht mir Vergnügen mitzuschreien, was die Andern schreien."

Verwundert hörte Felix ihre Aeußerungen an, zuckte die Achseln und schwieg still. Lieb war es ihm, daß der Director auf dergleichen Verlangen und Beifallsbezeigungen gar nicht einging.

Die Pièçen des ersten Theils waren zu Ende. Nach der einleitenden Ouvertüre zum zweiten Theil trat Felix hervor und nahm nach einer Verbeugung vor dem Publicum seinen Platz ein. Die Introduction wurde mit großer Aufmerksamkeit angehört, und eine lautlose Stille herrschte im ganzen Saale, als eben Felix sein Solo begann. Aber kaum hatte er einige Takte gespielt, so öffneten sich links und rechts die Thüren, die Gäste verließen geräuschlos den Saal, und bald sah Felix nur die leeren Stühle vor sich. Drei Gäste allein ganz hinten waren zurückgeblieben, und Felix erkannte zu seinem nicht geringen Schreck in ihnen bald Anna Schweer mit ihrem Vater und jenem Himmel, ihrem Verwandten, der ihm als Anna's Cousin bereits bekannt war. Felix sah betroffen nach dem Director hin, und je mehr es ihn schmerzte, daß jene drei nur aus einer gewissen mitleidigen Theilnahme zurückgeblieben schienen, desto schneller war sein Entschluß gefaßt vom Stuhle aufzustehen und dem Director zu erklären: „Nicht um eine Million spiele ich hier mehr." Vergebens wurde ihm gesagt, daß es ja nicht Unzufriedenheit mit seinem Spiel sein könne, wodurch das Publicum verscheucht worden sei, denn es habe ihn gar noch nicht einmal gehört. Und wirklich ergab es sich auch bald, daß der Grund ein ganz anderer war. Man hatte draußen einen Luftballon steigen lassen, und durch die Nachricht davon, die sich schnell im Saale verbreitete, waren die Zuhörer hinausgelockt worden. Felix aber konnte sich damit nicht zufrieden geben. Er eilte hinaus, warf sich in eine Droschke und fuhr nach dem Hause des Bäckermeisters Schweer, wo er, da er begreiflicher Weise Niemanden von der Familie zu Hause fand, einen mit Bleistift geschriebenen Zettel zurückließ, der die Worte enthielt: „Gern hätte ich einen Theil meines heutigen Geburtstages bei Ihnen, hochverehrte Anna, zugebracht und kann es nur auf das lebhafteste be-

dauern Sie nicht zu Hause gefunden zu haben. Ihr Felix."
Der Hauptgrund dieses Schreibens war der Wunsch den Verdacht von sich abzulenken, als sei er es gewesen, den sie in dem Gartensaale gesehen. Indeß schien ihm diese List doch nicht ganz gelungen zu sein. Denn als er einige Tage später seinen Besuch wiederholte, sagte Anna mit schelmischem Lächeln zu ihm: „Wissen Sie auch, daß Ihnen hier in Berlin Jemand täuschend ähnlich sehen muß, der auch Ihr Instrument spielt? Wir sahen ihn neulich in einem Concert, und ich hätte darauf schwören wollen, daß Sie es gewesen. Da Sie aber fast zu derselben Zeit bei uns Visite machten, so können Sie es natürlich nicht gewesen sein." Felix erröthete und wußte in seiner Verwirrung Nichts weiter zu erwidern.

Das Maß der Widerwärtigkeiten war an Felix' Geburtstage noch nicht voll. Nachdem er das Schweer'sche Haus verlassen, ging er zum Kaufmann Quentlein, um Fritz zu unterrichten. Er kam einige Minuten zu spät, ohne sich zu entschuldigen, und Quentlein, der eben mit dem Aufziehen der Wanduhr beschäftigt war, zeigte auf dieselbe und sagte: „Herr Fistel, wo bleiben Sie denn?"

Felix, ohnehin schon sehr verstimmt, antwortete in gereiztem Tone: „Nun! wenn ich auch noch später gekommen wäre, so hätte das wahrhaftig Nichts auf sich! Sie sorgen wohl dafür, daß Fritz eine volle Stunde erhält, oder Sie müßten gerade heute den Wecker der Uhr nicht aufziehen wollen, der mir sonst doch regelmäßig durch sein Schnurren das Zeichen hat geben müssen, wenn ich die Stunde schließen durfte. Auf solche Weise mich an meine Pflicht erinnern zu lassen bin ich nicht gewohnt, und es beleidigt mich. Ich bitte, daß Sie es für immer unterlassen, ebenso, daß nicht während des Unterrichts, wie es bisher immer geschehen ist, unten im Laden in den Mörsern gestampft und die Kaffemühle gedreht wird. Beides macht einen Lärm, daß man sein eigen Wort nicht versteht."

„Das mag wohl auch," entgegnete der Kaufmann, höhnisch lachend, „der Grund sein, warum Fritz so wenig bei Ihnen lernt. Er weiß nach so langem theuren Unterrichte nicht einmal das Kreuz

vom Quadrat zu unterscheiden, und von Takt ist bei ihm keine Spur." Mit diesen Worten schoß Quentlein zur Thür hinaus und warf sie heftig hinter sich zu.

Felix konnte sich kaum halten, beruhigte sich mit Mühe und machte sogleich mit Fritz einen Versuch, in der Hoffnung wenigstens den Knaben von der Grundlosigkeit dieses Vorwurfs zu überzeugen. Aber zu seiner größten Verwunderung fand er, daß der Alte wirklich Recht hatte. Mit erzwungener Ruhe und Gelassenheit nahm er noch einmal seinen Schüler vor, um ihm das Wesen des Kreuzes, des b und des Quadrates zu erklären, und nachdem er wohl drei Viertelstunden damit zugebracht und Fritz mit großer Aufmerksamkeit zugehört, fragte er ihn freundlich: „Nun, lieber Fritz, sage mir, was thut das Kreuz?"

Und der Knabe antwortete: „J! das Kreuz thut mir nicht weh, aber die Finger."

Hier war die Geduld unseres Felix zu Ende, und mit dem Ausrufe: „Du blitzdummer Junge," gab er ihm eine Ohrfeige.

Fritz brüllte aus voller Kehle, und als der Vater kam, schrie er: „Herr Fistel hat mich geschlagen."

„Was!" rief der Alte, indem er eine sehr drohende Stellung annahm, „Sie wollen bei Ihrem schlechten, erbärmlichen Unterrichte gar noch prügeln? Einen Lehrmeister, nicht einen Zuchtmeister, brauch' ich für mein Kind. Gehen Sie, wohin Sie wollen, und suchen Sie Sich Leute, die sich eine solche Methode gefallen lassen. Ich werde schon einen vernünftigen Lehrer finden. In Berlin ist kein Mangel daran, und man kann mit Musiklehrern die Spree füllen." Hiermit griff er in die Tasche, um auf der Stelle die eine Stunde zu bezahlen, die Felix in dem neuen Monate bereits gegeben hatte.

Felix wies das Geld mit Entrüstung zurück und sagte: „Behalten Sie Ihre 10 Sgr., denn Ihr Sohn hat wirklich Nichts gelernt, oder kaufen Sie dafür Haselstöcke, um ihm die Vorzeichnung und das Takt-Gefühl auf diese Weise beizubringen; vielleicht gelingt es Ihnen besser als mir." Mit diesen

Worten verließ er mit zorngeröthetem Gesicht das Zimmer, und während er die Treppe hinunter lief, hörte er zum letzten Male den Wecker gehen.

IX.

Mißmüthig und verstimmt, ging er nach Hause, warf sich aufs Sopha und überdachte noch einmal die Widerwärtigkeiten des Tages. Da überraschte ihn noch spät am Abend der Doctor mit einem Besuch.

„Ich komme, lieber Fistel," sagte er, „um Sie an das Quartett zu erinnern, das übermorgen bei Freund Kasten stattfinden wird. Wir wollen wieder nach Herzenslust musiciren, und da ich gesonnen bin diesmal selbst eine Clavierpièce zu spielen, so bitte ich Sie im Voraus das Cello dabei zu übernehmen. Es ist ein Trio, das ich zum Besten geben will. Freund Harz, dessen Bogen noch nicht wieder in Ordnung ist, wird Ihnen recht gern die Cello-Partie überlassen, da er weiß, daß sie über seine Kräfte geht."

„Es ist wohl ein Beethoven und am Ende gar eins von seinen letzten Trio's, Es- oder B-dur?" fragte Felix.

„Beinahe gerathen, Es-dur."

„Ei! Da haben Sie Sich ja eine große Aufgabe gestellt!"

„Ja, die Lösung wird auch darnach sein," meinte lachend der Doctor, „aber ich verlasse mich, unter uns gesagt, auf den Namen des Componisten. In dem sitzt so viel Zauber, daß viele seiner Verehrer gerade dann erst in wahre Verzückung gerathen, wenn es so recht wie Mord und Todtschlag klingt."

„Sie spaßen, Herr Doctor," erwiderte Felix.

„Ich spaße nicht, wiewohl ich wünsche, daß wir das Trio des Meisters würdig und uns zu Danke spielen möchten. Aber glauben Sie meiner Erfahrung. Gerade für die Dinge schwärmen die Menschen am meisten, welche sie nicht begriffen haben und auch nicht begreifen können. Der bloße Name erhitzt ihre Einbildungs-

kraft, und sie glauben Himmelsklänge zu hören, wenn es auch nur Katzenmusik wäre. Die Freude über ihre eigenen eingebildeten Empfindungen macht sie zu Enthusiasten, nicht der Genuß."

„Sie übertreiben, Herr Doctor."

„Nun, es kommt auf einen Versuch an, und Sie sollen mich Lügen strafen, wenn Sie es anders finden. Zu componiren verstehen Sie ja. Schreiben Sie unter Beethoven's Namen bis übermorgen Etwas, meinetwegen ein Quartett, aber, ich bitte mir aus, kein göttlich Beethoven'sches, sondern ein recht unsinniges, confuses. Machen Sie es so sinnig-unsinnig wie möglich. Ich werde es in unserem Vereine, der noch nicht die schlimmsten Enthusiasten zählt, für einen ächten Beethoven ausgeben, und ich wette mit Ihnen um Pferd und Wagen, daß es die Leute außer sich bringen soll. Sie können ja noch vorher eine Probe halten, damit die technischen Schwierigkeiten kein Hinderniß sind und Alles so recht natürlich herauskommt. Auf keinen Fall aber vergessen Sie während der Aufführung gerade bei den verrücktesten Stellen recht oft die Augen zu verdrehen und, was man so nennt, zu verhimmeln. Das thut Wunder, steckt an, und was die Ohren nicht hören, das glaubt das Herz."

Am Abend selbst ließ der Doctor vor der Aufführung dieses Quartetts die Zuhörer verstohlen merken, daß sie etwas ganz Außerordentliches, eine bisher noch gar nicht gekannte Composition von Beethoven zu hören bekommen würden. Man jubelte schon im Voraus, und Keiner wagte während des Spiels laut zu athmen. Nach jedem Satze wurde mit Begeisterung „herrlich! göttlich!" gerufen.

Herr Kasten äußerte am Schlusse ganz erschöpft: „Man erkennt doch gleich den Beethoven; er ist verteufelt schwer."

Herr Dams deutete mit selbstzufriedener Kennerschaft auf einige Reminiscenzen hin, die ihm nicht entgangen seien.

Herr Harz aber bat sich sogleich von Felix die Stimmen aus und schwamm schon in dem seligen Entzücken, das seiner bei Zählung der einzelnen Noten wartete.

„Haben Sie auch wohl bemerkt, meine Verehrtesten," hob der Doctor an, „wie Beethoven im ersten Satz mit fast glühendem

Wahnsinn in das phantastische Reich der Töne hinein stürmt, im Adagio sich ganz einer gefühlvollen Langenweile hingiebt, im Scherzo nach den Irrlichtern des flachen Lebens hascht und im Schlußsatz mit einer männlich kühnen Resigna tion sich in das Unvermeidliche finden lernt?"

„Ob ich es bemerkt?" antwortete ein Herr Trunk mit gerührter Stimme; „keine Note ist mir entgangen. Dies Quartett hat mich in der angenehmsten Vibration erhalten, und ich träume gewiß acht Tage davon. Ach Gott!" setzte er bescheiden hinzu, „wie herrlich ist schon das, was ich verstanden habe, und wie schön muß erst das sein, was mir dunkel geblieben ist!"

Mit jedem neuen Urtheil wuchs die Begeisterung, so daß man am Ende keinen Anstand nahm diesem Quartett den Preis vor allen andern Beethoven'schen zuzugestehen.

Nur Anna äußerte zu ihrer Nachbarin, der Frau Hofräthin: „Ich weiß nicht, aber ich habe nichts Besonderes darin finden können. Ob das nun an mir liegt, oder" —

„Sie haben ganz Recht, mein Fräulein," unterbrach sie Herr Klar, der andere Nachbar der Räthin, „ich möchte beinahe zweifeln, ob das auch wirklich ein ächter Beethoven ist. Der erste Satz bleibt eine bloße Spielerei mit drittehalb Figuren, ganz so, wie heut zu Tage die meisten Tonsetzer zu schreiben pflegen, die ihre Pfennigsfiguren so oft zu Markte bringen, bis scheinbar der Thaler beisammen ist. Wenn das componiren heißt, so versteht diese Kunst jeder Rechenmeister. Im Adagio, dem Probierstein des Genies, vermisse ich ganz Beethoven's geistige Größe und Gemüthstiefe. Ueberhaupt möchte ich hier das Wort anwenden: Wie er sich räuspert, und wie er spuckt, das hat ihm der Schreiber abgeguckt. Es verhält sich diese Arbeit zu den mir bekannten Compositionen Beethoven's wie eine Gliederpuppe zum wirklichen Menschen."

„Sie urtheilen," bemerkte Anna hier lachend, „ein wenig streng, aber es ist mir wie aus der Seele gesprochen, wiewohl ich gar nicht verkennen will, daß das Quartett doch von geschickter Hand sein muß."

Felix, der das ganze Gespräch mit angehört, wendete sich,

zufrieden mit Anna's richtigem Urtheile, nach dem Doctor hin und sagte ihm leise: „Haben Sie gehört? — Morgen fahre ich in eigener Equipage.“

„Nur nicht zu hitzig,“ flüsterte ihm dieser zu. „Noch ist die Wette nicht aus; zwei Stimmen gegen fünfundzwanzig wollen Nichts sagen.“ Gleich darauf eröffnete der Doctor der Gesellschaft, daß Herr Fistel ihm so eben die Bitte ausgesprochen habe ein Trio von seiner Composition spielen zu dürfen.

„Mit Vergnügen,“ sprach der Präsident, „werden wir es hören,“ worauf Pohl, Dams und Fistel das Beethoven'sche Es-dur Trio begannen.

Nach Beendigung des ersten Satzes riefen mehrere Stimmen: „Recht brav! recht gelungen!“ Nur Herr Klar meinte zu Anna: „Das würde ich weit eher für einen Beethoven halten.“

„Aber Sie hören ja,“ fiel ihm Herr Trunk ins Wort, „daß das eine Composition von Herrn Fistel ist, und wer überhaupt jenen großen Meister nur etwas genauer kennt, muß hier gleich aus den ersten Takten merken, daß sie nicht von Beethoven sind.“

Das Trio wurde inzwischen zu Ende gespielt, und man applaudirte zum Schluß — aus Artigkeit. Ja, ein paar aus der Gesellschaft klopften mit freundlichem Wohlwollen und ernster Kennermiene unserm Felix auf die Achseln und meinten: „Er solle nur so weiter auf dem Wege fortfahren.“

Felix konnte sich des Lachens nicht enthalten und sagte zum Doctor: „Fahren wollte ich wohl, wenn ich nur nicht die Equipage verloren hätte.“

Den Schluß der musikalischen Abendunterhaltung bildete das Haydn'sche Kaiser-Franz-Quartett, das ohne besondere Zeichen von Begeisterung etwas kühl wie ein lieber alter Bekannter aufgenommen wurde. Nur Anna, der Doctor und Klar dankten den Spielern herzlich.

„Ja,“ sagte Erstere, „wenn sich doch alle Componisten den göttlichen Haydn zum Vorbilde nehmen wollten! Entweder würden sie das Componiren ganz lassen oder etwas Vernünftiges zu Wege bringen.“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung,“ bemerkte Felix, „aber ich

glaube, daß ihn wohl Niemand erreichen, geschweige übertreffen wird. Immer sich selbst bewußt, gerade und rein, dabei fromm und groß, waltet er wie eine Gottheit in seinen Werken. Das, was er geschaffen, mußte so werden und kann nicht anders sein, als es eben ist."

„Aber warum haben Sie den letzten Satz so unbändig schnell genommen?" fragte der Doctor; „keine einzige Figur kam deutlich heraus, namentlich die Triolen-Passagen der Viola und des Cello. Sie machten, aufrichtig gesagt, ein bloßes Geräusch mit einigen puffenden Accenten und klangen so, wie wenn Jemand einen Pelz ausklopft. Das hat Haydn gewiß nicht damit ausdrücken wollen. Ich lasse mir ein solches Tempo, ein solches Jagen über Hals und Kopf bei langweiligen und nichtssagenden Compositionen gefallen, aber nicht bei Werken dieser Art. Da ist es ein Verbrechen und um jede Note schade, die verloren geht."

„Sehr wahr," erwiederte Felix, „und ich würde als erster Geiger oder Cellist nimmermehr dies Tempo zugegeben haben. Als Bratschist muß ich thun, wie jene wollen."

„Wie schön wäre es," meinte Anna, „wenn die älteren Componisten schon die Metronomen gekannt und die Tempi damit bezeichnet hätten! Das würde jetzt gegen dergleichen Mißgriffe ein sicheres Schutzmittel sein."

„Meiner Ansicht nach," setzte Klar hinzu, „muß es auch ohne dergleichen Hülfsmittel ein Normalmaß geben, und ich halte dafür, daß es die Bässe sind. Wenn das Tempo so rasch genommen wird, daß diese, die ihrer Natur nach sich langsamer bewegen, nicht mehr klar und deutlich hervortreten, dann ist das Tempo gewiß zu schnell. Allerdings macht es einen Unterschied, ob man das Musikstück durch und durch kennt oder zum ersten Mal hört. Im ersten Fall wird man es wohl auch bei einem zu schnellen Tempo aufzufassen im Stande sein, immer aber wird es nur den Eindruck machen, den ein Miniaturbild in uns hervorbringt im Vergleich zu dem lebensgroßen. Und gar manche Schönheiten, die wir bei dem letzteren klar erkennen, werden uns in diesem Falle entgehen. Zu dieser Ansicht hat mich hauptsächlich das Verfahren mehrerer Dirigenten gebracht, namentlich solcher, denen es an ästhetischer

Bildung fehlt, den Charakter eines Tonstückes richtig aufzufassen. In der Regel nehmen sie das Tempo der Allegro's zu schnell. Kommen sie dann an Stellen, wo die Bässe hervortreten, so taktiren sie nothgedrungen langsamer, und sind sie über diese hinweg, so geht's, gleichsam als sollte die versäumte Zeit wieder eingeholt werden, in vollem Jagen weiter fort. Und so hören wir denn statt eines Tonwerks in einem und demselben Tempo, wie der Componist es wollte, drei oder vier einzelne Stücke, von denen jedes sein besonderes Tempo hat: Diese unsinnige Schnellspielerei soll Virtuosität heißen und gilt auch bei Manchen dafür, aber nur zu oft ist sie das Gegentheil. Man jagt davon wie Einer, der sein schmutziges Gesicht oder seine schlechten Kleider nicht in der Nähe sehen lassen will."

Während dieser Unterhaltung war Einer aus der Gesellschaft an den Flügel getreten und hatte auf der Clavierstimme des Trio, welches für Fistel's Composition ausgegeben worden, den Namen Beethoven gelesen und, ziemlich überrascht, seine Entdeckung auch den Uebrigen mitgetheilt. Diese Täuschung brachte die Gesellschaft in eine gewisse Verlegenheit, und es war nur gut, daß Kasten eben zu Tische rief.

Nachdem der Wein das Seine gethan, fingen Einige an Herrn Fistel scherzweise darüber Vorwürfe zu machen, wie er die Composition eines so großen Meisters ohne Weiteres für die seinige habe ausgeben können.

Da trat, noch ehe Felix sich vertheidigen konnte, der Doctor ins Mittel und sprach: „Nicht unser werther Gast, sondern ich allein trage die Schuld, wenn Sie in diesem Scherz eine solche finden wollen." Seine Erklärung schien aber nicht Alle zu befriedigen, und darum fuhr er lächelnd fort: „Trösten Sie Sich übrigens mit hundert Musikverständigen, denen es nicht besser ergangen ist. Geschah es doch erst ganz kürzlich, daß der große Sebastian Bach im Leipziger Stadt-Theater förmlich ausgezischt wurde. Man hatte, um den Charakter jener Zeit ganz treu darzustellen, zu dem Laube-schen Lustspiel „Gottsched und Gellert" eine Ouvertüre von ihm gewählt und absichtlich seinen Namen auf dem Zettel ungenannt gelassen, weil dies bei dem Kunstsinn des Publicums nicht nöthig

schien. Aber man sah sich in dieser Voraussetzung sehr getäuscht, und erst bei der Wiederholung des Stückes am folgenden Abend, da das Publicum erfahren hatte, worüber es entzückt sein sollte, war es vor Begeisterung über die Seb. Bach'sche Ouvertüre außer Rand und Band. Ich brauche Sie übrigens nicht erst an Leipzig zu erinnern und kann Ihnen einen Fall erzählen, der mir selbst vorige Woche begegnet ist. Ich sitze im Theater, und neben mir ein höchst kunstverständiger Musik-Director. Wir hören die Zwischenmusik am Schluß des ersten Actes, eine ziemlich werthlose Arbeit, die ich sehr wohl kannte. Da nickt ein Orchester-Mitglied mit vielsagendem Blicke meinem Nachbar mehrmals zu. Weder dieser noch ich können begreifen, was damit gemeint ist. Das Zunicken wiederholt sich, und bei der nächsten Pause fragt mein Nachbar, sich über die Brüstung des Orchesters lehnend: „Von wem ist die Composition?" Der Gefragte, ein Schalk, antwortet ihm: „Haben Sie es denn nicht gleich gemerkt, daß es eins von den nachgelassenen Werken unsers göttlichen Beethoven ist? Sie haben mein Zunicken wohl nicht verstanden?" „Drum auch, richtig," meinte der Musikdirector verlegen, „es schien mir gleich so," und von diesem Augenblick an verhimmelte er dergestalt, daß man bei ihm nur noch das Weiße in den Augen sah. — Und das bewunderte Meisterstück war nichts Anderes als ein ehrlicher Hofmeister.

Die beiden Anekdoten verfehlten ihren Zweck nicht. Man lachte, und bald war die Heiterkeit wieder ganz dieselbe wie an anderen Abenden.

X.

Auf das zum Scherz und nach dem Wunsche des Doctors componirte Quartett ließ Felix bald mehrere ernste und größere Werke folgen und überhaupt seine Ausbildung sich so angelegen sein, daß die eigenen Fortschritte ihn und Andere überraschten. War es doch auch kein Wunder, denn der Gedanke an Anna begeisterte ihn, wo er ging und stand. Ihrer würdig zu werden und

in ihren Augen neben dem Virtuosen auch als Componist eine höhere Stelle einzunehmen machte ihm jede Mühe und Arbeit leicht. Binnen Kurzem schien er ein ganz anderer Mensch geworden. Sein Aeußeres war gefällig, und von jenem vorlauten und übermüthigen Wesen, das man früher an ihm hätte tadeln können, zeigte sich jetzt keine Spur mehr. Nur eine gewisse Künstlereitelkeit trat von Zeit zu Zeit hervor, und je weniger es ihm bisher gelingen konnte sich als Virtuose in weiteren Kreisen bekannt zu machen, desto mehr lag ihm daran seine Compositionen herauszugeben. Für die gelungensten hielt er seine „Liebe in der Wüste“ und das Lied „die Gefundene“. Diese sollten also in Berlin den Anfang machen, und da er wußte, wie sehr sie auch seiner Anna gefielen, so war er bald entschlossen ihren Vater um die Erlaubniß zu bitten sie seiner Tochter dediciren zu dürfen. Der Vater, den er allein zu Hause traf, hörte sichtbar selbstgefällig seine Bitte an und sagte: „Sie erweisen uns damit eine große Ehre, bester Herr Fistel, und ich möchte wohl glauben, daß meine Tochter Nichts dagegen haben würde. Mir ist nur des Cousins wegen bange, der schon seit längerer Zeit ein wenig eifersüchtig scheint und es nicht gern haben wird, wenn ein anderer junger Mann auf solche Art seine verlobte Braut auszeichnen will.“

„Was! verlobt?“ rief Felix.

Der Bäcker, welcher vermuthlich diese Worte für einen Ausdruck von Freude hielt, fuhr in seiner Rede ruhig weiter fort: „Beide sind, Sie wissen ja, wie das so bei Verwandten üblich ist, schon von Jugend auf für einander bestimmt. Er ist meiner Tochter treu geblieben, liebt sie, was man nur lieben nennt, und sie thut das Gleiche. Dabei hat er sein gutes Brot, besitzt Wind- und Wasser-Mühlen, und unsere beiden Häuser, er als Müller und ich als Bäcker, werden bald eine vortreffliche Zwickmühle ausmachen. Den fünften October feiert Anna ihren neunzehnten Geburtstag, und da, muß ich gestehen, hätte ich mit Ihrer Hülfe gern eine musikalische Unterhaltung veranstaltet; aber Anna hat es mir des eifersüchtigen Himmel wegen selbst ausgeredet. Darum werden wir diesen Tag auch ganz unter uns feiern, und uns nur auf die nächsten Verwandten beschränken. Sie sind mir deshalb, lieber

Fistel, nicht böse und zürnen auch ihrem Bräutigam nicht. Ich kann Ihnen sagen, daß er Sie sonst recht gern leiden mag. Kommen Sie zu uns wie bisher, wann sie wollen, und Sie sollen uns immer willkommen sein. Aber mit der Dedication lassen Sie es lieber; Ihre Compositionen, glauben Sie mir, sind meiner Tochter auch ohne dies ebenso lieb."

Felix, wie vom Donner gerührt, erwiderte kein Wort und konnte sich nur mit einer schweigenden Verbeugung entfernen.

Wie wenig Schweer unseres Felix Benehmen verstand, bewies er hinlänglich, indem er der Tochter, die bald darauf nach Hause kam, erzählte, wie sehr sich Fistel über ihren Brautstand, der ihm noch unbekannt geschienen, gefreut und auch die Bitte ihm nicht übel genommen habe sich ein wenig vor dem Cousin in Acht zu nehmen.

Anna wechselte bei diesen Worten mehrmals die Farbe, denn sie wußte nur zu gut, wie sehr sie von Felix geliebt war. „Ach, Vater!" sagte sie, „wenn ich zwischen zwei Himmeln zu wählen hätte, ich wüßte wohl, welchen ich vorzöge."

„Na! ziere Dich nur nicht," gab der Alte zur Antwort, „Du bekommst einen vortrefflichen Himmel, den Du ums Brot nicht zu bitten hast, und was den da oben betrifft, der ist Dir sicher, nota bene, wenn Du gut und rechtschaffen bleibst."

Felix lief wie ein Irrer in der Stadt umher und fand nirgends Ruhe noch Rast. Er besuchte das Gemälde-Museum, hielt sich lange darin auf und kam heraus, ohne ein Bild gesehen zu haben. „Nur eine Seele weiß ich," rief er aus, „der ich mein Leid gestehen und klagen könnte: Du bist es, Anna, Du, die es mir macht." Heiße, schwere Thränen rollten aus seinen Augen.

Am Abend ging er in die Oper „die Kreuzfahrer" von Spohr. Er konnte aber nur einen Act aushalten, denn die Musik stimmte ihn noch schwermüthiger. Beim Nachhausegehen traf ihn kurz vor seiner Wohnung Herr Klar, der ihn fragte, woher er komme. Felix antwortete: „Aus der Oper."

„Ist die schon aus?"

„Nein, ich habe — ich wollte — ich konnte — ich hatte an einem Act genug," stotterte Felix.

„Und warum dies? Die Musik ist ja vortrefflich."

Fistel mochte den wahren Grund nicht gestehen und sagte: „Ich habe mich geärgert: die Oper heißt „Die Kreuzfahrer," aber man sollte sie die B-fahrer nennen; denn Spohr kommt wenigstens im ganzen ersten Act nicht aus den B-Tonarten heraus."

Klar lächelte und wünschte eine gute Nacht. Der Wunsch aber ging nicht in Erfüllung; denn Felix lag lange im Bette, ehe der Schlaf seinem Gram und seinen Thränen ein Ende machte. Mit dem Erwachen fing sein Elend aufs neue an. Aber plötzlich durchzuckte die Nacht seines Kummers ein Hoffnungsstrahl. „Wie!" sagte er zu sich selbst, „wenn es bloß des Vaters Wille wäre Beide vereinigt zu wissen? wenn Anna nur aus Gehorsam ihn erfüllte? Aber darüber will ich mir bald Gewißheit verschaffen, und Anna selbst soll sie mir geben. Bin ich auch von dem Geburtstage ausgeschlossen, so soll sie doch an ihm erfahren, wie heiß ich sie liebe, und daß ich mit meinem Gefühl für sie Himmel und Hölle trotze." Sogleich nahm er Feder und Papier zur Hand und componirte zu dem Text der „Gefundenen" ein Quartett mit Brummstimmen, das er am Abende ihres Geburtstages unter ihren Fenstern wollte singen lassen. Er bat mehrere Mitglieder des Theaterchors um ihre Mitwirkung und studirte ihnen die Pièce auf das sorgfältigste ein. Die Solostimme übernahm er selbst und wußte, was seiner Stimme an Schönheit abging, durch den Vortrag zu ersetzen. Am Abend selbst begab er sich mit seinen Begleitern ganz in der Stille in den Hof des Bäckers. Alle Fenster waren erhellt, und es ging dort laut und munter zu. Schon verlor Felix all seinen Muth und verschob das Ständchen von Minute zu Minute, so daß seine Begleiter ungeduldig wurden und zum Anfangen drängten.

„Gleich, gleich!" antwortete Felix ängstlich, „ich weiß nur noch nicht, von wo aus wir am besten gehört werden können. Auch möchte ich gern den schicklichsten Moment abpassen."

„Nun," meinte Einer, „hier ist ja ein Mehlsack, steigen Sie doch da hinauf, da können Sie bis in die Fenster sehen und von dort aus ganz deutlich gehört werden."

Mit diesen Worten halfen ihm die Begleiter auf den Sack und warteten auf das Zeichen zum Anfange. Nach wenigen Secunden flüsterte er ihnen zu: „Jetzt!“

Aber ehe er noch den ersten Ton singen konnte, hob sich blitzschnell der Sack und ging so hoch, daß Felix den Fenstern des Gesellschafts-Zimmers gerade gegenüber zwischen Himmel und Erde zu hangen kam. Er wußte nicht, wie ihm geschah, und es war ein Glück und ein Wunder, daß er nicht vor Schreck das Gleichgewicht verlor und hinab stürzte; denn dieser Salto mortale hätte ihm sicher das Leben gekostet. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten die Bäckerburschen, die noch spät am Abend mit Mehlaufwinden beschäftigt gewesen, sich diesen üblen Spaß auf ihre eigene Hand erlaubt. Seine Begleiter stutzten und waren für den Augenblick ebenso rathlos wie er selbst. Bald jedoch kam ihnen die Sache auch wieder lächerlich vor, und nur einer, gutmüthiger als die übrigen, die sich schon ohne Weiteres fort schleichen wollten, rief ihm leise zu: „Bleiben Sie nur ganz ruhig; ich werde schon Rath schaffen, daß Sie wieder herunter kommen.“

Gleichwohl dauerte es doch ziemlich eine Viertelstunde, ehe die ersehnte Hülfe erschien, und Felix hatte zu alle dem noch den Schmerz zu sehen, wie seine Anna als Himmel's Braut neben dem Bräutigam auf dem Sopha saß, der sie liebkosend fest umschlungen hielt. Bei diesem Anblick wurde ihm ganz schwarz vor den Augen, und es war hohe Zeit, daß der Tenorist, welcher ihm Hülfe versprochen, mit einem Laternen-Anzünder in den Hof trat, so daß er mittels der mitgebrachten Leiter wieder herunter steigen konnte.

Für dies Mal hatte unser guter Felix genug; ja er war von seinen Liebesträumen bald ganz geheilt, denn er sah ein, daß ihm hier keine Hoffnung mehr blühe.

Man wird sich leicht denken können, wie sehr ihm durch alle diese herben Erfahrungen der Aufenthalt in Berlin verleidet wurde. Das Haus der Baronin verschaffte ihm noch einige Zerstreuung, und er gab seinen Unterricht dort mit um so größerem Eifer, als das Fräulein ihm in Allem folgte, Fleiß zeigte und erfreuliche Fortschritte machte. Auch sah er sich von der Frau Baronin, die

äußerst freigebig war, durch mancherlei Aufmerksamkeiten für seine Mühe extra belohnt. Nur ein von früher her eingeschlichener Fehler der Schülerin machte ihm viel zu schaffen. Er zeigte sich beim Triller. Das Fräulein konnte mit diesem nicht anders fertig werden, als wenn die Füße die Bewegung der Finger mitachten, so daß beim Nachschlag der neben ihr Sitzende einen förmlichen Fußtritt von ihr erhielt. Felix versuchte alle Mittel ihr diese Untugend abzugewöhnen, und sie selbst gab sich alle erdenkliche Mühe. Aber Nichts half. Die fleißigen Triller-Uebungen hatten, ohne dem Uebel abzuhelfen, nur die Folge, daß das Mädchen sich über die Maßen anstrengte und auf mehrere Tage zum Spielen ganz unfähig wurde.

In der einen Stunde trug Angelika eine Pièce vor, mit welcher sie ihren Vater überraschen wollte, der jeden Tag und jede Stunde von seiner großen Reise zurück erwartet wurde. Felix äußerte seine vollkommene Zufriedenheit und sagte: „Sie haben vortrefflich gespielt, mein gnädiges Fräulein, so daß ich Nichts zu tadeln wüßte. Nur der böse Triller! Ich sehe sehr wohl ein, wie viel Mühe Sie Sich geben: schade, schade, daß es immer noch nichts hilft.“

„Glauben Sie mir,“ antwortete das Fräulein, „daß ich selbst mich am meisten darüber ärgere. Ich habe mir schon oft gedacht, ob nicht das helfen müßte, wenn mir die Füße zusammengebunden würden. Ach! machen wir einmal einen Versuch!“ Bei diesen Worten griff sie nach ihrem Halstuch, nahm es ab, reichte es Felix hin und sagte lachend: „Binden Sie sie mir.“

Felix zögerte; denn er fühlte sehr wohl, daß es eine ganz eigene Zumuthung war, und erst, als die Schülerin ihn wiederholentlich gebeten hatte, verstand er sich dazu. Eben ist er im Begriff, nachdem er, auf einem Knie sich niederlassend, ihren Wunsch erfüllt hat, wieder aufzustehen, — da tritt plötzlich der Baron ins Zimmer.

Stutzig über die Situation, in welcher er Fistel mit seiner Tochter findet, und durch den Schreck und das Erröthen Beider auf die ärgste Vermuthung gebracht, ruft er mit furchtbarer Stimme: „Was ist das?“

Weder Angelika noch Fistel können vor Schreck einen Laut hervorbringen. Durch den Anblick der gebundenen Füße aufs höchste empört, springt der Baron wie ein grimmiger Löwe auf Felix zu, packt ihn bei der Brust und wirft ihn zur Thür hinaus mit den Worten: „Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß ich aus Rücksicht auf meine Familie genöthigt bin zu schweigen, sonst sollte Ihre frevelhafte Aufführung Ihnen theuer zu stehen kommen."

Während Felix das Haus verließ, hatte sich bei Angelika die Sprache wiedergefunden, und sie erzählte ruhig ihrem Vater den Hergang der Geschichte. Mutter und Tochter baten, von Fistel's Schuldlosigkeit vollkommen überzeugt, daß er ihn schriftlich auffordern möge wiederzukommen. Aber Nichts bewegte den Baron dazu, und er schwur, daß dieser sittenlose Mensch nie wieder sein Haus betreten werde.

Unsers Felix Unglück hatte seine größte Höhe erreicht, und er war nunmehr fest entschlossen Berlin so bald wie möglich zu verlassen, um als reisender Künstler sein Heil anderwärts zu versuchen. Er ging noch einmal die Direction um die Vergünstigung an im Theater spielen zu dürfen, in der Hoffnung sich als Virtuose einen Namen zu machen. Von Tag zu Tag wartete er auf eine Antwort und vertauschte inzwischen seine bereits gekündigte Wohnung mit dem Gasthofe. Aber auch hier harrte er vergeblich auf Bescheid und sagte eines Abends im höchsten Mißmuth: „Erhalte ich bis morgen Mittag keine Antwort, so reise ich ab."

Mit diesem Vorsatz legte er sich nieder. Indeß selbst diese letzte Ruhe sollte ihm nicht ungestört bleiben. Früh am Morgen, als er noch fest schläft, kommt leise ein Krankenpfleger, vom Arzt geschickt, in sein Zimmer und gießt ihm in dessen Auftrage einen Löffel voll bittrer Medicin in den zufällig offenen Mund. Felix wacht erschrocken auf, sieht einen fremden Mann vor seinem Bette stehen, will rufen und reden, aber kann es vor Husten und Sprudeln nicht. Die Medicin war ihm unrecht in die Kehle gelaufen. Da springt er aus dem Bett, packt den Medicin-Spender bei der Brust und droht ihm mit Schlägen. Der Krankenwärter weicht aus, reicht ihm gutmüthig ein Stück Zucker hin und bittet ihn dringend den Trank doch bei sich zu behalten.

„Was zum Teufel soll ich denn behalten?“ schreit endlich Felix.

„Nun! Die Medicin.“

„Bin ich denn krank?“

„Freilich und recht sehr.“

„Sie sind wohl nicht bei Sinnen.“

In dem Augenblick tritt der Kellner mit einem Briefe und den Worten in die Stube: „An Herrn Fistel von der Theater-Intendantur.“

Felix öffnet hastig den Brief, findet eine abschlägliche Antwort und seufzt vor sich hin: „Also auch diese Hoffnung vereitelt!“

„Fistel! um Gotteswillen, Fistel heißen Sie?“ fragte der erschrockene Krankenwärter; „da hat man mich nach einem falschen Zimmer gewiesen.“

Felix in seiner Gutmüthigkeit beruhigte ihn und sagte mit schmerzlicher Laune: „Ich hoffe, daß mir die Medicin nicht schaden wird; bin ich auch in Berlin nicht zum öffentlichen Auftreten gelangt, so kann ich doch sagen, ich habe viel eingenommen, wenn auch nur Bitteres.“ Noch denselben Mittag verließ er, ohne von irgend Jemandem Abschied zu nehmen, außer von dem Doctor Pohl, den er herzlich liebgewonnen hatte, für immer Berlin.

XI.

So wenig unser Felix hier vom Glück begünstigt worden war, ebenso wenig stand es ihm auf seinen nächsten Reisen zur Seite. Er durchzog in einem Zeitraum von vier Jahren fast ganz Deutschland, Polen und einen Theil von Rußland. In den beiden ersten Ländern verdiente er nur wenig. Die Einnahmen reichten oft nicht hin, die Ausgaben der Concerte zu decken. In Rußland dagegen ging es ihm besser, und er hatte sich binnen Kurzem ein recht hübsches Sümmchen zusammengespielt. Schon dachte er daran in sein Vaterland zurückzukehren, da traf ihn ein neuer Unfall. An einem Abend, den er bei einer deutschen Familie in der russi-

schen Stadt M. vergnügt zubringt, kommt in der Nähe seiner Wohnung Feuer aus. Vom Lärm erschreckt, eilt er fort und sieht schon von weitem die Nebengebäude seines Hauses in Flammen stehen. Die Angst verdoppelt seine Schritte, und athemlos stürzt er in sein Zimmer. Aber hier findet er die Thüren und Schränke erbrochen und Alles rein ausgeräumt. In der Meinung, daß seine Sachen von der Rettungsmannschaft in Sicherheit gebracht seien, beruhigt er sich und wartet, nachdem das Feuer gedämpft ist, auf die Zurückgabe derselben. Doch es erfolgte keine, und nur zu bald gelangte er zu der traurigen Gewißheit, daß man ihm alle seine Habe geraubt hatte. Nichts aber schmerzte ihn so sehr wie der Verlust seines italienischen Violoncello. Er schrie, betete, weinte und fluchte. Die Polizei gab sich alle Mühe die Thäter und das Geraubte zu entdecken, aber ohne Erfolg. Felix besaß noch wenige Rubel in seiner Börse, und je mehr diese zu Ende gingen, um so größer wurde seine Angst und Verzweiflung. Den letzten gab er in einem Wirthshause der Vorstadt für einen Imbiß hin.

„Haben Sie nicht klein Geld?“ bemerkte ihm der Wirth.

„Nein! es ist mein einziges und letztes.“

„So gedulden Sie Sich ein wenig; ich werde Rath schaffen und bin den Augenblick wieder da.“

Felix war nun allein im Zimmer, ging händeringend auf und ab und stöhnte laut die Worte: „Alles wollte ich verschmerzen, wenn mir nur mein Instrument geblieben wäre!“ Da, horch! ein Klang und ein Mitvibriren anderer Töne. War das nicht das Reißen einer Saite? Voll Ahnung nähert sich Felix einem Wandschrank, aus dem der Ton gekommen schien und legt sein Ohr daran. Da kann er sich nicht mehr halten, heftig reißt er die Thür auf, und sein liebes, liebes Cello fällt ihm entgegen. Die Freude raubte ihm schier die Sinne. Er hob es unter Lachen und Weinen zugleich aus seiner Gefangenschaft hervor, umfaßte es unter tausend Küssen und benetzte es mit seinen Thränen.

Als der Wirth zurückkehrte, fand er seinen Gast auf dem Cello spielend mitten im Zimmer und blieb, von seiner Musik bezaubert, an der Thür stehen, die Hände wie zum Gebet gefaltet, bis der letzte Ton verklungen war. Indem er unserm Felix das übrige

Geld aufzählte, sagte er: „Da Sie, mein Herr, das Ding zu spielen verstehen, so gehören Sie wohl zu den Leuten, die es mir zur Aufbewahrung übergeben haben?“

„Nein,“ antwortete Fistel, „es ist mir vor 14 Tagen gestohlen worden, und der Zufall ließ es mich hier entdecken. O! ich bin auch außerdem noch um Alles, was ich sonst besaß, gekommen.“

„Sie armer Mann!“ sprach der Russe mit Theilnahme, strich das aufgezählte Geld wieder ein, ging weg und kam mit den Worten zurück: „Hier, mein Herr, Ihr Rubel; von Unglücklichen nehme ich keine Zeche. Und nehmen Sie in Gottes Namen Ihr Baßsettel mit.“

Felix eilte, freudetrunken, mit seinem wiedergefundenen Schatze nach der Stadt zurück, wo er sogleich für den andern Tag ein Concert ankündigte, das aus besonderer Theilnahme für ihn überaus zahlreich besucht war; ja er wurde noch zu einem zweiten und dritten aufgefordert, die nicht minder glänzend ausfielen. Alle Noth hatte ein Ende, und Felix konnte wieder einer freundlichen Zukunft entgegen sehen.

„Es thut mir nur Leid,“ sprach er zu jener deutschen Familie, „daß ich in meiner Angstzeit nach Hause geschrieben und die Eltern um schleunige Hülfe gebeten habe. Was werden sie von mir denken? Denn die wahre Ursache und die ganze Größe meines Unglücks mochte ich ihnen nicht mittheilen: sie würden sich sonst zu sehr um mich gehärmt haben.“

Seine Befürchtung war auch nicht ganz ungegründet; denn bald darauf erhielt er ein Antwortschreiben von seinem Vater folgenden Inhalts: „Mein Sohn! Deine letzte Bitte um Geld hat uns nicht wenig verwundert, um so mehr, als Du erst kurz vorher von großen Einnahmen gesprochen und uns versichertest ein ansehnliches Capital zurückgelegt zu haben. Wo ist es hin? Ich denke doch nicht, daß Du es im Spiel verloren. Mag es aber auch zu Ende gegangen sein, wie es will, ich kann Dir beim besten Willen Nichts mehr geben, oder Du müßtest verlangen, daß wir, ich und Deine Mutter, hungern sollen. Mein einziger Wunsch und Rath ist der dieses herumziehende Leben, bei dem Nichts herauskommt, aufzugeben und Dich mit allem Ernste und Eifer um eine

sichere Stellung, wäre sie auch noch so wenig einträglich, zu bewerben. Schon fünf Jahre bist Du von Deinen Eltern weg, und ich frage: was hast Du als Mensch und Künstler gewonnen? Ich will es Dir sagen: Du hast vieler Herren Länder, die Wirthshäuser der Städte, ihre Concert-Säle und neben geringen Leuten auch etliche Große kennen gelernt. Der Umgang mit Letzteren ist für arme Künstler aber selten ein Gewinn. Mit der Schminke einer heiteren Sorglosigkeit müssen sie ihr Gesicht bestreichen, um sich mit Anstand in solcher Gesellschaft produciren zu können, und fühlen sich um so unglücklicher zu Hause. Ebenso wenig machen ihre Erfahrungen sie besser, nur gewitzigter und verschmitzter. Man staunt sie auf Augenblicke wie Wunder an, treibt Abgötterei mit ihnen, um bald hinterher sie als zeitvertreibende Narren zu behandeln. Wärest Du in der Composition fleißig gewesen, so könntest Du Dich jetzt um die Stelle eines Concertmeisters bemühen und hättest eine Aussicht mehr auf eine sichere Versorgung. Der Einwurf, den Du mir machtest, daß in der Regel nur Violinisten zu dergleichen Stellen genommen würden, ist nichtig. In jedem größeren Institute wird man lieber Männer an die Spitze stellen, welche tüchtige Clavierspieler, Partituren-Leser und Componisten sind, als bloße Geiger.

„Kehre nach Deutschland zurück. Was Dir Rußland giebt, das wirst Du auch in Deinem Vaterlande finden. Geh in das Herzogthum —. Der Herzog selbst, ein höchst kunstsinniger Herr, liebt, wie ich weiß, vorzugsweise Dein Instrument; vielleicht, daß Du mit Hülfe meines alten Freundes, des Kapellmeisters Redlich, der von Wien aus in des Herzogs Dienste trat, eine Anstellung erhältst. Zu diesem Zwecke füge ich meinem Briefe inliegende Zeilen an ihn bei.“

Felix folgte dem väterlichen Rathe und sah sich nach etlichen Wochen in der Residenz des Herzogs. Er suchte sogleich den Kapellmeister auf, um ihm die kleine Einlage, welche der Vater seinem Schreiben beigefügt hatte, einzuhändigen. Vor der Thür stehend, hörte er im Zimmer Clavier spielen, dabei laut zählen und dazwischen eine Art Trommeln. Felix konnte sich nicht erklären,

was das zu bedeuten habe. Er klopfte mehrmals an, aber vergebens und trat endlich ohne Weiteres ins Zimmer.

Ein ältlicher Herr, in welchem er bald den Kapellmeister vermuthete, saß am Clavier; ihm zur Seite war ein Anderer, der, vor zwei Stühlen knieend, nach einem vorliegenden Notenblatt auf ihnen herum trommelte. Die Herren ließen sich bei Felix Eintritt nicht stören und brachten das begonnene Musikstück mit unendlichen Bemerkungen von Seiten des Kapellmeisters zu Ende.

„Ja, ja," sagte dieser am Schluß freundlich zu seinem Schüler: „Sie sehen, selbst die Pauke ist nicht so leicht, wie man glaubt; aber verlieren Sie nicht den Muth, und seien Sie nur fleißig, dann wird's schon gehen. Morgen kommen Sie doch wieder?"

Mit diesen Worten entließ er ihn und trat nun näher zu Felix, der ihm mit der Anrede: „Ich glaube die Ehre zu haben in Ihnen den Herrn Kapellmeister zu sehen?" das Schreiben des Vaters überreichte.

Der Kapellmeister las es rasch durch und sagte, indem er ihn mit herzlicher Freude willkommen hieß: „Wie freut es mich in Ihnen den Sohn meines alten Freundes kennen zu lernen. Wie geht es Ihrem guten Herrn Vater?"

Felix beantwortete in der Kürze alle an ihn gerichteten Fragen, und bald darauf meinte der Kapellmeister: „Sie sind gewiß in der Absicht gekommen sich hier hören zu lassen? O! ich habe mit Vergnügen Ihren Namen schon rühmlich in den öffentlichen Blättern gefunden und mir gewünscht, daß Sie auch uns besuchen möchten. Sie könnten keinen besseren Zeitpunct gewählt haben; denn eben ist mir ein Concert im Theater für Morgen Abend angesagt worden, in welchem ein fremder Violinist sich hören lassen will, und da kann ich leicht auch für Sie ein paar Pièçen einlegen. Ueberdies liebt unser gnädigster Herzog leidenschaftlich das Cello; er spielt es selbst, und es ist möglich, daß man Sie, außer dem Concert im Theater, auch bei Hofe zu hören wünscht. Was ich dafür thun kann, soll mit Vergnügen geschehen."

„Sie sind so gütig, Herr Kapellmeister, daß ich mit dem Dank in Verlegenheit bin."

„Nicht Ursach, mein junger Freund, und wenn ich es thue, so

trage ich nur eine alte Schuld an Ihren Herrn Vater ab, der in der Noth wie ein Bruder an mir gehandelt hat. Sie sollen, so lange Sie hier bleiben, mein Sohn heißen, und ich will Sie auch unter meinem Dache wissen." Hierbei rief der Kapellmeister seinen Diener und befahl ihm sogleich unsers Felix sämmtliche Sachen aus dem Gasthofe zu holen.

Redlich und Felix nahmen nun beide auf dem Sopha Platz und unterhielten sich auf das angelegentlichste. „Wer war denn der Herr?" fragte Felix unter Anderem, „den ich bei meinem Eintritt in das Zimmer auf der Erde knieend fand?"

Der Kapellmeister antwortete: „Sie sahen in ihm den ehemaligen Theater-Recensenten Gischt, der noch vor Kurzem auch mich mit seinen hämischen Seitenhieben nicht verschont und mir mit Hülfe meines Herrn Collegen manchen Verdruß bereitet hat. Dieser, sein Gönner, aber will Nichts mehr von ihm wissen, und da er bei seiner starken Familie mit Schimpfen und Lobhudeln nicht mehr so viel verdienen kann, wie er zum Lebensunterhalte braucht, so hat es doch am Ende der alte Redlich sein müssen, der sich seiner angenommen, um ihn für die bald vacant werdende Paukerstelle in unserem Orchester tauglich zu machen. Zu etwas Anderem ist er nicht zu brauchen. Zwar verdient er es keinesweges, daß ich Böses mit Gutem vergelte, aber vielleicht bessert es ihn ein wenig, wenn er sieht, wie ich mich räche."

„Sagen Sie, Herr Kapellmeister," fragte Felix, „wer ist denn dieser College, von dem Sie sprachen?"

„Unser Musikmeister Schriller," war die Antwort, „ein Mann, der zwar unter mir steht, aber sich hier fast allmächtig zu machen verstanden hat."

„Schriller doch nicht? Um Gottes Willen! doch der nicht?"

„Eben der ist es, vor welchem Sie erschrecken, und Ihr Schreck sagt mir, daß Sie ihn genau kennen."

„Dieser Schriller wäre hier Musikmeister?" entgegnete verwundert Felix, „ein Mensch ohne alles Talent, der Nichts weiter auf seiner Geige herausbringen konnte als ein leidliches Staccato und kaum eine Tonleiter auf dem Claviere? Wie war es möglich, daß dieser Mann zu einer solchen Stelle gelangte?"

„Auf seiner Reise als Violin-Virtuose, wofür er sich ausgab," erzählte Redlich, „führte ihn der Weg auch zu uns. Er erbat sich die Gnade von Seiner Durchlaucht im Theater spielen zu dürfen. Ich unterstützte sein Gesuch, und zwar um so lieber, als er sich für einen Schüler Ihr Vaters ausgab, und es wurde ihm seine Bitte gewährt. Am Morgen vor der Probe seines Concerts geht er zufällig am Schloß vorüber. Da hört er vom hintersten Portale aus einen Schrei und sieht zugleich einen Wagen mit scheu gewordenen Pferden hervorstürzen. In diesem Augenblicke hat er die Geistesgegenwart rasch die Thorflügel des äußeren Portales auszuhaken und zuzuschlagen. Die Pferde kommen wild bis an das Thor heran und bleiben ruhig davor stehen. Mit Thränen dankte ihm aus dem Wagen eine Dame — es war die Prinzessin L. — und bittet ihren Lebensretter um seinen Namen. Er nennt ihn und entfernt sich. Die glückliche Rettung der geliebten Prinzessin verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt, und alle Herzen hatte Schriller für sich gewonnen."

„Bescheiden erzählte er dem bereits versammelten Orchester den Vorfall und bat um Nachsicht, wenn der Schreck, den er noch in den Gliedern fühle, sich für sein Spiel nachtheilig äußern sollte. Sein Solo hob an, und er spielte herzlich schlecht. Aber Jeder fand es natürlich und applaudirte, so laut er konnte. Am Abend selbst ging es noch schlechter, so daß ich Alles fürchtete und schon ein Vaterunser für ihn betete. Indeß bekam er auch da einen stürmischen Beifall, der aber ebenfalls weniger dem Künstler als dem Menschen gezollt wurde. Gleich nach dem Concert ließ ihn der Herzog in seine Loge rufen. „Sie haben heute Morgen meine Tochter aus großer Gefahr gerettet," sprach er im huldreichsten Tone zu ihm, „und ich bin Ihr großer Schuldner. Sagen Sie, womit ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen kann?"

Schriller antwortete: „Wenn ich um eine Gnade bitten darf, so wäre es nur die, daß Ew. Durchlaucht dem schlecht bewährten Künstler zu Gute kommen ließen, was Sie dem Menschen zugedacht, der nur seine Pflicht gethan."

„Sie sind ebenso bescheiden wie brav," antwortete der Herzog, „und ich bitte, daß Sie meinem Danke nicht ausweichen."

„Nun, so will ich eine unterthänigste Bitte wagen; lassen mich Ew. Durchlaucht in Ihre Dienste treten; die eben vacant gewordene Musikmeister-Stelle einzunehmen wäre mein höchster Wunsch."

„Mit Vergnügen gebe ich sie Ihnen und glaube es im Sinne meiner Kapelle zu thun."

Einige Tage darauf erhielt Schriller die schriftliche Zusicherung der Stelle, und zwar mit dem vollen Gehalte seines Vorgängers.

„Konnte er denn den Anforderungen entsprechen, die man an einen Musikmeister macht?" fragte Felix.

„Nicht im geringsten. Er fühlte auch seine Schwäche, spielte den Bescheidenen und wurde in der ersten Zeit regelmäßig krank, so oft er ein größeres Solo vortragen sollte. Später wagte er es eher, obgleich nie etwas Sonderliches dabei herausgekommen ist. Und noch schlimmer steht es mit dem Dirigiren, so wenig er auch damit zu thun hat. Ja einmal, da ich krank war und er mich vertreten mußte, soll er nach einer ganz fremden Partitur dirigirt haben und seinen Irrthum nicht eher gewahr worden sein, als bis man ihn am Schluß darauf aufmerksam machte. Ueberhaupt bedaure ich oft das Orchester. Statt von ihm geleitet zu werden, muß es ihn führen. Denn er lauscht und lavirt bei jedem neuen Tempo so lange, bis das Orchester ihn auf den rechten Weg gebracht hat. Daher klagen auch fremde Virtuosen, die ihn noch nicht näher kennen, ganz besonders über ihn, weil er sich weder in ihren Vortrag hinein finden kann noch auch dem Orchester Freiheit genug läßt dem Künstler zu folgen. Die meisten der accompagnirenden Musiker kümmern sich auch nicht um ihn, vertrauen ihrem eigenen richtigeren Gefühl, hören nur auf den Virtuosen und lassen Schriller zu seinem eigenen Privatvergnügen in Gottes Namen fort taktiren. Sein Hauptlobredner war der Theater-Recensent Gischt, der sich wirklich alle mögliche Mühe gab ihn, selbst auf meine Rechnung, in den Augen des Herzogs und des Publicums zu heben. Was für ein Ende es aber damit genommen, das beweisen Ihnen seine Paukerstudien, von denen Sie so eben Zeuge gewesen sind."

„Aber sagen Sie, Herr Kapellmeister, wie konnte sich Schriller,

trotz dieser Lobrednereien, bei seiner Talentlosigkeit in einer solchen Stellung erhalten?"

„Was ihm in musikalischer Hinsicht abging, das wußte er durch eine Menge Einrichtungen zu ersetzen, die mit der Kunst allerdings in gar keiner Verbindung stehen. Weil sie den Schein des Guten an sich trugen, so unterstützte ich sie selbst, und der Herzog, der sehr wohl weiß, daß ich mich mit dergleichen Geschichten nicht gern befasse und darum Schrillern unbedingtes Vertrauen schenkte, ließ alle seine Vorschläge ins Leben treten.

„So wirkte er beim Herzog eine Dienstuniform aus, während es mir immer vollkommen gleich war, ob der Geiger oder Clarinettist einen grünen oder einen blauen Rock trägt, wenn er nur sein Instrument zu spielen versteht. Ebenso gründete er noch im ersten Jahr eine besondere Strafkasse, gegen die ich gar Nichts einzuwenden hätte, und die dem Herzog um so mehr gefiel, da der Zweck ein ganz löblicher war. Für die Strafgelder sollten nämlich die erforderlichen Saiten, Kolophonium, Dienst-Instrumente und die Reparaturen besorgt werden, so daß derjenige, welcher streng und pünctlich seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, für dergleichen Dinge keinen Groschen auszugeben hätte. Und daß dabei keiner, der sich die geringste Nachlässigkeit zu Schulden kommen läßt, seiner Strafe entgeht, dafür weiß Schriller mit merkwürdiger Emsigkeit zu sorgen. Oft sehe ich ihn, während ich die Partitur durchblättere, mit der Uhr in der Hand dastehen, und wehe dem Unglücklichen, der ein paar Minuten zu spät am Pulte sitzt! Ebenso schleicht er während der Proben, wenn er Nichts zu thun hat und eigentlich gar nicht da zu sein brauchte, diensteifrig in den dunkeln Räumen des Theaters umher, um seine Bemerkungen zu machen. Den größten Einfluß aber hat er sich durch sein neues Zulagesystem zu verschaffen gewußt, und dadurch regiert er die Kapelle statt sie zu dirigiren."

„Wie so?" unterbrach ihn hier Fistel; „ich denke, daß dergleichen Zulagen immer durch die musikalischen Leistungen bedingt sind, und bei diesen haben doch Sie die erste und entscheidende Stimme."

„Ja doch, ja," entgegnete der Kapellmeister verdrießlich, „so

sollte es eigentlich sein, und so hat es Schriller auch dem Herzog ebenso wohl wie mir vorgestellt. Mir aber werden die Gesuche um Gehalts=Zulage immer erst dann vorgelegt, wenn Alles schon so ziemlich abgemacht ist, und wird nun auch bisweilen ein minder brauchbares Mitglied von Schriller zu einer Zulage vorgeschlagen, so gebe ich doch gewöhnlich meine Zustimmung aus Rücksicht auf die häuslichen Verhältnisse des Bittstellers. Aber weiß Gott, wie es damit sein mag, ich habe da allerlei Reden gehört, die mich fast vermuthen lassen, daß es dabei doch nicht ganz rechtlich und nach Verdienst zugeht. Ich kümmere mich nur um meine Musik, und und wie wehe es mir auch thut statt der ehemaligen Freundschaft, Vertraulichkeit und brüderlichen Herzlichkeit in der Kapelle jetzt nur Brotneid, gegenseitiges Mißtrauen und Haß zu finden, so habe ich doch absichtlich von dieser Veränderung bis jetzt keine Notiz genommen. So lange ich mit den musikalischen Leistungen des Orchesters zufrieden und nicht selbst Zeuge von offenbaren Ungerechtigkeiten bin, lasse ich lieber Alles gehen, wie es geht. War es mir doch eigentlich lieb, daß dieser Herr Schriller sich mit so vieler Bereitwilligkeit der administrativen Verwaltung und Beaufsichtigung unterzog, die mir, wie gesagt, stets eine Last gewesen ist. Wenn sich freilich die Gerüchte, die ich wider meinen Willen in neuester Zeit wiederholentlich habe hören müssen, als Wahrheit bestätigen, dann würde ich es als ehrlicher Mann für meine Pflicht halten dem Herzog darüber zu berichten. Denn einen Stümper in der Kunst kann ich mir wohl allenfalls gefallen lassen, so lange das Orchester unter meiner Leitung steht, aber wenn dieser Stümper zugleich ein schlechter Mensch wäre, dann müßte entweder er fort oder ich."

Während dieser Rede trat der Bediente ein und meldete einen Herrn vom Orchester.

„Verzeihen Sie, Herr Kapellmeister," sprach der Eingetretene, „wenn ich in meiner Aufgeregtheit nicht die rechten Worte wähle. Man hat mich jetzt aufs neue bei der Zulagen=Vertheilung übergangen, und ich wage zu fragen, womit ich diese abermalige Zurücksetzung verdient habe. Nur die Freunde von Herrn Schriller

sind wieder bedacht worden. Ich diene länger in der Kapelle als jene und weiß nicht, ob ich ihnen als Künstler nachstehe."

„Keineswegs," entgegnete Redlich, „ich bin stets mit Ihnen zufrieden gewesen und würde Ihnen eine Zulage von ganzem Herzen gönnen."

„Also," fuhr jener fort, „werden Sie auch gewiß nicht meine Pensionirung beantragt haben, von der ich so eben gehört."

„Was?" fiel ihm hier Redlich unwillig ins Wort, „Sie sollen pensionirt werden? Da würde ich ja meinen besten Oboer verlieren! Davon weiß ich kein Wort, und ich gebe Ihnen meine feste Versicherung, daß dies mit meinem Willen nicht geschehen soll."

„Also darauf kann ich mich verlassen?"

„Gewiß."

„So weiß ich, was ich zu thun habe."

Mit diesen Worten verließ der Eingetretene hastig das Zimmer, während ihm der Kapellmeister gutmüthig nachrief: „Uebereilen Sie nur Nichts, es wird sich Alles schon finden."

Bald darauf wurde ihm vom Bedienten ein Brief mit einer Einlage von 20 Thalern übergeben, der so eben angelangt war. Redlich öffnete und überlas ihn flüchtig, legte das beigefügte Geld einstweilen auf den Tisch und reichte Felix das Schreiben mit den Worten: „Da sehen Sie selbst."

Felix las: „Sehr geehrter Herr Kapellmeister! So eben erhalte ich durch den Musikmeister Schriller die Nachricht, daß der erste Oboer zur Pension vorgeschlagen ist und ich mich um diese Stelle bewerben solle. Herr Schriller sichert sie mir zu, unter der Voraussetzung, daß Ew. Wohlgeboren mir Ihre gütige Zustimmung nicht versagen. Daß ich die Pflichten der Dankbarkeit nie vergessen werde, mögen Hochdieselben aus der Kleinigkeit abnehmen, die ich hier beizufügen mir die Ehre gebe. Hochachtungsvoll Ew. Wohlgeboren unterthänigster B. Kneifer."

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, packte der Kapellmeister Brief und Geld zusammen und schickte Beides wieder an den Absender zurück.

Unterdessen waren die Sachen aus dem Gasthof angekommen, und auf die Frage des Kapellmeisters, was Fistel zu spielen ge-

denke, suchte er unter seinen Musikalien diejenigen Pièçen hervor, die er, falls sie Redlich passend fände, spielen wollte. „Dürfte ich Sie aber," setzte er hinzu, „wohl ergebenst bitten für den Concert-Abend die Direction selbst zu übernehmen? Nach dem, was Sie mir von Schriller mitgetheilt haben, ist mir fast bange vor ihm."

„Das versteht sich von selbst," beruhigte ihn Redlich, „ich dirigire, und Schriller mag seine erste Geige spielen. Es wird ihm das selbst ganz erwünscht sein. Morgen früh um 10 Uhr ist die Probe; Sie haben also bis dahin Zeit genug sich von Ihrer Reise zu erholen und können nöthigenfalls auch Ihre Concertstücke noch ein wenig durchgehen."

In der Concert-Probe sahen sich Fistel und Schriller nach Verlauf von sechs Jahren zum ersten Male wieder und fanden sich so verändert, daß es Beiden leicht wurde sich gegenseitig nicht zu kennen.

Der Kapellmeister stellte Fistel und Tremolini, so hieß der Violinist, der Kapelle vor und begann die Probe. Tremolini spielte als Fremder zuerst. Er führte seinen Namen mit Recht, denn er kam auf seiner Geige aus dem Zittern und aus convulsivischen Zuckungen nicht heraus, so daß jeder kleine Ruhepunct nur eine Erholung zu neuer Verzweiflung zu sein schien. Aber so erforderte es auch die Composition, die mit vollem Rechte „Die Pönitenz des Lebens oder Hypochondrie, Hysterie und Kolik" hieß. Dem entsprach auch ganz die äußere Erscheinung des Künstlers, in dem man nimmermehr den routinirten und speculirenden Alltagsmenschen wieder erkannt hätte, der er im gewöhnlichen Leben war. Denn auf der Bühne zeigte er ein wahres Jammerbild. Wie ein Regenwurm am Angelhaken, machte er sich bald lang, bald kurz, stöhnte und ächzte, daß einem ganz wehe wurde, und verdrehte die Augen zum Entsetzen. Bei jedem Schicksals-Schlag, den die Musik ausdrückte, fiel er fast mit der Nase zur Erde, und wenn er sich wieder aufrichtete, konnte man ihn kaum wieder erkennen, so verwildert und verworren hingen ihm seine langen Haare am Gesicht herunter.

Auf diese Pièçe folgte ein musikalischer Schwank: „Der Fisch-,

Vogel- und Schweine-Markt am Antoniusfest zu Rom." In dieser Composition war Scherz und Ernst, Poesie und Prosa so durch einander geworfen, daß kein Mensch daraus klug werden konnte. Sie mußte wie ein Salat genossen werden, auf guten Glauben und in der Voraussetzung, daß er nichts schade. Man hörte in diesem musikalischen Tongemälde das Zwitschern der Vögel, das Geschrei der Hühner, das Grunzen der Schweine, das Geläute der Glocken, die kreischenden Stimmen der Markt-Weiber, die würdevollen Töne der Orgel und des segnenden Priesters (denn an diesem Tage werden die Hausthiere in Rom vor die Antoniuskirche getrieben, um den Priestersegen zu empfangen), das Klingeln mit dem Meßglöcklein und das Klappern der Opfergroschen, Alles so treu und täuschend nachgeahmt, daß man sich selbst mitten in dem wüsten und verworrenen Volks- und Thier-Gedränge zu befinden glaubte.

Nun kam unser Felix an die Reihe; er spielte eine Phantasie von sich und die „Liebe in der Wüste." Sein ruhiges und besonnenes Spiel sowie seine soliden inhaltreichen Compositionen stachen sehr gegen die des Violinisten ab; er bekam von der ganzen Kapelle den ungetheiltesten Beifall und einen freundlichen, vielsagenden Händedruck vom Kapellmeister.

Nur Schriller knirschte vor innerer Wuth und sagte zu seinem Nachbar laut, so daß es Redlich und Felix hören konnten: „Abgedroschene Gedanken — kalt wie ein Frosch — ohne allen Ton — und detonirt ganz fürchterlich — Der sollte doch nicht mit einem solchen Virtuosen in die Schranken treten wollen."

„Just das Gegentheil möchte ich bemerken," antwortete der Angeredete; „der Cellist gefällt mir; er ist innig und wahr in seinem Spiel und wenigstens kein solcher Charlatan wie der Italiener."

Für den Abend ließ sich bei dem großen Rufe, der dem Tremolini voraus gegangen war, ein zahlreiches Publicum erwarten. Dabei hatten die Journale der Residenz nicht ermangelt schon mehrere Wochen vorher das Publicum auf ihn aufmerksam zu machen. „Schon bei seiner Geburt," erzählte eins derselben, „habe der Virtuose ein Muttermal mit auf die Welt gebracht,

welches eine vollständig besaitete Geige nebst Bogen darstellte. Der unmusikalische Vater, voll eifersüchtiger Wuth, habe, wie sehr das Kind ihm auch im Uebrigen glich, dieses Males wegen das Aergste vermuthet und sich selbst das Leben genommen. Mutter und Kind seien dadurch in großes Elend gerathen, und sie wären verloren gewesen, wenn sich nicht ein junger talentvoller Violinspieler Beider angenommen und für die musikalische Ausbildung des Kindes gesorgt hätte. In seinem sechsten Jahre sei dieses bereits ein vollendeter Künstler gewesen und habe seiner kleinen Geige so wunderbare Töne zu entlocken verstanden, daß Alles bis zu Thränen gerührt worden sei. Später sei es nicht selten geschehen, daß die scheuesten Vögel zutraulich herbeigeflogen und, auf seinen Schultern sitzend, dem bezaubernden Spiel zugehört hätten. Ja, einmal sei der noch sehr junge Künstler, da er gedankenvoll in den Apenninischen Wäldern herumschweifte, von einem wüthenden Stier angegriffen worden. Er habe zu seiner Vertheidigung Nichts weiter als seine Geige gehabt, und schon bei den ersten Tönen habe das Thier mit leisem Brummen still gestanden und bald darauf Kehrt gemacht."

„Es verdiene bemerkt zu werden," erzählte ein anderes Blatt, „daß der gefeierte Künstler nie einen Tropfen geistiger Getränke zu sich nehme und nur jedesmal vor dem Auftreten zwei Flaschen Madeira trinke, zugleich aber auch sich den ganzen Körper mit Kampfer einreiben lasse, um des künstlich erregten Feuers Herr zu bleiben. Er pflege vor und ebenso nach jedem Concerte dreimal vierundzwanzig Stunden lang zu schlafen; das eine Mal, um die nöthigen Kräfte zu gewinnen, das andere Mal, um sich zu erholen. So sehr strenge das Spiel des Künstlers Leib und Seele an. Wir rathen daher dringend allen wahren Verehrern der Kunst sich den seltenen Genuß, der ihnen an dem heutigen Abend geboten wird, nicht entgehen zu lassen und thun es um so mehr, als zu fürchten steht, daß der Künstler nur zu bald gar nicht mehr öffentlich auftreten wird, indem er sich bereits ein Vermögen von 200,000 Thalern erworben."

Das Theater war am Abend zum Erdrücken voll, und selbst der Herzog mit seiner Familie beehrten das Concert mit ihrer

Gegenwart. Tremolini trat nach der Ouvertüre hervor und wurde, ehe man einen Ton von ihm gehört, mit stürmischem Applaus empfangen. Nach jedem Solo der „Pönitenz" erneuerte sich der Spectakel und wurde endlich so anhaltend, daß man vor lauter Beifallrufen den Virtuosen selbst gar nicht mehr hörte. Unser armer Felix hinter den Coulissen war in einer wundersamen Stimmung, und er mußte es als ein Glück ansehen, daß auf Tremolini's Spiel das einactige Lustspiel: „Tartüffe im Gebiete der Kunst," folgte, welches die Gemüther wieder etwas zur Ruhe kommen ließ.

Felix, durch den maßlosen Beifall, der dem Charlatan gezollt worden war, zwar unangenehm berührt, doch keineswegs muthlos gemacht, trat nun hervor, verneigte sich mit bescheidenem Anstand gegen den Herzog und das Publicum, setzte sich und gab dem Kapellmeister durch einen Wink das Zeichen zum Anfang. Fern von jener lächerlichen Künstler-Eitelkeit, die jeden Ton für verschwendet hält, den sie im Tutti mit dem ganzen Orchester laut werden läßt, spielte er von Anfang an die Baßstimme mit. Doch wie erschrak er, als er bald bei den ersten Tönen die Streich-Instrumente des Orchesters um einen Viertelton höher gestimmt fand als sein eigenes Cello und die Blase-Instrumente. Gleich die ersten Takte klangen schrecklich. Felix konnte sich daher nicht enthalten an die Lampen vorzugehen, um Ruhe zu bitten und durch den Kapellmeister die Orchester-Mitglieder ersuchen zu lassen, daß sie vorher rein stimmen möchten. Der Herzog, wie das Publicum stutzig über diese Unterbrechung, neigte sich neugierig über die Brüstung der Loge hinaus, und erst nach einigen Minuten erwartungsvoller Stille, die nur durch das leise Klimpern der Saiten-Instrumente unterbrochen wurde, begann man zum zweiten Male.

Wie meisterhaft aber auch Felix spielte, er erhielt weder denselben Beifall wie Tremolini, noch fand er auch nur eine gerechte Anerkennung seiner Leistung. Nur Redlich und die Kapelle konnten sich nicht enthalten zu nicht geringer Verwunderung der schweigenden und gleichgültigen Menge ihm ihren Beifall zu erkennen zu geben.

„Was war das?" wendete sich der Herzog nach beendigter

Pièce in seiner Loge zu seinem Adjutanten zurück, „erkundigen Sie Sich doch einmal, warum die Instrumente Anfangs nicht rein stimmten, da dies doch vorher der Fall war."

Der Adjutant eilte hinunter, fragte den ersten besten Musiker, den er zunächst ansichtig wurde, nach der Ursache jener anfänglichen Störung, und dieser theilte ihm in kurzen Worten seine Vermuthung mit: „Er habe Herrn Musikmeister Schriller mit seiner Geige nach Tremolini's Spiel bei den Streich-Instrumenten herumgehen sehen, und wahrscheinlich sei diesen von ihm ein falsches A angegeben worden." Diesen Bescheid brachte der Adjutant dem Herzog zurück, der jedoch damit nicht zufrieden war, sondern es sich vorbehielt nach Beendigung des Concertes die Sache näher zu untersuchen.

Tremolini trug hierauf sein „Antonius-Fest" vor und bezauberte die Menge auf eine solche Weise, daß sich während seines Spiels einige Stimmen hören ließen, die, von der musikalischen Malerei verführt, wider Willen oder aus Uebermuth die darin vorkommenden Thierstimmen nachahmten, mitkrähten oder mitgrunzten. Die Pièce war noch lange nicht aus, da rief man schon, in der Meinung, sie sei beendet, „Da capo", und der Künstler mußte sie noch einmal beginnen. Am Schluß der Wiederholung wurde Tremolini mit Blumen, Gedichten und Kränzen überschüttet, und nachdem er bereits zum fünften Male hervorgerufen und das Publicum ihn wieder aufs neue verlangte, erschien Fistel an seiner Stelle, um seine „Liebe in der Wüste" vorzutragen. Er mußte sich förmlich durch die Blumen und Kränze einen Weg bahnen, so dicht lagen sie auf dem Theater, und konnte dies, da er Bogen und Instrument in den Händen trug, nicht anders, als daß er sie mit den Füßen bei Seite schob. Das aber wurde ihm vom Publicum auf die schlimmste Weise ausgedeutet, und wie schön er auch spielte, nicht eine Hand wollte sich rühren, ja es ließ sich am Schluß sogar hin und wieder ein Zischen vernehmen. Nur der Herzog sowie die Kapelle riefen von Grund des Herzens ihm Bravo zu und applaudirten, so laut sie konnten. Schriller jedoch schüttelte den Kopf und zuckte mit dem Ausdruck des Mitleids die Achseln.

In Folge der näheren Untersuchung über jene Verstimmung

der Instrumente ergab es sich auch bald, daß sie von Schriller aus Haß gegen Fistel in böswilliger Absicht herbeigeführt worden war, um ihn in seinem Spiel zu irritiren. Ein Glück, daß Felix die Geistesgegenwart hatte sogleich einzuhalten, wodurch die Niederträchtigkeit vereitelt wurde. Wie unbedeutend der mißlungene Streich aber auch an und für sich sein mochte, so wichtig wurde er doch dadurch, daß er dem Herzog wie dem Kapellmeister die Augen über Schriller vollständig öffnete. Schon am andern Morgen ließ der erstere den Kapellmeister rufen und befragte ihn auf sein Gewissen, was er von dem Musikmeister als Künstler und Menschen halte. Und da Redlich ihm hierauf erwiederte, daß er zwar von seiner Künstlerschaft nie eine hohe Meinung gehabt, aber seiner administrativen Talente wegen ihn immer für brauchbar genug gehalten habe, so entgegnete der Herzog: „Ich sehe wohl, daß Sie in Ihrem Eifer für die Kunst Sich um die äußerlichen Verhältnisse der Kapelle nicht sonderlich gekümmert haben, und verzeihe es Ihnen daher auch gern, daß ich erst von anderer Seite her Mittheilungen habe erhalten müssen, die mich sehr befremden. Indeß habe ich doch erst seit gestern Abend, wo ich Zeuge seiner Bosheit sein mußte, ihm alle die Schlechtigkeiten zutrauen gelernt, deren er vielfach bei mir angeklagt worden ist. Ich bedaure recht sehr meine brave Kapelle, die so lange Zeit seine Anmaßung und die damit verbundenen Ungerechtigkeiten ertragen mußte. Versichern Sie dieselbe meines fortdauernden Wohlwollens, besonders diejenige, welche den bösen Schein des Denuncianten-Wesens nicht gescheut haben, um mir Eröffnungen zu machen, für die ich ihnen nur dankbar sein kann. Heut Morgen ließ ich Schriller zu mir kommen, und sein eigenes Geständniß bestätigte die meisten Anklagen, die gegen ihn erhoben worden sind, als Wahrheit. So hat er sich, um nur das Eine anzuführen, sogar offenbarer Veruntreuungen schuldig gemacht. Er lieferte der Kapelle deutsche Saiten und ließ sich dieselben aus der Strafkasse als italienische bezahlen. Die Reparaturen der Instrumente haben Flicktischler besorgt, und die Rechnungen dafür lauteten doppelt so hoch als von dem geschicktesten Instrumentenmacher. Schade um die Instrumente, die auf diese Weise für immer verpfuscht worden sind! Am strafbarsten

aber ist die Willkür, die er bei der Vertheilung der Gehalts-Zulagen bewiesen, wovon ich mich durch die Dienstlisten meiner Kapell-Musiker überzeugt habe. Mit dem Gehalte soll nicht sowohl die Kunst belohnt als vielmehr dem Künstler ein angemessener Lebensunterhalt gesichert werden. Daher mögen immerhin bei Vertheilung von Zulagen die Vermögens-Umstände und Familien-Verhältnisse berücksichtigt werden, aber den alleinigen Maßstab dürfen sie nicht abgeben, und noch weniger dürfen unlautere Nebenrücksichten dabei im Spiele sein, wie dies unter Schriller's Verwaltung bisweilen geschehen ist. Um die Kapelle vor ähnlichen Mißbräuchen zu bewahren, wird es daher das Zweckmäßigste sein das ehemalige Gratifications-System wieder einzuführen. Denn einzelne Gratificationen werden, selbst wenn ein Unwürdiger sie erhielte, für die Andern nicht so empfindlich sein wie eine für immer fortdauernde Zulage. Ueberdies hat es mir auch nie recht gefallen wollen, daß der Eine auf den Tod oder die Pensionirung des Anderen warten muß, um eine Verbesserung seines Gehaltes zu hoffen. Einstweilen lege ich die administrative Verwaltung in Ihre Hände, und Sie werden zunächst dafür sorgen, daß die bisherigen Uebelstände so bald wie möglich beseitigt werden. Ich will tüchtige Künstler in meiner Kapelle haben, aber sie sollen auch lebensfrohe Menschen sein.

„Da nehmen Sie," fuhr der Herzog, indem er nach einem Packet Noten griff und sie dem Kapellmeister übergab, in seiner Rede fort, „auch diese Compositionen, und händigen Sie dieselben dem fleißigen und talentvollen Helfauf ein. Ich habe erfahren, daß sie eigentlich von ihm herrühren und er auf Schriller's Zureden sie geschrieben in der Hoffnung auf eine Anstellung in der Kapelle. Schriller aber hat die Unverschämtheit gehabt sie für sein Werk auszugeben und mich um die Dedication zu bitten. Will der wirkliche Componist sie mir dediciren, so versichern Sie ihm, daß ich es gern annehmen werde, denn sie sind wirklich recht brav. Von Schriller aber will ich nichts mehr wissen. Er hat mir in früherer Zeit einen Dienst geleistet, für den ich ihm immer dankbar bleiben werde; daher mag er sein Gehalt als Pension fernerhin beziehen, aber in meinem Lande soll er nicht länger mehr verweilen. Diesen meinen Willen mag ihm der erste Oboer, den

er ohne allen Grund aus dem Dienst entfernen wollte, noch heute eröffnen. Ich hoffe, daß die meisten Mitglieder mit dieser Entlassung ganz zufrieden sein und wir bald einen andern Mann finden werden, der sich neben dem tüchtigen Künstler auch als ein rechtschaffener Mensch bewährt." Mit diesen Worten verließ der Herzog rasch das Zimmer. Redlich stand noch lange in Gedanken da, denn so schlecht hatte er sich Schriller nie gedacht.

Die plötzliche Entfernung des Musikmeisters machte großes Aufsehen in der Residenz, und die Kapelle jubelte vor Freude, daß sie endlich von dieser Geißel befreit war. Schriller ging nach einer Seestadt, in der er seine Pension verzehrte. Doch nur wenige Jahre genoß er sie; denn in Folge der Trunksucht, der er sich ergab, starb er bald eines elenden Todes.

Fistel blieb noch eine geraume Zeit beim Kapellmeister wohnen, spielte mehrmals bei Hofe und duettirte selbst mit dem Herzog. Zu dem einen Hof-Concerte hatte man auch Tremolini eingeladen, um ihn einmal im Zimmer zu hören. Man war entzückt über die eine Solopièce, die er vortrug, aber nicht wenig verwundert, als er bei einigen Quartetten sich zuerst entschieden weigerte zu spielen, bis er endlich in Folge einer dringenden Aufforderung der Prinzessin sich dazu entschloß. Aber er schien weder den Charakter des Musikstückes fassen noch sich in das Tempo finden oder mit den Passagen fertig werden zu können. Schon in dem ersten Theile — es war ein einfaches Quartett von Haydn — kam er heraus, ohne sich wieder zurecht zu finden, obwohl die Andern sich ihm zu accomodiren suchten. Zuletzt übernahm das Quartett ein Anderer, und zwar der jüngste Geiger der Kapelle, der es rühmlichst zu Ende brachte, und Felix hatte hierbei die Genugthuung, daß die deutsche Gediegenheit über die Charlatanerie des Italieners einen entschiedenen Triumph feierte.

XII.

An einem Festtage besuchte Felix in Begleitung des alten Redlich die Domkirche, um die schöne große Orgel zu hören. Sie gefiel ihm über die Maßen, und er sagte: „Ach! was gäbe ich darum, wenn ich nur einen einzigen Vers darauf spielen dürfte!"

„Das kann wohl geschehen," meinte Redlich, ging an den Organisten heran, theilte ihm leise Felix' Wunsch mit, und bald erhielt dieser vom Organisten den Wink sich zu ihm zu setzen und ihn abzulösen.

Fistel, wiewohl er seit langer Zeit nicht gespielt, bewährte sich dennoch als einen tüchtigen Orgelspieler. Seine Zwischenspiele waren höchst originell und doch würdevoll. Dankbar und aufs tiefste bewegt, erfaßte Felix, nachdem das Lied beendigt war, die Hand seines väterlichen Freundes und sagte: „Diese paar Verse haben mich wahrhaft erbaut, und ich fühle mich gehoben und gestärkt wie durch die schönste Predigt. Was sind doch alle anderen Instrumente gegen dieses Riesenwerk? Oft habe ich mir darum auch im Stillen eine Organistenstelle gewünscht, und gegen eine nur einigermaßen einträgliche würde ich gern den ganzen Virtuosenkram hingeben."

„Nun! mein lieber Fistel," antwortete der alte Redlich, „wenn ich Ihnen nun einen solche nachwiese, die in der Nähe vacant geworden, würden Sie dieselbe annehmen?"

„Ohne Widerrede."

„Verstehen Sie denn auch zu singen? denn diese Bedingung wird gemacht, weil das Cantorat damit verbunden ist."

„Wenn die Ansprüche nicht zu hoch sind, so glaube ich wohl mit meiner Stimme und meinem Gesange zu genügen."

„Bravo, Sie sind ja überall zu Hause; so hören Sie denn meinen Rath. Die Stelle soll im Verlauf eines Monats wieder besetzt werden, und zwar durch denjenigen von den Candidaten, welcher die beste Probe macht. Ich zweifle keinen Augenblick, daß man sie Ihnen zuertheilen wird, wenn Sie zuvor in einem Concert den Leuten zeigen, daß Sie auch Virtuose auf dem Clavier und Cello

sind. Schreiben Sie noch heut Ihr Meldungsgesuch, und ich werde Sie dem Kirchencollegium in einem Briefe noch besonders empfehlen. Ebenso will ich es schon einrichten, daß Sie bis zu Ihrer Prüfung hier eine Orgel zum Studium benutzen können. Ist Ihnen das recht?"

„Ich weiß nicht, Herr Kapellmeister, wie ich solche Güte Ihnen je vergelten soll. Denn hätte diese Bewerbung einen glücklichen Erfolg, dann wäre zugleich meines Vaters sehnlichster Wunsch mich sicher versorgt zu wissen erfüllt."

Redlich und Felix eilten nach Hause, um ihren Vorsatz auszuführen. Bald waren Beider Schreiben fertig und zur Post geschickt, worauf auch nach einigen Tagen der Bescheid erfolgte, daß sich Fistel am fünfundzwanzigsten des Monats zu einer Probe einfinden möge.

Felix träumte von nichts Anderem als von Kirche und Choralspielen, brachte halbe Tage auf der Orgel zu und war nicht minder fleißig zu Hause.

Eben spielte er hier über einer Bach'schen Fuge, als ein feingekleideter Mann in sein Zimmer trat. „Ich bitte um Entschuldigung," sprach dieser, „wenn ich Sie stören sollte. Sie sehen in mir den Begleiter und Commissionair des Herrn Tremolini, einen aufrichtigen Verehrer Ihrer herrlichen Künstlerschaft, dem es unendlich leid thut, daß Ihre meisterhaften Leistungen nicht anerkannt wurden, wie Sie es verdienten. Schreiben Sie dies lediglich dem Mangel an empfehlenden Annoncen zu, die heut zu Tage das wesentlichste Erforderniß für die gute Aufnahme einer Kunstproduction sind."

„Es freut mich," unterbrach ihn Fistel, „daß Sie mir eine so warme Theilnahme beweisen. Aber was meinen Sie mit den Annoncen, in denen ich es versehen haben soll? Das Concert ist angekündigt worden und hat hinterher auch Beurtheiler gefunden, Beides ohne mein Zuthun; ich weiß von gar Nichts."

„Eben das ist der Fehler. Concerte sind wie das Feuer: sie müssen durch Lärm angezeigt werden. Was bei Feuern die Glocken, Hörner und Trommeln sind, das haben bei Concerten die Annoncen, die Portraits der Künstler, Gedichte und die abenteuerlichen Be-

richte in den Journalen zu bedeuten. Und die Rettungsmannschaft bilden die bezahlten Claqueurs.“

„Meinen Sie?“ entgegnete Felix mit unwilligem Spott; „meiner Ansicht nach muß der wahre Künstler immer nach dem Höchsten streben, unbekümmert, ob die Menge ihm Beifall zujauchzt oder durch Schweigen beweist, daß sie ihn nicht versteht.“

„Sehr schön gesprochen,“ bemerkte der Commissionair mit sarkastischem Tone', „ganz so, wie ich selbst in den Annoncen mich auszudrücken pflege; aber lassen wir das jetzt. Glauben Sie mir, alle die hochklingenden Redensarten von Künstlerschaft, hohem Adel der himmlischen Kunst, und wie die Phrasen weiter heißen, sind auch mir hinlänglich bekannt. Wozu also mit diesen die Zeit verderben? Ich wünschte mich mit Ihnen auf kürzerem Wege verständigen zu können.“

„In der That, Sie machen mich neugierig, mein Herr!“

„Sie haben,“ sprach der Commissionair, „wohl schon erfahren, daß ich bisher mit Herrn Tremolini im Contract gestanden, der jetzt undankbar genug ist mir den Dienst zu kündigen, mir, dem er nicht nur seinen Künstlerruhm (denn der ist, wie gesagt, reine Nebensache) sondern auch seine glänzenden Einnahmen verdankt. Ihnen wird es nicht entgangen sein, daß er außer den fünf Pièçen, mit denen er seit fünf Jahren, da ich ihn begleite, ganz Europa durchzieht, nicht das Mindeste versteht. Und es hat mir viele Mühe gekostet ihn etwas empor zu bringen und dem Publicum einzureden, daß diese Schnurrpfeifereien hohe musikalische Kunstgenüsse sind. Mit wahrem Vergnügen habe ich dagegen Ihr gediegenes Spiel angehört und bin überzeugt, daß Sie wie kein Anderer befähigt sind die glänzendsten Triumphe zu feiern.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ bemerkte Fistel.

„Nun, so will ich mich Ihnen näher erklären. Die Art, wie Sie spielen, wird jederzeit die wahren Kunstkenner befriedigen; aber deren sind überall nur wenige, und bei einem Virtuosen gilt es das Publicum zu elektrisiren und hinzureißen. Dazu gehören aber ganz andere Mittel, und wenn Sie Sich unbedingt mir anvertrauen wollten, so stehe ich Ihnen dafür, daß Sie in fünf Jahren

ein Vermögen besitzen sollen, bei dem Sie keinen Ton mehr zu spielen brauchen."

„Sie setzen mich in Erstaunen!"

„Das glaube ich, und Sie werden noch mehr erstaunen, wenn ich Ihnen einige vorläufige Andeutungen gebe. Was haben Sie gespielt? Einige unschuldige Pièccn, kaum geeignet ein zartfühlendes Gemüth zu rühren, aber nicht die große Menge, die an Spirituosa, Senf und Pfeffer gewöhnt ist. Was macht die sich aus solchen Gefühlen und Empfindungen! Handlungen verlangt sie, Handlungen, sage ich, die auf Leben und Tod gehen. Engel und Teufel müssen sich in Ihren Compositionen mit einander herumbalgen, das Winseln unschuldiger Säuglinge und das Hohngelächter der Hölle muß abwechselnd darin zu hören sein und zum Schluß der Künstler selbst sich in dem bengalischen Feuer wonnetrunkener Begeisterung auflösen. Zu solchem Spiel gehört aber auch eine entsprechende Persönlichkeit. Mienen und Gesticulationen müssen die musikalischen Bilder verständlich machen. Sie sitzen da, verzeihen Sie mir den Ausdruck, wie ein Eiszapfen; man friert, wenn man Sie nur ansieht. Dürfte ich Ihr Freund und Rathgeber sein, so müßten Sie mir bei jeder neuen Pièce in einem andern entsprechenden Costüme erscheinen. O! ich wollte Sie schon ausstaffiren, daß Sie Sich selbst nicht wieder erkennen sollten. Und schon nach fünf Jahren würden Sie, wie gesagt, ein Mann sein, der fragen könnte, wo ein Fürstenthum feil sei."

„Das läßt sich hören," meinte Felix lächelnd, „wenn es sich nur mit der Würde der Kunst — —"

„Ach lassen Sie doch die Würde der Kunst! Die gehört in die Annoncen, und das werde ich schon besorgen. Wir reden hier von dem, was zu einer anständigen Einnahme führt, und da ist jedes Mittel angebracht, das zum Ziele führt. In zwei Monaten ist mein Contract mit Tremolini zu Ende, und ich erlaube mir hiermit den Antrag, ob es Ihnen genehm wäre, mit mir in ein ähnliches Verhältniß zu treten. Ich bin billig, verlange nur freie Station und fünf Procent von der Einnahme. Von den Gedichten, Kränzen, die man Ihnen spenden wird und die nur dem Künstler gelten, verlange ich keinen Theil. Sie dagegen sollen Nichts

weiter zu thun haben als vor dem Concerte in einem Visitenwagen herum zu kutschiren und am Abend zu spielen. Das Arrangement der Concerte, die Ankündigungen, die Kritiken und was sonst noch erforderlich ist, besorge ich."

Bei diesen Worten sah er Felix fragend an, und da dieser mit der Antwort zögerte, so fuhr er in eindringlicherem Tone fort: „Wie lange reisen Sie schon als Künstler?"

„Fünf Jahre!" antwortete Felix mißmuthig.

„Und was ist Ihr Lohn gewesen?"

„Eigentlich Nichts."

„Und Sie wollten noch länger auf dem bisherigen Wege fortgehen? Sehen Sie Herrn Tremolini an: auch er reist erst seit fünf Jahren mit mir, und wäre er nicht ein so passionirter Spieler und so verliebter Natur, es würde ihm zur halben Million wenig mehr fehlen."

Felix war nachdenkend geworden und sagte nach kurzem Schweigen: „Vielleicht haben Sie nicht ganz unrecht, wenigstens klingen Ihre Worte sehr verführerisch. Für jetzt aber, da ich mich eben um eine Stelle beworben, kann ich Ihnen noch keinen bestimmten Bescheid geben. Sollte es mit meiner Bewerbung Nichts sein, und das werde ich in Monatsfrist sicher erfahren, so bin ich nicht abgeneigt, daß wir es mit einander einmal versuchen."

„Ganz wohl," entgegnete der Commissionair, indem er sich zum Weggehen anschickte, „nach Verlauf eines Monats werde ich mich Ihnen wieder vorstellen."

XIII.

Zur festgesetzten Zeit fand sich unser Felix in dem nur sieben Meilen von der Residenz gelegenen Städtchen zu seiner Probe als Organist ein. Auf den Rath des Kapellmeisters gab er Tags zuvor eine musikalische Abendunterhaltung, um sich als Pianist und Cellist hören zu lassen.

Man war entzückt über sein herrliches Spiel, wünschte sich

Glück zu einer solchen Acquisition und holte in aller Eile Blumen und Kränze herbei, um den liebgewonnenen Künstler damit zu feiern. Felix verbeugt sich dankbarlichst und drückt unter den Blumenkränzen einen eben vom Boden aufgehobenen Kranz an seine Brust, erstaunt aber nicht wenig, als er in demselben zugleich einen dicken stattlichen Haarzopf eingeflochten findet, dem ein kleiner Zettel angeheftet ist.

Neugierig liest er die darauf befindlichen Worte: „Mein verehrter Herr Fistel! Ihre werthe Frau Mutter hat sich, als ich ihr vor ungefähr fünf Jahren eine Sammlung Handschriften von alten Componisten für 150 Thlr. abkaufte, einen Spaß mit mir gemacht. Wie ich sie verstand, sollte Haydn beikommenden Zopf getragen und ihn bei der Aufführung seiner „Schöpfung" verloren haben. Dem aber ist nicht so. Denn nach einem unter jenen Papieren befindlichen Schreiben hat nicht Haydn, sondern Ihr Herr Vater ihn einmal, bei genanntem Oratorium eingebüßt, und ein gewisser Kapellmeister Redlich stellt ihm denselben mit dem Wunsche zurück, daß alle Menschen in ihrem Eifer für das Gute Ihrem Herrn Vater gleichen möchten, weil dann der liebe Gott und Haydn noch einmal so viel Freude über ihre Schöpfung haben würden. Sie scheinen Ihres Herrn Vaters würdiger Sohn, und ich weiß Ihnen kein passenderes Zeichen meiner Anerkennung zu geben als diese Reliquie."

Im Augenblicke wurde es Felix klar, welche Bewandtniß es mit jenen 150 Thlrn. gehabt, mit denen er von der Mutter, hinter dem Rücken des Vaters, unterstützt worden war, und er hatte somit, ohne es zu wissen, ein Pfand der innigsten Mutterliebe ans Herz gedrückt.

Nach beendigtem Concert umringten ihn fast alle Musikfreunde des Orts und gratulirten ihm schon im Voraus zur Stelle. Nur vor Einem, dessen Stimme bei der Besetzung viel galt, bangte Felix. Es war der Prediger des Orts, ein hochmüthiger Mann von beschränktem Geiste und engem Herzen, dabei ganz unmusikalisch.

Als Fistel ihm sein Antritts-Compliment machte, fand er ihn halb ausgestreckt auf dem Sopha liegen. Ohne seine Stellung zu verändern, empfing er Felix, ließ ihn mit dem Hut in der Hand

vor sich stehen und begann ein förmliches Examen. „Sie wollen," sprach er mit oboe-artiger Stimme nnd in langgedehntem, verdrießlichem Tone, „bei uns morgen eine Probe halten? Haben Sie denn auch das Zeug dazu? Ich meine nicht die Fingerfertigkeit, sondern das fromme religiöse Gemüth, welches auch bei beim Organisten die Hauptsache ist?"

„Die Frage Ew. Hochwürden zu beantworten," erwiederte Felix, „wird mir schwer, nicht weil sie mich etwa überrascht, sondern weil ich mir über mich selbst kein Urtheil erlauben mag."

„Haben Sie jemals ordentlichen Religionsunterricht erhalten?"

„Ich bin von christlichen Eltern erzogen und von braven Lehrern unterrichtet worden."

„Nun, so sagen Sie mir einmal, was ist denn eigentlich Religion?"

„Religion halte ich, wie die Wissenschaft und die Musik, für ein Mittel die Menschen glückselig zu machen."

„Welche Religion scheint Ihnen die beste? Ich meine damit die christlichen Confessionen."

„Diese Frage getraue ich mir eher zu beantworten. Ich pflege die Confessionen gern mit den Manieren und Methoden in der Musik zu vergleichen, und da mag wohl diejenige für die beste gelten, mit der man das Meiste leisten kann."

„Aber eine muß doch die beste sein?"

„Das dürfte sich schwer entscheiden lassen. Ich für meinen Theil habe Musiker, die nach den verschiedensten Methoden gebildet waren, gleich Herrliches leisten hören, und nur Dilettanten drängt die Neugier, zu fragen, ob Einer nach Spohr oder nach Rhode unterrichtet worden ist. Ich denke, daß der Künstler allein nach seinen Leistungen geschätzt werden müsse, ebenso wie der Christ nach seinen Handlungen."

„Falsch, grundfalsch," eiferte hier der Prediger. „Der Vergleich paßt gar nicht. Denn die Religion steht wie eine hehre Jungfrau hoch über der feilen Dirne Musik. In Nichts hat sie mit dieser Aehnlichkeit."

„Um mich von Ew. Hochwürden belehren zu lassen, will ich noch einmal wiederholen, daß sie beide Führerinnen zur Gottselig-

keit sind, und bin der Meinung, daß die Religion durch den Geist auf das Gefühl, die Musik dagegen durch das Gefühl auf den Geist wirkt. Ich betrachte sie wie zwei Engelsschwestern, in deren Mitte der Mensch sicher zum Ziel möglichster Vollendung gelangen kann."

„Warum möglichster?"

„Weil Keiner es hier auf Erden zum vollkommenen Christen und ebenso wenig zum vollendeten Künstler bringt. In dem Streben nach möglichster Vollkommenheit liegt ja allein das wahre Christen- und Künstlerthum, und nur in diesem Sinne steht dem Menschen der Name Christ und Künstler zu."

„Sie machen da eine Menge unnützer Worte, aus denen man nicht recht klug werden kann. Sagen Sie mir, sind Sie denn auch im Glauben fest, und was verstehen Sie überhaupt darunter?"

„Den Glauben halte ich, wenn Sie mir ein musikalisches Bild erlauben, für eine Moll-Tonart, die zwar nicht in der Natur begründet zu sein scheint, aber dessen ungeachtet einen ebenso großen Harmonieen- und Melodieenreichthum in sich schließt wie die Dur-Tonart. Ohne Moll wäre die Musik, wie das Leben ohne Glauben, um vieles ärmer. In Moll erklingen alle ersten Lieder der Völker, und erst wenn diese vom Baum der Erkenntniß gekostet, schaffen sie Lieder in Dur.

„Sie scheinen mir ein Lichtfreund zu sein!"

„Gewiß bin ich das, Ew. Hochwürden, wenn es dunkel ist."

„So meine ich es nicht. Doch lassen wir das! Glauben Sie an die Dreieinigkeit, und wie denken Sie Sich dieselbe?"

„Sie gleicht einem Grundton der Orgel, der noch zwei andere Töne vernehmbar eingeschlossen hält, die Terz und die Quinte. Diese drei Töne sind ihrer Natur nach Eins und unzertrennlich."

„Sie bringen da immer Ihre musikalischen Geschichten zu Markte; lassen Sie diese bei Seite, und beantworten Sie mir die Frage klar und verständlich: Wodurch verführt der Teufel am leichtesten die Menschen?"

„Ja, auch hier kann ich mir nur wieder mit einem musikalischen Bilde helfen. Ich glaube, daß es Noten ohne Schlüssel-

Vorzeichnung sind, durch die er die Menschen am meisten irre leitet. Theoretisch Gebildete finden das Richtige wohl auch ohne Schlüssel heraus, aber freilich nicht ohne Fehlgriffe und Kämpfe des Zweifels."

„Welche Zweifel halten Sie für die schlimmsten?"

„Wenn man Moll statt Dur spielt oder umgekehrt."

„Nein! Ich werde es Ihnen besser sagen. Die schlimmsten Kämpfe des Zweifels kommen direct vom Teufel und müssen durch den Glauben überwunden werden. Oder meinen Sie etwa gar, daß die Sünde nothwendig sei?"

„Fast möchte ich das glauben. In der Musik wenigstens wäre ohne Dissonanzen kein Leben und keine Entwickelung, und wir würden das Süßlohnende und Wohlthuende einer Auflösung nicht kennen."

„Möglich! Doch die wahre Auflösung der christlichen Dissonanzen erfolgt erst nach dem Tode, wo der Glaube zum Schauen wird. Oder haben Sie eine andere Ansicht vom Tode?"

„Ich als Musiker habe ihn mir immer unter dem Bilde einer enharmonischen Verwechselung vorgestellt und ihn deshalb stets für eine Wohlthat angesehen."

„In wiefern? Drücken Sie Sich deutlicher aus."

„Denken Sich Ew. Hochwürden, Jemand soll ein Musikstück in His-dur vom Blatt spielen. Es wird ihm schwer, der vielen Kreuze wegen; er seufzt unter seinen falschen Tönen und wünscht sich von der schweren Aufgabe befreit. Da tritt ein Freund hinzu und spricht: So spiele doch C-dur. Er thut es, und, siehe da! alle Noth hat ein Ende."

„Wer ist denn der Freund, der dies räth?"

„Nun, der Tod oder die enharmonische Verwechselung."

„Da sehen Sie auch wohl den Selbstmord bloß als eine enharmonische Verwechselung an?"

„Mit nichten. Er ist eine gewaltsame Zerstörung des Instrumentes, welches der Schöpfer der Seele geliehen, um sich auf demselben zur Künstlerin auszubilden."

„Wie denken Sie Sich denn das Schicksal der Menschen nach dem Tode?"

„Dann kommt der Musiker hoffentlich in das große Orchester, wo die Tonarten vielleicht nach einem andern Quinten-Cirkel gebildet werden und der Künstler den Platz erhält, den er verdient."

„Den er verdient! und hoffentlich! Wer verdient denn wohl eine solche Gnade?"

„Sie wird wohl dem zu Theil werden, der ihrer am meisten bedarf."

„Man hört's aus Ihren leichtfertigen, frivolen Reden, daß Sie mit Leib und Seele Musikant sind. Was für höchst oberflächliche und sündliche Begriffe haben Sie! Wahrlich, es thäte Noth, daß Sie in der Religion noch einmal Unterricht bekämen."

„Ja, wenn Ew. Hochwürden Sich meiner annehmen wollten, ich würde gewiß ein recht dankbarer Schüler sein und mich Ihnen oder vielmehr Ihren Kindern in musikalischer Hinsicht nützlich zu machen suchen."

„Daß uns Gott davor bewahre! Die Musik ist mir ein Gräuel, und ich hasse sie wie die Sünde."

„Was hat sie denn in Ew. Hochwürden Augen so Schlimmes verbrochen?"

„Ich sehe in ihr, mehr als in anderen Künsten, eine Feindin der heiligen Religion, und ginge es nach mir, so brauchte in den Gotteshäusern nicht einmal eine Orgel zu sein. Von allen Künsten ist sie die gefährlichste, weil sie am leichtesten bestrickt und die Gemüther unbewußt vom Himmlischen zum Weltlichen herabzieht."

„Das können Ew. Hochwürden doch nicht mit Recht von dem geistlichen, seriösen Theil der Musik behaupten?"

„Auch von diesem; wenigstens zerstreut er die Zuhörer und macht sie unaufmerksam für das Wort Gottes, ich meine, für die Predigt. Mag die Musik in den Wirthshäusern und Tanzsälen ihr Wesen treiben, mag sie auch in den Concertsälen die vornehme Welt, die nach Gottes Wort nicht fragt, mit ihren Gaukeleien unterhalten und in dem Theater, dem Hause Belial's, die Leute um den letzten Rest der Gottesfurcht bringen, indem sie unlautere Leidenschaften entzündet und die Seiltänzer und Balletspringer beweglicher macht: dazu ist sie gut genug, dahin gehört sie, aber nicht in die heiligen Hallen!"

Felix, dem diese Unterhaltung schon lange peinlich war, suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und fragte, warum der vorige Organist sein Amt niedergelegt habe.

„Wenn er es nicht selbst gethan hätte," antwortete der Prediger, „so würden wir ihm den Abschied gegeben haben. Er war ein schnödes, unverbesserliches Weltkind, das die Wirthshäuser besuchte, die Jagd liebte und sein Glück in allem Möglichen probirte, ein ächte Musikanten-Natur."

„Und deshalb ging er aus dem Amt?" fragte Felix.

„Just deshalb nicht, aber er hatte das große Unglück ein Viertel vom großen Loose in der Lotterie zn gewinnen."

„Und das nennen Ew. Hochwürden ein Unglück?" entgegnete lächelnd Felix.

„Lachen Sie nicht! es verräth wenig christliche Bildung: Denn in der Lotterie spielen heißt so viel wie einen Eingriff in die göttliche Weltregierung machen."

„Entschuldigen Ew. Hochwürden," fiel ihm Felix mit scheinbarem Ernst ins Wort, „ich habe die Freiheit des menschlichen Willens nie in Zwiespalt geglaubt mit der göttlichen Weltregierung und bitte Sie dringend mich in diesem Puncte aufzuklären."

Der Prediger richtete sich aus seiner liegenden Stellung etwas auf, räusperte sich und hob in folgender Weise an: „Wer spielt, begeht entweder ein Unrecht an sich selbst oder an Anderen, indem er gewinnt. Beides ist eine arge Sünde. Das indeß wäre noch das Wenigste. Denken Sie Sich aber, es hätten lauter solche Menschen in die Lotterie gesetzt, von denen Gott im Voraus weiß, daß keinem der Gewinn frommen werde. Die Lotterie jedoch muß gezogen werden, und der liebe Gott gegen Seinen Willen zugeben, daß einer von ihnen gewinnt. Heißt das nicht der göttlichen Weisheit und Liebe gleichsam Zwang anthun und sich einen vermessenen Eingriff in die göttliche Weltregierung erlauben?"

„Von dieser Seite habe ich die Sache noch nicht betrachtet," antwortete Felix, „aber vermuthlich werden Ew. Hochwürden Recht haben. Doch noch eine Frage möchte ich mir erlauben, wie Sie es nämlich mit dem Orgelspiel gehalten haben wollen?"

„Machen Sie die Präludien so kurz wie möglich, und beim

Collectiren ordnen Sie Ihre Stimme der meinigen unter. Weiter verlange ich Nichts. Nun gehen Sie in Gottes Namen."

Der Prediger und Felix hatten sich bei diesem Gespräch gegenseitig nicht sonderlich gefallen, und Letzterer verdarb es noch mehr, indem er ohne sein Verschulden Ursache wurde, daß dieser am Abend in seinem Studiren auf die zu haltende Predigt gestört wurde. Es hatten sich nämlich nach beendigtem Concert mehrere junge Leute zusammengethan, die dem Künstler zu Ehren ein kleines Fest veranstalteten, bei dem es zuletzt so laut herging, daß der Prediger, im höchsten Grade ärgerlich, den Küster in das Gasthaus hinüber schickte und um Ruhe bitten ließ.

Am andern Morgen vor dem Beginn des Gottesdienstes stellte er Felix über den gestrigen Lärm in sehr unfreundlichen Worten zur Rede, und obwohl sich der Letztere damit entschuldigte, daß er selbst sich ganz ruhig verhalten habe, so half ihm dies doch nichts, und der Prediger machte ihm bemerklich, daß er sich auf ganz andere Weise für die gottesdienstliche Feier hätte vorbereiten sollen. „Indeß," schloß er seinen Verweis, „von Musikanten läßt sich ja kaum etwas Anderes erwarten. Nun, gehen Sie nach der Orgel!"

Felix, in hohem Grade verstimmt, leitete das Morgenlied ein. Doch während des Spiels selbst erwachten in ihm wieder alle edleren Gefühle und ließen ihn seinen Aerger vergessen. Er spielte in schöner, würdiger Weise und mit wahrhaft frommer Begeisterung. Alles ging auch glücklich von Statten. Nur als nach der Predigt der Geistliche wieder zum Altar trat, um die Schlußcollecte zu singen, fiel eine häßliche Störung vor. Der Prediger hatte eben aus dem 104. Psam die Worte collectirt: „Der Herr läßt Gras wachsen für das Vieh," worauf Felix respondiren sollte: „Und Saat zum Nutzen der Menschen, Halleluja!" — da fällt unglücklicher Weise durch die zu große Beweglichkeit eines Chorknaben sein Collectir-Buch über die Brüstung in das Schiff der Kirche hinab auf den Kopf einer alten Frau, die lant aufschrie. Felix, höchst erschrocken, kann sich an das Folgende nur dunkel erinnern und improvisirt daher in seiner Herzensangst: „Und für alle Menschenkinder, Halleluja!" Eine allgemeine Bewegung entstand in der andächtigen Gemeinde: Einer sah verwundert den Andern an,

und der Prediger selbst behielt kaum so viel Fassung, um die Collecte zu Ende zu bringen.

Nach beendigtem Gottesdienste wollte Felix sich zunächst beim Prediger entschuldigen. Aber er wurde gar nicht vorgelassen, und nicht viel besser erging es ihm bei den andern Mitgliedern des Kirchen-Collegiums. Am andern Tage erhielt er ein Schreiben, in welchem ihm eröffnet wurde, daß zwar seine musikalischen Leistungen genügt hätten, sein Betragen am Abend vor der Prüfung aber sowie seine gegen den Geistlichen ausgesprochenen religiösen Ansichten und mehr noch die durch ihn veranlaßte Störung während des Gottesdienstes von der Art gewesen seien, daß man bei der Besetzung der Stelle wohl schwerlich auf ihn werde Rücksicht nehmen können.

Felix schrieb, nachdem er dieses Resultat seiner Probe erfahren, in sein Tagebuch: „Gewohnt alle meine Unternehmungen mißlingen zu sehen, wundere ich mich nicht, daß auch diese keinen glücklichen Erfolg gehabt hat. Ich werde sie aber wie alle andern verschmerzen, und um so leichter, als mir aus dieser Stelle, auch wenn ich sie erhalten hätte, doch kein sonderliches Glück erwachsen wäre. Was hätte ich der Kirche oder überhaupt der Kunst nützen können unter einem Geistlichen wie dieser Prediger? Ich weiß nicht, welche Sehnsucht ich heute nach dem Commissionair empfinde. Ist es mein Unglück, oder sind es seine Verheißungen, wodurch sie in mir erregt wird?"

XIV.

Mit immer größerer Ungeduld sah Felix der Ankunft des Commissionairs entgegen und hielt es für ein glückliches Zeichen, daß dieser ihm noch vor der bestimmten Zeit brieflich mittheilte, Tremolini habe sich ein Rittergut gekauft und ihn schon jetzt seines Contractes entbunden. „Kommen Sie so rasch wie möglich," antwortete ihm Felix unter genauer Angabe seiner Adresse,

„ich erwarte Sie mit brennendem Verlangen und bin ganz der Ihre.“ In einigen Tagen waren sie bei einander.

Nachdem ein gegenseitiger Contract auf fünf Jahre schriftlich abgeschlossen war, in welchem Felix seinem Commissionair in Beziehung auf die äußeren Arrangements der Concerte den unbedingtesten Gehorsam geloben mußte, forderte dieser ihn auf ihm Alles zu sagen und zu zeigen, was er gelernt habe und überhaupt an musikalischen Mitteln besitze. Bei dieser Prüfung entwickelte der Commissionair viele musikalische Kenntnisse, wodurch er Felix nicht wenig für sich einnahm.

Nach den Mitteln, die der Commissionair bei Felix überaus reich vorfand, entwarf er die musikalischen Schlachtpläne und freute sich nicht wenig, daß sein Schützling auch Blas-Instrumente zu behandeln verstand. „Von diesen,“ sagte er, „verspreche ich mir die größten Effecte und die entschiedensten Siege. Ihr Cello- und Clavierspiel mag dem Publicum gegenüber das kleine Gewehrfeuer, die Blas-Instrumente dagegen sollen das schwere Geschütz vorstellen. Alles wird und muß sich Ihnen auf Gnade und Ungnade ergeben, und Sie werden bald mit Caesar ausrufen können: Ich kam, spielte und siegte. Er ertheilte nun unserm Felix förmlichen Unterricht in der Art sich zu produciren, und wie ungern auch dieser auf solche Narrheiten einging, so zeigte er sich doch als einen höchst gelehrigen Schüler. Von seinen älteren Concert-Pièçen durfte er nur die „Liebe in der Wüste“ und das Lied: „Die Gefundene“ behalten. Doch mußte er nach Vorschrift seines Führers noch einige neue Sachen dazu componiren, die noch viel toller als die von Tremolini waren. Die Blas-Instrumente, die Felix in seiner Jugend erlernt hatte, ließ er sich vom Vater schicken, und es kostete ihm wenig Zeit und Mühe das Vergessene wieder einzuholen.

„Können Sie auch wohl,“ fragte unter Anderem der Commissionair, „auf der Baß-Posaune mehrere Töne zugleich hervorbringen?“

„In meiner Jugend,“ antwortete Felix, „haben mir wohl dergleichen Kindereien Spaß gemacht, und es ist auch gar nichts Besonderes dabei. Man bläst einen tiefen Ton und singt dazu einen höheren. Ist es die Septime, welche gesungen wird, so klin-

gen die Terz, auch wohl die Quinte und Octave von selbst mit, und auf diese Weise kann man mit verschiedenen einzelnen Grundtönen ganze Melodieen fortführen. Auf dem Horn ist dies noch viel leichter. Aber wozu diese Charlatanskünste?"

„Just diese brauchen wir: sie sind Goldes werth, denn sie bringen Gold."

Nach Verlauf eines Monats war Felix so weit, daß er allen Anforderungen seines Führers vollkommen entsprach und einen Angriff auf das Publicum wagen sollte.

„Noch Eins aber ist nöthig," sprach der Commissionair; „wir müssen jetzt einen gewaltigen Ortssprung machen, damit Sie als eine ganz neue Erscheinung auftreten können. Auch werden Sie wohl thun Ihren Namen mit einem besser klingenden zu vertauschen. Ihren Vornamen „Felix" mögen Sie behalten, der hat einen guten Klang, aber „Fistel" wollen wir mit einer enharmonischen Verwechselung des Fis in Ges italienisiren, so daß Sie Gestelini heißen."

Betroffen starrte ihn Felix bei dieser Zumuthung an. Jener aber lachte und sprach: „Folgen Sie mir nur: auch ich habe mir schon seit Jahren mit gutem Bedacht den Namen Fatutto beigelegt, eigentlich aber heiße ich Schulze."

Felix mußte unwillkürlich lächeln und willigte ein.

Fatutto bereiste nun mit Gestelini zunächst die kleineren Städte, um seinen Zögling Routine für die größeren gewinnen zu lassen. Obwohl ihm das Faxenmachen in den ersten Concerten blutsauer wurde und er sich am meisten vor sich selbst schämte, so half ihm doch die Gewohnheit auch über diesen Berg, und nachdem er erst einige Male die Süßigkeit einer vollen Einnahme geschmeckt und ein verzücktes Publicum vor sich gesehen, das mit ihm Abgötterei trieb, verliebte er sich in sich selbst und glaubte zuletzt an seine eigenen Narrheiten wie an sein Glück, das ihm auf der Ferse folgte. Bald bedurfte er nicht mehr der Rathschläge seines Commissionairs und zeigte sich in den musikalischen Schnurrpfeifereien erfinderischer als jener.

„Ich will doch einmal sehen, in wie weit das Publicum zu vexiren ist," sagte er eines Tages zu Fatutto; „heute Abend

trage ich auf dem Clavier eine Mazurka vor, aus der kein Gott gescheut werden soll. An gewissen Stellen werde ich jedes Mal falsch, aber recht falsch greifen, gerade als wenn es so sein müßte, werde gegen alle Regeln des guten Geschmackes accentuiren und nicht einen Takt im Tempo bleiben."

Gesagt, gethan. Und richtig, das Publicum war außer sich vor Freude. Durch solche und ähnliche Erfahrungen ermuthigt und in seinen Narrheiten ganz routinirt, trat Felix nun vor das Pucum der Residenzen. Fatutto hatte sein dortiges Auftreten schon seit längerer Zeit durch eine Menge kritischer Berichte und fabelhafter biographischer Notizen über den Künstler gehörig vorbereitet, und den letzten Gnadenstoß gab der Concert-Zettel. Er lautete:

Großes Concert

des Universal-Genies: Felix Gestelini.

1) „Apollo's Special-Revue aller Instrumente", vom Concertgeber componirt und allein ausgeführt.
2) Die „Liebe in der Wüste", für Cello und Orchester.
3) Freie Phantasie für Clavier mit verbundenen Augen und Ohren.

Zweiter Theil:

4) „Der Kampf des Riesen Goliath mit dem kleinen David", für Baß-Posaune und Piccolo-Flöte, vom Concertgeber componirt und allein ausgeführt.
5) Das Lied: „Die Gefundene", für Tenor mit Cello- und Clavier-Begleitung.
6) „Der Erzengel Gabriel als Posaunist im Rath der Engel," mit Blech-Instrumenten-Begleitung. Im Costüm.

Anmerkung. In dieser Pièce wird sich der Künstler am Seile des Kronleuchters herablassen und über dem Orchester schweben.

In der nächstgelegenen Residenz gab Felix mit diesem Aushängeschild sein erstes Concert. Das Opernhaus hatte nicht Raum genug die Hörer zu fassen, und das Gedränge war so groß, daß Armbrüche und lebensgefährliche Quetschungen vorkamen. Während des Concertes steigerte sich der Enthusiasmus des Publicums bis zur Raserei. Eine Menge Leute bekamen den Lach-, Wein- und Starrkrampf, viele die Mundsperre, und da die Hände bei den

Gesundgebliebenen zu dem Beifallklatschen nicht mehr ausreichen wollten, so schlug Einer den Andern da, wo es am lautesten schallte.

Am Schluß des Concerts hatte das Publicum noch ein besonderes Gaudium. Felix, der als Erzengel sich durch die runde Oeffnung des Kronleuchters wieder zurückziehen wollte, konnte, so sehr er sich auch anstrengte, nicht hineinkommen. Herunter war es leicht gegangen, aber hinauf stauchten sich seine Engelsflügel, die weit über die Peripherie der Oeffnung reichten, an der Decke des Saales, so daß ihm nichts Anderes übrig blieb als sich in das Orchester herunter zu lassen. Aber in welchem Zustande kam er an! Mit verschobener Perrücke, das rothgefärbte Gesicht in Folge des Schweißes voll weißer Striemen und die Tricots am ganzen Leibe so zerrissen, daß die Damen sich die Augen zuhielten und die Herren denselben die Umschlagetücher vom Halse rissen, um des unglücklichen Künstlers Blößen zu bedecken. Felix mußte die Schuld von diesem Unfall sich selbst beimessen, denn er hatte auf Fatutto nicht hören wollen, der ihm in der Probe rieth diese Pièce in vollem Costüm auszuführen.

Als Gestelini das Opernhaus verließ, umringten ihn eine Menge Enthusiasten, in deren wildes Geschrei eine noch größere Zahl herbeigelockter Neugieriger mit einstimmte. Man spannte die Pferde vom Wagen, hob den Künstler hinein und zog ihn bis nach seinem Gasthofe. Hier erwartete ihn ein Hautboisten-Corps, das ihn mit einem Ständchen empfing. Fatutto hatte durch Geld ihren Director gewonnen sowie auch die Wangenzieher gedungen.

Am andern Morgen erschien eine Extra-Beilage zu den Zeitungen und Journalen, voll von Gedichten und Sonetten, die neben den niedrigsten Lobhudeleien die dringende Bitte aussprachen doch recht bald das Publicum mit einem neuen Concert zu beglücken. Felix zögerte, gab aber nach und nach fünf Concerte, die alle zum Erdrücken voll waren. — Noch während seiner Anwesenheit in gedachter Residenz erschienen illuminirte Bilder, die den Künstler aufs höchste idealisirt in allen Situationen, in denen er sich producirt hatte, darstellten, sowie eine Menge verschiedener Portraits von ihm.

Auf Sturmesflügeln verbreitete sich Gestelini's Künstlerruf

nach allen Residenzen, und die Theater-Directoren kämpften um die Ehre ihn zuerst bei sich auftreten zu sehen. Sein Glück war grenzenlos. Er wurde ein reicher Mann, aber nicht auf Kosten seines Herzens. Keine Stadt verließ er, ohne die Armen zu bedenken, gab Jedem, der ihn ansprach, und unterstützte vor Allen seine armen Eltern, die freilich nicht ahnten, auf welche Weise ihr Sohn so viel Geld verdiente. Am schönsten aber zeigte sich seine Herzensgüte bei Gelegenheit eines Concertes, das er einige Zeit darauf in einer norddeutschen Hafenstadt gab. Eben spielt er das Lied: „Die Gefundene", als sich plötzlich ein Ruf um Hülfe vernehmen läßt. Aller Augen wenden sich nach der Seite hin, woher die Stimme kommt, und man sieht neben einem kleinen Knaben, der weint und schreit, eine eben ohnmächtig gewordene Frau, des Kindes Mutter. Felix hielt mit dem Liede so lange ein, bis sie aus dem Saale nach einem Nebenzimmer gebracht und wieder Ruhe eingetreten war. Sobald das Concert geendet, ging Felix nach jenem Zimmer, um sich nach der Erkrankten zu erkundigen. Er fand sie mit ihrem Knaben allein. Aber wer schildert den Eindruck, als er in ihr Henriette entdeckt!

Halb todt vor Schreck, stehen Beide mit niedergeschlagenen Augen lange sprachlos vor einander. Henriette brach endlich das Schweigen und sagte mit bewegter Stimme: „Ihnen gegenüber, mein Herr, habe ich kaum den Muth mich eine Unglückliche zu nennen; aber ich büße meine Untreue gegen Sie auf die härteste Weise. Nachdem ich sechs Jahre mit meinem Manne elend durchlebt und die schlechteste Behandlung von ihm erfahren, macht er sich heimlich davon, indem er Frau und Kind der bittersten Noth und der Schande überläßt. Er bestahl die ihm anvertraute Kasse. Ich hörte, daß er seinen Weg hierher gerichtet, um von hier aus nach Amerika zu flüchten. Ich eilte ihm nach, bin aber um zwei Tage zu spät gekommen. Sie, mein Herr," fuhr sie nach einem bangen Seufzer fort, „entdeckte ich im Gasthofe und glaubte Sie trotz ihres veränderten Namens und der Stimme wiederzuerkennen; ich forschte weiter und sah mich nicht getäuscht. Der Wirth schenkte mir das Billet zu Ihrem Concert, in der Absicht mir eine Zerstreuung zu verschaffen, und ich nahm es an, weil ich Sie wieder-

zusehen hoffte. Verzeihen Sie mir die durch mich veranlaßte Störung. Aber der Inhalt jenes Liedes, das ich kurz nach meiner Verheiratung zum ersten Mal in dem Städtchen Fr. . . . hörte, raubte mir alle meine Sinne."

Henriette war in dem Irrthum geblieben, das Lied gelte ihr, während es sich doch, wie der Leser weiß, auf Anna bezog.

Ohne ihr den Irrthum zu benehmen, fragte Felix theilnehmend: „Sie waren in jenem Concert?"

„Ja, vielleicht erinnern Sie Sich noch eines Briefchens, das Ihnen der Kellner einhändigte. Es kam von mir!"

Felix, von diesem Geständniß tief ergriffen, fragte nach einer längeren Pause: „Und wenn nun Ihr Mann nicht mehr wiederkäme, wie dann?"

„Ich werde von meiner Hände Arbeit mich und mein Kind zu ernähren suchen, so lange der Himmel mir Kräfte und Gesundheit schenkt."

„Und wenn Sie krank werden sollten?"

„Gott wird mich davor schützen. In meinem Unglück habe ich Ihm vertrauen gelernt."

„Ihr Vertrauen soll auch nicht getäuscht werden," sprach Felix mit herzlichem Wohlwollen; „ich bin jetzt vom Glück begünstigt, und es macht mir Freude Andere daran Theil nehmen zu lassen. Für Ihre augenblicklichen Bedürfnisse und die nächste Zukunft wird vielleicht meine heutige Einnahme ausreichen, die ich Sie anzunehmen bitte. Möchte sie Ihnen eine ähnliche Freude machen, wie ich sie damals empfand, da Sie mir in unserer Vaterstadt mit dem Kranze zugleich das überreichten, was die freundliche Liebe der Zuhörer für mich bestimmt hatte. Und so lange ich lebe, sollen Sie, das verspreche ich Ihnen hiermit, einen Freund an mir haben, dem Sie zuversichtlich vertrauen können. Nur bitte ich Sie, daß Sie Niemandem den Namen Ihres Freundes nennen, noch auch, verrathen, daß wir uns hier gesehen."

Henriette wollte sprechen, aber die Antwort erstickte in ihren Thränen. Krampfhaft faßte sie seine Hand, um diese an ihre Lippen zu drücken. Er aber zog sie rasch zurück und verließ, tief bewegt, das Zimmer.

Beide sahen sich niemals wieder, aber was er ihr versprochen, hat er redlich gehalten. Seine regelmäßigen Unterstützungen sicherten der Unglücklichen nicht nur kummerfreie Tage, sondern gaben ihr auch die Mittel zur Erziehung ihres Kindes.

XV.

Felix durchreiste unter dem Namen Gestelini in einem Zeitraum von drei Jahren beinahe ganz Europa. Er war der gefeiertste Künstler seines Jahrhunderts und fand seinen Weg überall, wie auf einem Triumphzuge, mit Blumen und Gold bestreut. Selbst der Neid vermehrte seinen Ruhm; denn viele seiner Kunstgenossen, die sich in einen Kampf mit ihm einzulassen gewagt, sah er neben sich verschwinden. Er schien unerreichbar, wohl darum, weil bei ihm unter der Narrenkappe der Kopf eines gediegenen Musikers steckte.

Wider Vermuthen aber tauchte in seiner eigenen Brust ein Feind seines Glückes auf. Es war die Langeweile, die Gleichgültigkeit gegen Ruhm und Geld und der Ekel vor dem ewigen Einerlei seiner Concerte. Dies machte ihn verstimmt und mißmüthig.

„Noch fehlen zwei endlose Jahre," sprach er eines Tages, laut seufzend, zu dem Commissionair, der eben eine glänzende Concert-Einnahme nachzählte, „so ist unser Contract zu Ende, und ich bin wieder ein freier, ehrlicher Mann."

„Sie sind undankbar," antwortete Fatutto in gereiztem Tone, „undankbar gegen Ihr Glück und gegen mich. Soll ich Sie vielleicht an jene Zeit erinnern, wo Sie, so arm wie Hiob, kaum für den andern Tag zu leben hatten? Und welch eine Zukunft stand Ihnen bevor? — Wahrhaftig, Sie gleichen einem verwöhnten Kinde, das nicht weiß, was es will. Und soll ich aufrichtig sein, so entspringt Ihre ganze Unzufriedenheit aus einer Nerven-Verstimmung, die nicht den Concerten, sondern Ihrem zügellosen Tanzen und späten Aufbleiben zuzuschreiben ist. Gingen Sie, wie ich, jeden Abend zur rechten Zeit zu Bette, so würden Sie den folgenden Tag

ganz heiter sein. Und wenn Sie, wie ich es schon so oft habe hören müssen, über das ewige Einerlei klagen, so tragen Sie doch wahrlich nur allein die Schuld. Mit Vergnügen würde ich Ihnen eine Abwechselung der Pièçen erlauben, wenn Sie nur etwas Neues und Besseres erfinden wollten."

Felix schwieg betroffen still, nahm sich aber die letzten Worte zu Herzen und ging in tiefem Nachdenken zu Bette. Am folgenden Morgen sagte er lachend zu seinem Commissionair: „Ich muß Ihnen doch einen närrischen Traum erzählen, den ich kurz vor meinem Erwachen gehabt habe. — Denken Sie Sich, ich befand mich in Berlin und gehe über den Dönhofs-Platz. Da sehe ich eine Menge Volks um einen Gendarmen stehen. Neugierig trete ich näher und erblicke unter den Füßen des Gendarmen mein Holz- und Stroh-Instrument, dasselbe, welches mich vor acht Jahren, wie ich Ihnen schon einmal erzählte, beinahe in Arrest gebracht hätte. Furcht und Angst ergriffen meine Seele, und schon wollte ich das Weite suchen, — da sehe ich den Gendarmen auf dem Instrumente, das mittlerweile riesengroß geworden war, lustig herumspringen und höre zugleich die reizendsten, wunderbarsten Melodieen, die der Mann tanzend mit den Füßen dem Instrumente entlockt. Rings um den Platz öffneten sich alle Fenster, und eine unübersehbare Menschenmenge jauchzte dem Künstler Beifall zu, so daß ich erwachte."

Fatutto war mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der Erzählung gefolgt und rief mit Begeisterung, indem er Felix umarmte: „Das hat uns noch gefehlt! Herrlichster Mann, diesen Traum gab Ihnen ein Gott ein. Wenn das Instrument, wie ich nicht zweifle, sich für den Tanz praktisch erweist, so sind alle Kronen zu billig. Lassen Sie uns noch heute ein solches Instrument anfertigen und einen Versuch machen. Was wäre denn dazu erforderlich?"

„Nun!" sprach Felix, angesteckt von Fatutto's Aufgeregtheit, „so besorgen Sie sogleich fünf feste Strohgebinde von der Dicke eines runden Sophakissens und vierfacher Strohhalm-Länge; ferner zweiunddreißig Balken von der Dicke und Höhe eines Mannes, aber, hören Sie, von Tannenholz und wo möglich ohne Aeste! Der untere Theil der Balken muß eine gerade und der obere eine

convexe Fläche bilden. Am besten, Sie geben dem Zimmermann mein Gusikow'sches Instrument zum Modell mit: nach dem kann er die Hölzer in vergrößertem Maßstabe zuschneiden. Das Abstimmen derselben und das Weitere ist dann meine Sache."

Bald war das Nöthige herbeigeschafft, und in wenigen Tagen das Instrument, wie es Felix im Traume gesehen, auf der Diele des Zimmers aufgestellt. Felix hatte sich dazu eine Art Schuhe angeschafft, deren Sohlen vorn mit einem gerundeten harten Holz belegt waren, um vermittelst seiner Fußspitzen den harten Anschlag auf den Balken hervorzubringen, der sonst mit Stäbchen von Ebenholz hervorgebracht wird. Um das Ausgleiten zu verhüten, bestrich er die Sohlen mit Kreide.

Schon die ersten Versuche glückten über die Maßen; hell und voll erklangen die Balken unter den Tritten, und Felix und Fatutto fielen sich vor Freude jauchzend in die Arme.

„Ich verspreche Ihnen," sagte Felix, „daß ich schon nach vierwöchentlicher Studienzeit im Stande sein werde mich öffentlich damit zu produciren. Das Instrument ist leichter als jedes andere, zumal in solcher Größe und bei seiner eigenthümlichen und höchst bequemen Intervallen-Lage. Ja, das wäre Etwas für Angelika, meine erste Clavierschülerin in Berlin; die wollte immer ihre Musik am liebsten zugleich spielen und tanzen, und ihre mittrillernden Füße, die mich damals unschuldiger Weise aus dem Hause brachten, würden hier ganz am Orte sein."

Felix hatte nicht zu viel versprochen. Denn nach der genannten Zeit führte er schon ganz allerliebste Sachen auf dem neuen Instrumente aus; seine Tanzfertigkeit kam ihm hierbei sehr zu Statten.

„Welch eine Erfindung!" sprach Fatutto, vor Freude die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, „Tanz- und Tonkunst in Eins verbunden, und beide von einem solchen Künstler ausgeübt, nein, das ist noch nicht dagewesen. Zu welchem Dank, mein werther Freund, verpflichten Sie die Kapell-Musiker, die bisher als Sclaven dem Ballet dienen mußten! Denn bei diesem Instrument hört die Musik auf ein bloßes Mittel zu sein, sie ist vielmehr die Wirkung des Tanzes. Aber nun auch keine Zeit verloren. Auf,

nach Paris, in die Fabrikstadt der Effecte, wo man allein dergleichen zu würdigen versteht. Nur ein Concert, nur ein Patent auf diese Entdeckung, und Sie sollen nie mehr am Strick eines Kronleuchters als Posaunenengel zu hangen brauchen."

In einem wahren Freudentaumel reisten Beide nach Paris, wo übrigens Felix als Gestelini schon bekannt war und bereits Lorbern eingesammelt hatte. In einem großen Saale zeigte er nun zunächst sein neues Instrument privatim einer Menge Ton- und Schriftgelehrter, die er, um ihr Urtheil zu hören, besonders dazu einladen ließ.

„Wunderbar! höchst wunderbar!" riefen die meisten von ihnen; „das also ist eine deutsche Erfindung! — Hm! wie mitten aus den deutschen Wäldern gewachsen! Einfach, aber doch höchst sinnreich! Und wie rührend in seiner Armuth!"

„Nur von Holz und Stroh," sagte Einer lachend, „schlägt dies Instrument zwei Fliegen mit einer Klappe, die Ton- und die Tanzkunst zugleich. Freilich wird dabei die Kunst im eigentlichsten Sinne des Wortes mit Füßen getreten; aber das schadet nichts. Ist doch dafür jetzt nicht mehr der Tänzer von der Pfeife des Musikanten abhängig: er macht sich seine Musik allein."

„Auf meine Ehre!" überschrie Einer alle Andern; „das Ding effectuirt mehr als das beste Conservatorium-Concert, und lassen Sie erst die Füßchen unserer Tänzerinnen darauf kommen, dann hört Alles auf!"

Einer der Herren mit gewichtiger Kennermiene, der bis jetzt still geschwiegen, nahm unsern Felix bei Seite und sagte: „Wirklich vortrefflich! Diese Erfindung macht Ihnen die größte Ehre, denn sie bringt uns der Natur wieder um einen Schritt näher. Wollen Sie aber klingende Vortheile daraus ziehen, so eilen Sie so schnell wie möglich nach Spanien, in das Land des Tanzes. Da wird man Ihnen vor Freude und Dankbarkeit Altäre errichten. In Spanien kennt man mich; vor zwei Monaten brachte ich in Madrid meine neuesten Compositionen, „den Untergang von Herculanum und Pompeji" sowie meine „Aequinoctial-Stürme," zur Aufführung, und ich kann Sie da bestens empfehlen."

Felix verneigte sich dankbarst und erwiderte, daß er diesen

wohlgemeinten Rath erwägen und schon am folgenden Tage seinen Entschluß ihm mittheilen wolle.

„Wer ist denn aber eigentlich dieser Herr," fragte Felix, indem er sich seinem in der Nähe stehenden Commissionair zuwendete, „mit dem Sie mich eben sprechen gesehen?"

„Den kennen Sie nicht? Das ist ja der größte Tonmaler unseres Jahrhunderts, der berühmte Pinceau!"

„Pinceau? Tonmaler? Also Componist?"

„Das will ich damit nicht gerade gesagt haben," antwortete jener mit sarkastischem Lächeln. „Nach Ihrer und anderer Musikverständigen Meinung soll doch der Componist Empfindungen schildern, welche durch die wahrgenommenen sinnlichen Gegenstände angeregt werden, um dadurch ähnliche und bessere im Zuhörer zu erwecken. Dieser Mann aber malt statt dessen die sinnlichen Gegenstände selbst und giebt sich die größte Mühe die ganze äußere Natur mit all ihren Jammer- und Schmerzenslauten buchstäblich treu zu copiren. Das hält er für die höchste Aufgabe und den höchsten Triumph der Tonkunst. Denken Sie nur an seine „Seeschlacht," von der die Zuhörer selbst seekrank wurden. Uebrigens hat seine Malerei, wie Sie wissen, viele Nachahmer gefunden, namentlich unter den Opernschreibern. Auch Deutschland kann ihrer nicht wenige aufweisen. Doch was meinte er denn zu unserem Instrument?"

„Er rieth mir damit nach Spanien zu gehen und versprach für diesen Fall mir nützlich zu sein."

„Das lass' ich gelten; es war auch von Anfang an meine Ansicht, und es ist mir lieb, daß Sie mir nun um so lieber folgen werden. Halten Sie ihn aber hinsichtlich seines Versprechens beim Wort; vielleicht daß er Ihnen Empfehlungsbriefe mitgiebt."

In dieser Absicht machten Felix und Fatutto dem Tonmaler einen Besuch. Sein Bedienter, ein gutmüthiger und humoristischer Deutscher, dem sie ihre Karten überreichten, trat ihnen aber mit der Nachricht entgegen, daß sein Herr gestern Abend auf der Jagd verunglückt sei und das Bett hüten müsse.

„Unglück auf der Jagd?" wiederholte verwundert Felix, „und im heißen Sommer?"

„Nicht auf Thiere, sondern auf Melodieen, Tonfarben, Harmonieen und Rhythmen, Gott weiß, auf was alles.“

„Wie jagt er denn die?“ fragte Felix; „ich verstehe Sie nicht.“

„Er streift in den Wäldern umher und lauscht auf das Säuseln der Blätter, horcht auf das Plätschern der Wellen und Wasserfälle, auf den Gesang der Vögel sowie auf alle Laute der Thiere, kurz auf jedes Geräusch der Natur. Seine Jagdtasche ist die Schreibtafel, worauf er sich alles Neue, das er entdeckt, notirt, das heißt, in Noten übersetzt. Bisweilen jagt er auch in der Stadt, wo die Schlachthäuser seine Haupt-Observatorien sind. Außerdem hat er hier zu Hause eine eigens eingerichtete Marterkammer, wo er Katzen und Hunde und eine Menge anderer Thiere zusammengesperrt hält, die er gegen einander hetzt und einen entsetzlichen Spectakel machen läßt.“

„Ich verstehe,“ schaltete hier Fatutto ein; „von daher mag er allerdings den meisten Stoff zu seinen naturgetreuen Tongemälden genommen haben.“

„Ja wohl,“ meinte der Bediente; „und bietet ihm sein Observatorium keine Ausbeute dar, so geht er auf den Anstand.“

„Auf den Anstand?“ fragte Felix verwundert; „da bin ich doch neugierig.“

„Er nimmt Medicin, casteit sich, hängt sich auch bisweilen auf und setzt dann seine Jammer-Aeußerungen über die künstlich erregten Schmerzen in Noten. Sie werden ja gewiß seinen „vergifteten Bürgermeister“ kennen; der ist auf diese Weise fabricirt.“

„Aber welches Unglück begegnete Ihrem Herrn denn gestern?“ fragte jetzt Fatutto theilnehmend.

„Mein Herr,“ erzählte der Bediente, „arbeitete noch spät am Abend an seinem neuen Werk: „Die in einen Honigbär verzauberte Kallisto.“ Um das Summen der Bienen und das Brummen des Bären darin recht naturgetreu darzustellen, war er in einen Garten gegangen, wo er, wahrscheinlich zu nahe, einen Stock schwärmender Bienen belauschte. Seine Wißbegierde aber kam ihm theuer zu stehen; denn kaum hatte er einige Minuten da verweilt, so

fliegt die ganze kleine Gesellschaft auf ihn zu und zersticht ihn mörderlich."

„Das ist ja sehr traurig," sagte Felix, „um so mehr, als wir wegen einer Reise dringend seines Rathes bedürfen und uns in Paris nicht lange aufhalten können."

„Nun, so warten Sie ein wenig, meine Herren!" entgegnete der Bediente, „vielleicht bewege ich ihn, daß er Sie vorläßt." Rasch ging er in das Zimmer, kam aber nach wenigen Minuten mit dem Bescheid zurück, daß sein Herr die günstige Gelegenheit nicht versäumen wolle einen so seltenen Schmerzenszustand wie seinen gegenwärtigen genau zu beobachten, so sehr er auch bedauere auf die Ehre dieses Besuches verzichten zu müssen. „Um jedoch sein Versprechen zu erfüllen," fügte der Bediente hinzu, „schickt er Ihnen hier durch mich einige Karten mit seiner Namensunterschrift, die Sie in Madrid nur an ihre Adresse abgeben dürfen."

Felix dankte, beschenkte den Bedienten freigebig und ließ seinem Herrn eine baldige Genesung wünschen. Ohne erst das bereits nachgesuchte Patent auf sein neues Instrument abzuwarten, schickte er sich sogleich zur Reise nach Spanien an und hielt eine Woche darauf seinen Einzug in das stolze Madrid.

XVI.

Wie ein Lauffeuer ging es in der Hauptstadt von Mund zu Mund, der große Gestelini aus Deutschland sei angekommen und werde sich hier hören lassen. Die Tagesblätter füllten ihre Spalten mit einer Menge Berichte über den Künstler, die sie aus fremden Zeitungen entlehnten und mit noch größeren Uebertreibungen nacherzählten. Fatutto schürte das Feuer noch mehr an, indem er eine besondere Broschüre herausgab unter dem Titel: „Kritische Beleuchtung des Weltwunders Felix Gestelini vom rein künstlerischen Standpuncte." Den Hauptgegenstand bildete darin natürlich das neue Instrument. Der Verfasser erzählte, daß ein himmlischer Geist es dem Künstler in einer Vision offenbart und ihm

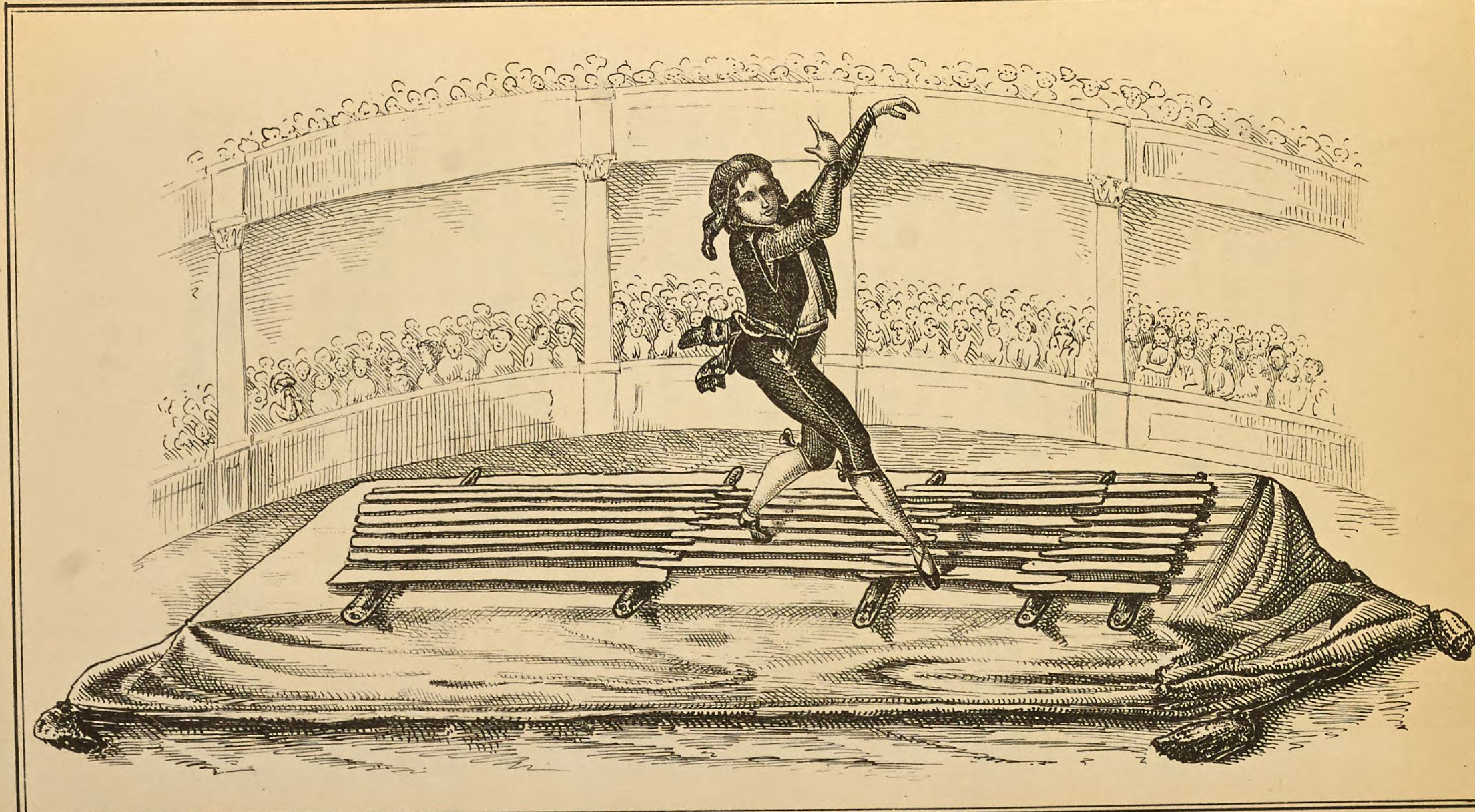
zugleich die Weisung gegeben habe sich damit nach Spanien zu wenden. Das Instrument selbst habe er, wie es ihm der Geist vorhergesagt, im Krebsauer Walde vorgefunden und es auch sogleich zu spielen verstanden. Die ungläubigere Polizei ließ in Bezug auf die Broschüre bei der Geistlichkeit anfragen, ob ein solches Wunder wohl anzunehmen sei, und da diese erklärte, daß sich wohl tausendmal größere ereignet hätten, so wurde die Verbreitung des Büchleins durch ganz Spanien erlaubt. Die Theater-Unternehmer machten die größtmöglichen Anerbietungen, um Gestelini für ihr Interesse zu gewinnen. Acht Tage nach der Ankunft wurde das erste Concert angezeigt. Das Programm lautete wie die früheren. Nur statt der „Liebe in der Wüste", der „Gefundenen" und des „Engels Gabriel" waren Pièცen für das neue Instrument eingeschoben. Ganz kurz vor dem Druck der Concertzettel aber wußten Felix und Fatutto noch nicht, welchen Namen sie ihrer neuen Erfindung geben sollten, obwohl sie sich schon während der ganzen Reise darüber den Kopf zerbrochen hatten.

„Es wird das Beste sein," sagte Felix, „wir bilden den Namen aus dem Wesen des Instrumentes selbst. Nur durch den Tritt giebt es Ton, also Tritton."

„Bravo!" rief Fatutto höchst erfreut, „so und nicht anders darf es heißen. Triton klingt mythologisch, und Sie selbst werden, indem Sie es treten, zum Tritonen. Hinsichtlich der Wahl Ihrer Pièცen bleibt es, wie wir verabredet; Sie tragen auf dem Triton nur spanische National-Tänze, und zwar die beliebtesten der drei Königreiche vor, castilianische, aragonische und navaresische. Das wird den Spaniern am meisten schmeicheln."

„Mir ist etwas bange vor meiner Tänzerei," sagte Felix mit bedenklicher Miene.

„Lassen Sie das gut sein," beruhigte ihn Fatutto, „gerade Ihre Fehler werden Sie nur um so interessanter machen. Man ist niemals geneigter zur Nachsicht als gegen einen Fremden, der uns in unsern Sitten, Neigungen und Eigenthümlichkeiten nachzuahmen sucht. Erinnern Sie Sich nur der französischen Schauspielerin, die einmal eine Rolle in deutscher Sprache ausführte. Es kam kein richtiges Wort aus ihrem Munde, und wie entzückte sie!"



Felix Fistel
auf dem von ihm erfundenen neuen Instrument „**Triton**".

Am Concert-Abend fuhr Felix in einem Staatswagen mit vier Isabellen-Pferden nach dem Theater.

Mit einem Beifalls-Sturm, der kein Ende nehmen wollte, wurde er empfangen, und dieser wiederholte sich am Schluß jeder einzelnen Pièce. Nun kam das Triton an die Reihe. Keiner wagte vor Erwartung sich laut zu räuspern. Der Vorhang rollte in die Höhe. Gestelini erschien im Costüm eines Aragoniers und betrat die Balken. Kaum hatte er den ersten Tanz geendigt, so war auch schon des Entzückens Maß bei den Spaniern übergelaufen: ein fürchterlicher Spectakel hob an, und Felix mußte den Tanz, wie ermüdet er auch war, von Neuem beginnen. Ehrfurchtsvoll stand Alles von seinen Plätzen auf, und als er geendet hatte, bewarfen ihn die Damen mit ihren Fächern, so ungern sie dieselben auch sonst aus ihrer Hand lassen; ja noch mehr, sie rissen sich die falschen Locken aus ihren Haaren, und manche entäußerten sich sogar ihres Schmuckes, um dem Künstler ein Zeichen ihrer Bewunderung und Verehrung zu geben. So ging es fort bis zum Schluß des Concerts. Nachdem der Vorhang gefallen, drängten sich eine Menge vornehmer Herren und Damen nach der Bühne, um das Instrument und den Künstler in der Nähe zu sehen.

Eine junge schöne Dame richtete französisch einige Worte an unsern Felix und bat ihn dringend ihr ein Souvenir zu schenken.

Felix war durch diese Bitte ebenso angenehm überrascht wie in Verlegenheit gesetzt. „Ich weiß in der That nicht," erwiderte er, „womit ich Ihren Wunsch erfüllen könnte."

„Nur einen Ton dieses Wunder-Instruments," rief sie schwärmerisch begeistert, „möchte ich mein nennen."

Felix lächelte und erlaubte es ihr sich selbst einen auszuwählen.

Sie that es, und wie schwer das Pretiosum auch war, so wies sie doch alle Anerbietungen der Caballeros ihr dabei zu helfen zurück und trug mit wonnetrunkenem Entzücken den langen Balken allein nach Hause.

Einen Erfolg wie diesen hatte sich weder Felix noch Fatutto träumen lassen, und er steigerte sich immer mehr, so daß Gestelini nach dem zweiten Concert von der Polizei ersucht wurde

im Circus, wo die Stiergefechte gehalten werden, seine Vorstellungen zu geben. Denn kein Lokal war groß genug die herbeiströmende Zuhörermenge aufzunehmen. Sechs Concerte folgten hier auf einander, in welchen man Felix nur auf dem Triton zu hören verlangte. Das fünfte gab er für die Armen und das sechste ohne Eintrittsgeld. Dafür trug ihn das dankbare Volk im buchstäblichen Sinne des Worts auf den Händen nach seinem Hôtel zurück, und die Geistlichkeit segnete ihn.

„Ums Himmels willen,“ rief Felix, als er sich mit Fatutto allein wußte, „wer ist denn eigentlich der Betrüger, und wer der Betrogene, ich oder jene, die mich eben verlassen haben. Gott erhalte mir mein Bißchen Verstand! Fatutto, ich fürchte, bei allem Glück werde ich ein schlechtes Ende nehmen.“

Von Madrid ging es weiter durch alle 13 Provinzen Spanien's, und überall fand Felix dasselbe entzückte Publicum. In der Stadt Valencia gab er sein letztes Concert.

Die Valencianer, welche ganz Spanien mit Musikanten, Gauklern, Seiltänzern und Marktschreiern versorgen, konnten in ihrer Anerkennung der Künstler-Verdienste Gestelini's keine Grenzen finden. Man ließ ihn schon viele Meilen vor der Stadt durch eine eigens erwählte Deputation förmlich einholen, und vor der Stadt mußte er ein milchweißes, stattlich aufgezäumtes Maulthier besteigen, dem zwölf junge, schöne Valencianerinnen vorantanzten und ebenso viele nachfolgten. So hielt er seinen Einzug. Eine unübersehbare Volksmenge umwogte ihn, jauchzte, schwenkte Hüte und Tücher, bis er in seinem Hôtel angelangt war. Hätte diesen Zug ein Fremder gesehen, er würde ihn für eine Heiligen-Procession gehalten haben.

Felix, der sich durch diese Aufnahme mehr beschämt als geehrt fühlte, sagte zu Fatutto: „Hier kann ich in keinem Falle Geld annehmen. Machen Sie bekannt, daß ich die Einnahme aller meiner Concerte am hiesigen Orte den Kunstverwandten von Valencia überlasse.“

Diese Großmuth brachte die gute Leute vollends außer sich.

Sein Concert wurde mit Kanonenschlägen eingeleitet. Das Volk bekränzte den Künstler schon in seiner Wohnung und zwang

ihn sich unter einem Baldachin bis nach dem Circus tragen zu lassen.

Der Weg vom Eingange des Circus bis nach der Mitte, wo sein Instrument bereits von Fatutto aufgestellt war, glich einer breiten Blumenstraße, und ehe Felix den Balken einen Ton entlockte, fiel noch ein neuer Blumenregen von den Tribünen auf ihn herab. Mit einem graziösen Sprung auf sein Instrument begann er nun Valencia's Lieblingstanz, welchen sogleich Tausende vom Volk unwillkürlich mit ihren Castagnetten begleiteten. Kaum aber war dieser Tanz geendigt und ein neuer begonnen, so sah das Volk mit Schrecken seinen Abgott ausgleiten und niederstürzen. Niemand wußte, was das bedeuten sollte, und mit der größten Spannung erwartete man, daß er sich wieder emporrichten werde, aber vergebens. Regungslos lag er da, wie todt. Man eilte ihm zu Hülfe, rief Aerzte herbei und war tödtlich erschrocken, als diese erklärten, der Künstler sei von einem Schlagfluß getroffen und habe in Folge dessen bei seinem Fall zwischen den Balken den Fuß gebrochen. Man öffnete ihm zur Stelle die Ader, und nach einiger Zeit schlug Felix die Augen wieder auf. Jetzt erst war das Publicum beruhigt und mit der lebhaftesten Theilnahme begleitete es den Kranken bis zu dem Kloster der barmherzigen Brüder wohin er zu seiner weiteren Verpflegung gebracht wurde. Tag für Tag mußten die öffentlichen Blätter über sein Befinden Auskunft geben, und rührend war es, wie so manche schöne Valencianerin beim andächtigen Beten des Rosenkranzes mehr seiner als ihrer Noth gedachte.

„Sehen Sie, Fatutto,“ sagte er eines Tages auf seinem Schmerzenslager, „wie mein Glück endet. Wohl hatte mich damals in Berlin ein Arzt an die Gefahr eines Schlagflusses erinnert, und ich weiß nicht, ob ich mich mit meinem jetzigen Mißgeschick davon ganz losgekauft habe. Im Leben werde ich nie wieder das Triton betreten; darum gebe ich Ihnen die Erlaubniß während der Zeit meiner Heilung das Instrument nachzubauen, so viel Sie wollen, und es unter den guten Spaniern zu verbreiten.“

Nach neun Wochen wurde Felix von den Aerzten bis auf

die Schwäche seines Beines für geheilt erklärt und ihm der Rath ertheilt sich zu seiner Stärkung nach einem Seebade zu begeben. Er entschied sich für eine Reise nach Helgoland, um zugleich seinem Vaterlande wieder näher zu sein, nach welchem er die heißeste Sehnsucht fühlte.

Am Tage seiner Abreise sprach er sehr ernst zu Fatutto: „Hiermit sei auch meine Künstlerfahrt geschlossen. Von jetzt an heiße ich wieder Fistel und will fortan nur mir selbst und der Kunst leben, ohne weitere Vortheile daraus zu ziehen. Eins aber möchte ich wohl wissen, ob diese ungeheuren Ehrenbezeigungen, die mir als Gestelini durch halb Europa zu Theil geworden sind, ächter Art waren, und ob sie wohl über mein Leben hinaus dauern werden. Ich glaube es nicht.“

„Nun,“ antwortete Fatutto, „das könnten wir jetzt am leichtesten erfahren. Wenn Sie mir erlauben, so will ich Sie zum Scherz einmal für todt ausgeben und Deutschland, Frankreich, Italien und Spanien auffordern Ihnen ein Denkmal zu setzen.“

Felix lächelte über diesen Einfall, aber dachte keinen Augenblick, daß Fatutto dies im Ernste gesprochen. Wie erstaunte er daher, als er auf der Reise, noch an der Grenze Spanien's, französische Blätter zu Gesicht bekam und, aus langer Weile darin blätternd, unter Anderem auch den Tod Gestelini's mit allen möglichen Nebenumständen angezeigt fand. Die Schlußworte lauteten: „Verdient Einer auf die Nachwelt gebracht zu werden, so ist es Gestelini, der, um die Mitwelt mit seinen Talenten zu beglücken, ein Opfer seines Kunsteifers wurde. Unterzeichneter wird jeden beliebigen Beitrag zu einem Denkmal, das dem großen Künstler in seiner Vaterstadt gesetzt werden soll, dankbar entgegennehmen. Fatutto.“

„Um Gottes willen!“ schrie Felix, „was haben Sie gemacht! Nicht genug, daß mein Leben eine Lüge war, soll auch noch mein Tod eine sein?“

„Beruhigen Sie Sich,“ fiel ihm Fatutto ins Wort, „ich glaubte Ihnen einen Gefallen zu thun. Aeußerten Sie nicht selbst kurz vor unserer Abreise den Wunsch über Ihren Nachruhm Etwas zu erfahren? Möglich, daß ich Sie dabei falsch verstanden habe.

Indessen wahr bleibt es doch einmal: Gestelini ist todt, seit Sie wieder Fistel heißen und ein reicher Mann sind. Zu dem Denkmal übrigens würde es unter den gegenwärtigen Umständen schwerlich kommen können; denn wenn wirklich Einige bereit wären Etwas beizusteuern, so wüßten sie doch nicht, wo der unterzeichnete Fatutto zu finden ist. Sollten Sie aber," setzte er scherzend hinzu, „nach einem Denkstein wirklich lüstern sein, was ich jedoch nach Ihren jetzigen Reden bezweifeln muß, so könnte dazu Rath werden. Kaum eine Tagereise von Valencia entfernt, erhielt ich einen Brief nachgeschickt, den ich Ihnen damals nicht mittheilen wollte, der Ihnen aber jetzt vielleicht Spaß machen wird."

Mit diesen Worten zog er aus seiner Brieftasche ein Schreiben und las: „Sehr geehrter Herr! In Folge Ihrer Aufforderung Herrn Gestelini ein Denkmal zu setzen, beeile ich mich Ihnen einen großen, mächtigen Stein dazu anzubieten, der mir seit Jahren in dem Hofe meines Hauses im Wege liegt. Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie ihn sobald wie möglich abholen ließen."

Felix lachte laut auf und sagte: „Der Mann gefällt mir, der hat meine Valencianer Künste am besten zu würdigen gewußt, und der Brief ist mir ein tröstlicher Beweis, daß der gesunde Menschenverstand doch noch nicht ganz ausgestorben ist."

„Nun!" setzte Fatutto hinzu, „auch in unserm lieben Vaterlande ist er noch zu finden. Ein deutsches Blatt meldet in kurzen Worten: „An dem und dem Tage ist der große Künstler Felix Gestelini in Valencia gestorben. — Ein Narr weniger!"

Felix konnte hierbei trotz seines Lächelns eine gewisse Mißstimmung nicht verbergen und sagte zu Fatutto: „Wie in aller Welt soll ich mir denn aber eine solche böse Nachrede mit dem Enthusiasmus, den ich doch erregt habe, zusammenreimen?"

Und Fatutto erwiderte: „Eine Ausgleichung muß stattfinden. Wird der Narrheit hienieden Gold die Fülle zu Theil, so mag sie billiger Weise auf den Nachruhm verzichten und diesen dem wahren Verdienste einräumen, das sich auf Erden nur zu selten belohnt sieht."

XVII.

In Helgoland angekommen, unterzog sich Fistel sogleich der ihm verordneten Badekur, und, wie es den Anschein hatte, mit gutem Erfolg. Er lebte hier als Rentier. Ebenso Fatutto, der seinen wahren Namen Schulze wieder angenommen hatte.

So gemüthlich indeß unserm Felix in der ersten Zeit die ungewohnte Ruhe vorkam, der er sich ganz überließ, so fühlte er doch bald Langeweile; denn sein liebes Cello, das ihm so manche Unterhaltung gewährt haben würde, konnte er des schwachen Beines wegen noch immer nicht vornehmen. Es kehrten Verstimmtheit und Mißmuth wieder bei ihm ein.

Eines Tages befand er sich mit seinem Begleiter während der Ebbezeit auf einem der Felsenriffe Helgoland's und erwartete die Flut, deren Toben und Brausen er gar zu gern hörte. Nach wenigen Minuten war sie da.

„Das wäre Etwas für den Pariser Tonmaler," sagte Schulze; „hier sollte er auf die Jagd gehen; heute könnte er viel profitiren; ich wüßte nicht, wann die See so unbändig gewesen wäre."

„Kommt es Ihnen nicht auch so vor," unterbrach ihn Fistel, „als ob ein Ton im Sturm mitklänge?"

Er wendete sich bei diesen Worten nach einem Fischer hin, der eben seinen Kahn befestigte, und fragte diesen, ob er vielleicht die Ursache des wundersamen Klanges wisse.

„Das mag wohl," antwortete letzterer, „von dem langen Nagel im Felsen herkommen, der vom Sturm berührt, mitklingt. Die Leute nennen ihn Aeolston, warum, weiß ich nicht, aber aus der Stärke des Klanges ermessen Sie die Gewalt des Sturmes."

„Fürwahr, höchst interessant," sprach Felix zu Schulze; „wie, wenn man diesem Wink der Natur folgte und ein Instrument erfände, das auf solche Weise von der Natur, d. h. vom Winde, allein gespielt würde?"

Schulze, der in Alles gern einging, was Felix zu zerstreuen versprach, regte ihn durch seine beifälligen Aeußerungen noch mehr zum Nachdenken an.

„Die ganze Schwierigkeit," fuhr Felix fort, „bestände nur darin ein Mittel zu erfinden diejenigen Töne während des Sturmes schweigsam zu machen, die nicht mitklingen sollen."

Nach kurzem Besinnen rief er aus: „Halt! ich habe es."

Beide kehrten nach dem Gasthofe zurück, und Felix, ohne von seiner Idee irgend Etwas zu verrathen, arbeitete Tag und Nacht im verschlossenen Zimmer an seinem neuen Instrumente.

„Jetzt, lieber Schulze!" sagte er einige Tage später, „bin ich so weit, daß wir einen Versuch machen könnten. Bestellen Sie mir jenen Fischer, daß er sich mit seinem Kahn bereit halte; auch brauche ich einen Schlosser oder Schmied, der mir das Instrument zwischen den Felsen befestigen hilft. Ich denke die ganze Insel mit meinen Klängen in Alarm zu bringen."

„Schade," erwiederte Schulze, „daß wir uns nur an Meeresgestaden damit werden hören lassen können!"

„Was hören lassen?" sprach Felix mit verdrießlichem Gesicht; „ich denke nicht daran, nie spiele ich wieder für Geld. Nur zu meinem eigenen Vergnügen will ich es ersonnen haben. Auch soll das Geheimniß Niemand erfahren, damit keiner diese Erfindung zu schnödem Gelderwerb mißbrauche. Ohnedies werde ich in Kurzem nach Hause reisen; denn die Sehnsucht treibt mich nach einer fast zehnjährigen Trennung meine guten Eltern endlich wieder zu sehen, um im väterlichen Hause von meinen Irrfahrten auszuruhen. Auch Sie, lieber Freund, werden, glaube ich, müde sein und Sich nach Ruhe sehnen. Sollten wir uns im Leben nicht weiter begegnen, so seien Sie für immer meines lebhaftesten Dankes versichert, den ich auch noch weiterhin Ihnen thatsächlich zu beweisen mir vorbehalte. Freuen würde es mich jedoch, wenn eine Reise Sie in meine Heimat führte und wir uns gemeinsam unserer Erlebnisse erinnern könnten."

Schulze drückte ihm dankbar die Hand und sagte: „Sie haben mich hoffentlich genug kennen gelernt, um zu wissen, wie ich das Virtuosenwesen ansehe, und werden mir zutrauen, daß auch ich die Vorzüge eines ruhigeren Lebens, wie ich es von jetzt an zu führen gedenke, sehr wohl zu schätzen weiß. An Ihrer Seite jedoch, aber auch nur an der Ihrigen, wäre ich übrigens immer noch be-

reit mit dem vielköpfigen Ungeheuer, dem Publicum, einen Strauß zu wagen."

Den ganzen Vormittag war Felix, im Kahne stehend, mit seinen beiden Gehülfen beschäftigt das Instrument zwischen den Felsen zu befestigen; er arbeitete, als hinge ein Leben daran. Endlich war er fertig.

Felix eilte glückselig nach Hause und setzte sich, da es schon spät geworden, im Gasthause an die Table d'hôte, um in Gesellschaft der übrigen Gäste das Mittagsmahl einzunehmen. Mit anspruchslosem Ton eröffnete er ihnen, daß er heute beim Eintritt der Flut ein neues, von ihm erfundenes Instument zum Vergnügen der Badegäste probiren wolle; er ersuche sie deshalb um die bestimmte Zeit in der Gegend der Felsenriffe sich einzufinden.

In dem Augenblicke traten Fremde in den Speisesaal, zwei ältliche Herren und eine Dame. Ihr Costüm zeigte, daß sie eben von der Reise kamen. Felix, welcher der Thür zunächst saß, sprang auf, um der Dame beim Ablegen ihres Hutes und Mantels behülflich zu sein. Doch wer schildert seine Empfindung, als er in der Entschleierten seine Anna erblickt! Mit dem gegenseitigen Rufe: „Felix!" „Anna!" bleiben Beide einen Augenblick stehen; aber überwältigt von der unverhofften Freude des Wiedersehens stürzen sie, Alles um sich her vergessend, einander in die Arme.

Papa Schweer, der unsern Felix gleich bei seinem Eintritt wieder erkannt hatte, kam näher heran, um ihn in herzlicher Freude zu begrüßen, und sagte leise mit gutmüthigem Lächeln: „Aber Kinder, bedenkt doch, wo Ihr seid! Gut, daß der Himmel nicht hier ist, er würde sonst schön donnern."

Dieser Name brachte sie wieder zur Besinnung. Eine freudige Ueberraschung folgte der andern. Denn gleich darauf lag Felix in den Armen des Doctors Pohl, der mit Anna und ihrem Vater gemeinschaftlich die Reise nach Helgoland unternommen hatte. Indessen war Felix nicht im Stande die ungestümen Fragen seiner Freunde zu beantworten. Er konnte nur die Worte stammeln: „Zu viel Glück! Ich überlebe es nicht!" Dann wendete er seinen Freunden den Rücken und entfernte sich.

In seinem Zimmer überließ er sich ganz der Freude und dem Schmerz, bis ihn der Kellner aus seinen Liebesträumen weckte. Er brachte zwei Briefe, welche Felix in seiner Zerstreutheit, ohne sie näher anzusehen, bei Seite legte.

Gleich darauf trat auch Schulze ein, mit dem Bemerken: „Sie haben nur noch eine Stunde Zeit, dann beginnt die Flut."

Felix hatte das Instrument ganz vergessen und zeigte sich unschlüssig, ob er den Versuch damit machen sollte oder nicht. Nach kurzer Ueberlegung aber sprach er vor sich hin: „Ich thue es. Mein erstes Ständchen verunglückte; Anna soll dafür eins bekommen, wie es noch keinem Sterblichen zu Theil geworden ist."

Mit dem ersten Zeichen der Flut war Felix im Felsenriff, um vom Kahne aus das Instrument zu dirigen. Ungewöhnlich heftig hoben die Stürme an, und das Meer wogte hoch an den Felsen hinauf, so daß es fast das Instrument zu erreichen und zu vernichten drohte.

Da brausten mit einem Male aus dem Felsen heraus gigantische Accorde weithin über die Insel und das Meer. Gleich Posaunen des Weltgerichts erklangen die majestätischen Töne des großartigsten Natur-Concertes.

Alle Bewohner der Insel liefen aus ihren Häusern und waren von dem, was sie hörten, im tiefsten Inneren erschüttert; selbst die, welche die Ursache dieser wundersamen Klänge kannten, glaubten Sphärenmusik zu hören.

„Kommen Sie um Gottes willen herauf," rief der Fischer dem beherzten Künstler zu; „es ist Gefahr bei dem geringsten Verzug."

„Nur noch den Schluß, er gilt meiner Anna," schallte es aus der Tiefe herauf.

Immer wilder wurden jetzt die Stürme und immer gewaltiger die Accorde. Aber bald waren es keine Harmonieen mehr, sondern chaotisch verwirrte Tonmassen, die in das Toben der Elemente hineinrauschten. Plötzlich verstummten sie und nur ein einzelner Ton, — es war das Fis — seufzte lange klagend fort, bis das Meer beruhigt war.

Voll banger Ahnung stieg der Fischer, da er auf keinen seiner weiteren Rufe eine Antwort erhalten, in das Riff hinab. Der

Künstler lag, von einem Schlagfluß getroffen, todt im Kahn, und von dem Instrumente war keine Spur mehr zu sehen. Der Sturm hatte es vernichtet.

Der Fischer brachte die Leiche ans Ufer. Der herbeigeeilte Doctor Pohl stellte eine Menge Versuche zur Wiederbelebung seines Freundes an, aber sie blieben fruchtlos. Anna wurde ohnmächtig vom Platze weggetragen.

Am dritten Tage war die feierliche Bestattung. Dicht hinter dem Sarge ging Anna — geführt von ihrem Vater und dem Doctor — hinter diesen sein Reisebegleiter. Ihnen schloß sich eine unübersehbare Menschen-Menge Helgoland's an, die, tief-ergriffen von dem tragischen Ende des jungen Künstlers, freiwillig ihm folgten.

Anna, die ihrer angegriffenen Gesundheit wegen Helgoland's Bäder gebrauchen sollte, kehrte ohne den mindesten Erfolg, leidender als vorher, nach Berlin zurück. Ihr Herz war gebrochen. Fortwährend tönten jene Sturmesklänge ihr ins Ohr und endigten nur mit ihrem letzten Athemzuge. In kurzer Zeit folgte sie Felix nach.

Jene zwei Briefe, welche Felix wenige Stunden vor seinem Tode erhalten, lagen noch uneröffnet auf seinem Zimmer. Sie kamen beide aus der Heimat. Der erste enthielt eine dringende Bitte seiner Eltern sobald wie möglich nach Hause zu eilen, weil sie schwer erkrankt seien; der zweite eine Anzeige des Orts-Gerichts, welches ihm den Hintritt von Vater und Mutter, die beide an einem und demselben Tage in die Ewigkeit gegangen, meldete. Dieser Schmerz war ihm erspart.

XVIII.

Unter den Papieren des Verstorbenen fand man folgendes Testament:

Felix Fistel's letzter Wille.

Im Fall ich ohne Erben sterbe, vertheile ich mein Vermögen von circa 90,000 Thalern auf folgende Weise:

10,000 meiner ersten Liebe, der unglücklichen Henriette Leicht, jetzigen Frau —.

20,000 meinem getreuen Reisebegleiter Eduard Schulze.

10,000 zu einem warnenden Denkmal für die Mit- und Nachwelt. Es stelle allegorisch das Künstler- und Virtuosenthum unserer Zeit vor und bestehe in einem spitz zulaufenden Obelisken, auf welchem ein am Weltschmerz sterbender Hanswurst seinen Geist aushaucht.

50,000 als Beihülfe zu Stadtmusiker-Seminarien, wenn meines Vaters Bericht an den Grafen T. in Berlin berücksichtigt werden sollte. Im Nichtfall soll diese Summe den Irrenhäusern geschenkt sein, weil ich mein Vermögen von der Narrheit gewonnen habe.

Zum Vollstrecker dieses meines letzten Willens ernenne ich meinen väterlichen Freund, den Doctor Pohl in Berlin, welchem ich mein Tagebuch und meine sonstigen Effecten als Eigenthum hinterlasse.

Felix Fistel.

Ende.

D. 1847.

„Um Gotteswillen!" höre ich Euch, liebe Collegen, ängstlich rufen, „nur keine Ouvertüre! Was folgt, wird ohnehin lang genug sein." Deshalb habe ich nicht einmal eine Introduction gemacht und verspreche Euch, daß schon nach 12 Minuten meine kleine Vorlesung beendet sein soll. Da Capo's erwarte ich nicht, auch kein „'raus!", wohl aber Eure Aufmerksamkeit, Geduld und Nachsicht, die nöthig sind, und um die ich hiermit ergebenst bitte.

* * *

In Berlin erscheinen jetzt zwei musikalische Zeitungen. — Man kann sich denken, was das für einen Einfluß auf die Künstler haben muß, die, wie bekannt, auf das Lesen litterarischer Erzeugnisse nur so zittern. — Die Verleger dieser Zeitungen rechnen auf ebenso starken Absatz in der Kapelle, wie ihn der Verfasser des unglücklichen „Fistel" für sein Werk gefunden hat.

* * *

Ein ebenso erfreuliches Ereigniß ist, daß man jetzt den Recensenten, wenn auch nur wenigen, freien Zutritt in die Opern-Proben gestattet, damit sie hier die Tonwerke öfter hören, besser studiren und ihr Urtheil sicherer bilden können. — Meines Erachtens sollte man alle Kritiker in die Proben schicken, ja den Besuch derselben ihnen zur Pflicht machen unter der Androhung, daß sie sonst nicht schreiben dürften. — Den schwächeren, ins Gelag hinein schreienden und schreibenden Recensenten aber dürfte noch außerdem der Besuch der Correctur-, Clavier- und Quartett-Proben von großem Nutzen sein. Sie würden wenigstens bei Anschauung der Schwierigkeiten, die vor der Aufführung eines Werkes zu überwinden sind, Respect vor der Sache bekommen und Billigkeit und Gerechtigkeit gegen die Ausführenden lernen.

Die anonymen Scribenten dagegen, welche auf uns und unsere Vorgesetzten aus dem Hinterhalte nach Art der Meuchelmörder ihren Witz und Geifer speien, müßte man natürlich ruhig gewähren lassen.

* * *

Wessen Geschreibsel in der Kunst=Welt, liebe Collegen, zeigt am meisten Kopf und ist zugleich der strengsten Censur unterworfen? — Das unseres guten Patschke.*) Jeder seiner Federstriche hat Kopf, d. h. einen Notenkopf.

* *
*

Einst sprach ein fremder Kapellmeister zu einem Herrn vom Orchester: „Aber mein Herr, Sie haben ein so hohes Gehalt und machen Ihre Sache so schlecht."

„Mag sein," antwortete der Angeredete, „aber ich bin nicht schuld: die Gewinnung meines Gehaltes hat mir zu viel Mühe gekostet, so daß mir keine Zeit zum Studium meines Instrumentes übrig blieb."

* *
*

Man wendet jetzt, wie die öffentlichen Blätter berichten, in Wien die Musik bei Wahnsinnigen als Heilmittel an. Und gewiß mit Recht. Die Musik hat ja schan so Manchen um den Verstand gebracht; es wäre also nicht mehr denn billig, daß sie die Leute auch wieder zu Verstand brächte.

* *
*

Mit der Hypochondrie, dem bekannten Unterleibs=Leiden, das auf den Geist so mächtigen Einfluß ausübt, ist wohl der Deutsche am meisten geplagt. Selbst seinen Schafen scheint diese Krankheit anzuhangen. Wenigstens spricht die schlechte deutsche Saitenfabrication, der italienischen gegenüber, viel dafür. Sollten die deutschen Schaf=Därme ihrer hypochondrischen Natur wegen wirklich zu Saiten nichts taugen, so würde dies um so mehr Wunder nehmen, als der Deutsche im Uebrigen doch ebenso gut wie der Römer seinen feisten und wollreichen Hammel zu erziehen versteht.

Für den Fall, daß die Schafs=Hypochondrie nicht an der Schlechtigkeit der deutschen Saiten Schuld hat, wäre es wohl zu wünschen, daß unsere Akademie der Künste einmal auf das beste deutsche Fabricat eine Prämie setzte und den Muth der Fabricanten belebte.

---

*) Herr Patschke ist Theater=Notenschreiber.

In dieser Betrachtung, liebe Collegen, liegt indeß noch mehr Beschämendes. Sie beweist, daß, so frei wir uns auch von Italien's Herrschaft dünken, wir uns doch noch immer an jenes Land mit Millionen Fäden, wenn auch nur Schafdarmfäden, gebunden fühlen und ihm mit großen Summen tributbar sind.

* * *

Wer, liebe Collegen, überwindet das Böse mit Gutem? —

Das sind die, welche deutsche Saiten für italienische als Unterlage ausgeben und sie mit Silberdrath bespinnen.

* * *

Irrthümlich versteht man unter einem Ars-Pauker einen Schulmeister. Die Benennung kommt eigentlich nur dem Musiker vom Fach zu, der die Pauke schlägt. Sie ist die würdigste und entsprechendste Bezeichnung für ihn; denn „Ars" (wie eigentlich geschrieben werden muß) heißt auf deutsch die Kunst; mithin bezeichnet jener Ausdruck einen „Kunstpauker."

* * *

Mann und Frau sind ihrem innersten Wesen nach ebenso verschiedener Art, wie der Dreiviertel- und der Sechsachtel-Takt.

Der Unterschied kann nicht durch den Verstand begriffen, sondern nur durch das Gefühl wahrgenommen werden.

* * *

Ein Componist, dessen neue Oper unlängst einstudirt werden sollte, erfuhr von der Regie, daß die Aufführung wahrscheinlich am 25sten des Monats stattfinden werde. — „Können wir nicht den 27sten abwarten?" fragte er in einer der letzten Proben besorgt den Capellmeister. — „Warum das?" entgegnete ihm dieser; „es ist, denke ich, doch ein Tag wie der andere." — „Dem möchte ich", erwiderte der Componist, „doch nicht ganz beistimmen. Ich glaube vielmehr bemerkt zu haben, daß Ihre Musiker am 25sten immer matt und schlaff, am 27sten dagegen voll Feuer und Leben sind. Es muß da inzwischen Etwas vorgehen, was diese auffallende Ver-

änderung hervorbringt." — „Hm, hm", meinte nachsinnend der Kapellmeister, „sollte es etwa daher kommen, daß am 26sten die Gehalte ausgezahlt werden?"

* * *

Alles wiederholt sich im Leben. So werden jetzt die Posaunen von Jericho wieder fleißig geübt. Was aber davon umfallen wird, ist noch ungewiß.

* * *

Schlecht gelohnte Neugier.

Ein Componist wollte wissen, wie seine Oper effectuiren werde, und lud zu einer Probe am Clavier ein Paar Damen ein, denen er ein Urtheil zutraute. In den ersten Acten waren die Zuhörerinnen ungewöhnlich aufgeregt, was der Componist für ein gutes Zeichen nahm, im letzten aber waren sie fast eingeschlafen. Mit der letzten Note indeß erwachten sie und riefen einstimmig: „Ach! wie schön, wie herrlich!" Der Componist bedankte sich und geleitete die Damen bei ihrem Weggehen bis zur Thür. Als er aber, zurückgekehrt, in die Nähe seines Sophas kam, bemerkte er zu seinem größten Schrecken, daß die Damen tiefe Löcher in den Plüsch-Ueberzug des Sophas gekratzt hatten.

* * *

Wenn nicht wahr, so doch wahrscheinlich.

Jemand konnte trotz aller Mühe kein Billet zu einer Opern-Vorstellung bekommen. Mißmüthig schleicht er von der Kasse weg und beschließt bei sich nie wieder einen Versuch zu machen. Da fällt ihm ein Parterre-Billet in die Augen, das verloren am Boden liegt. Er hebt es auf und eilt wonnetrunken dem Parterre zu. Hier aber sieht er zu seinem Leidwesen, daß es schon vollgepfropft von Zuschauern ist. Er muß an der Thür stehen bleiben. — Da sinnt er nach, wie Platz zu gewinnen ist, und in der festen Ueberzeugung, daß auch hier sich wenigstens Einige Namens Schulze befinden möchten, schreit er in das Parterre hinein:

„Schulze, Euer Haus brennt!“ — Und richtig, im Augenblick war das halbe Parterre leer.

* * *

Woher kommt es, daß die Musiker so gern trinken? —

Weil ihre ganze Wirksamkeit sich meist in Achteln und Vierteln bewegt.

* * *

Der Kunstbaum dieses Jahrhunderts erzeugt zwar viel Blüthen, aber wenig schmackhafte Früchte. Die meisten fallen, von der Made durchfressen, scheinbar reif, frühzeitig ab und dienen meist nur zum Futter für gefräßige Recensenten-Raupen. Ja selbst die Blüthen werden schon von dem Mehlthau der Bewunderung, welche die urtheilslose Menge ihnen zollt, vergiftet.

Was die Techniker betrifft, so lassen wir Deutsche die schmackhaftesten Früchte — ich meine unsere besseren Sängerinnen — nach Paris gehen und werden dafür galanter Weise mit ziemlich verlegenem Backobst regalirt.

* * *

In unserer monumentensüchtigen Zeit werden vielen großen Künstlern, von denen es gewiß ist, daß sie ihre Lebtage nicht satt zu essen hatten, ja mitunter ganz eigentlich Hungers gestorben sind, marmorne Bildsäulen errichtet. Das ist recht löblich, aber zugleich ein schwerer Vorwurf für die Zeitgenossen, die einen solchen Mann darben ließen. Und dennoch — würde er wohl der große Mann geworden sein, wenn er nicht mit Hunger und Noth zu kämpfen gehabt hätte? — Fast scheint dies ein Gesetz, welches durch das ganze Reich der Schöpfung gilt; denn sehen wir die in der Esmeralda auftretende Ziege an, wie entzückt und rührt sie mit ihren Kunstleistungen! Und das arme Thier hat den ganzen Tag über Nichts zu fressen bekommen. Würde eine satte Ziege wohl Aehnliches leisten?

* * *

Es giebt wohl kein Wesen, das mehr auf die Hoffnung verwiesen wäre als ein Kammer-Musikus. Nach den in neuester Zeit

gemachten Erfahrungen erreicht ein solcher, wenn er mit guter Gesundheit seine künstlerische Laufbahn beginnt, ungefähr ein Alter von 30 Dienst-Jahren. Die ersten 5 bis 10 Jahre verlebt er als Accessist in der Hoffnung auf eine Anstellung, die nächsten 10 Jahre hofft und jagt er auf die Stelle eines Solospielers, in den letzten 10 Jahren wird er immer ruhiger, indem er sich wenigstens eine erkleckliche Pension zu verdienen hofft. Sein erstes Gehalt ist sehr gering, aber die Hoffnung auf Vermehrung desselben macht ihn zufrieden. — Voll von dieser Hoffnung, erfüllt er seine Pflichten, quält sich nebenher mit Unterrichtgeben ab, sucht unter den Schönen, heiratet und setzt Kinder in die Welt. Die Hoffnung auf eine Zulage erhält ihn bei gutem Muth, wenn ihn häusliche Sorgen treffen. Sie ist der Schwefel-Aether, mit dem er sich betäubt, wenn im dienstlichen Verhältnisse oder im häuslichen Leben schmerzhafte Operationen zu bestehen sind, z. B. wenn der Kunst- und Brod-Neid ihn regieren will, wenn er zu einer Geldstrafe verurtheilt ist, oder wenn ihn die Gattin mit Zwillingen beschenkt. — Es zollt dieser Zögling der Hoffnung seinen Vorgesetzten eine fast abergläubische Verehrung, und zeigt sich ihm vollends noch in der Ferne eine Aussicht auf Zulage, so wird seine Liebe wahre Schwärmerei. Diese Hoffnung ist seine ganze Philosophie, ja seine Religion, sie erfüllt sein Gemülh mit Gott-Vertrauen, erleichtert ihm den Schmerz, wenn der Tod einen seiner Collegen dahin rafft, macht ihn schreib- und redselig und beruhigt seine Dränger, wenn er solche hat, wie z. B. Schuster und Schneider, ja sie giebt ihm selbst den Muth, wenn es sein muß, noch größere Bären anzubinden. Im Hinblick auf diese freundliche Trösterin sieht er nach dem Jenseits, unterstützt jedes Armen-Concert und widmet seine letzten Kräfte den Symphonie-Abenden in dem erhebenden Gefühle Frau und Kinder dermaleinst vor Mangel geschützt zu wissen. Hoffnung und immer Hoffnung! — Wie ein heller Stern begleitet sie ihn seine ganze Dienstzeit hindurch. Denn außer den zwölf Tagen, wo ihm die Sonne des Gehaltes scheint, ist sein innerer Himmel selten heiter. Die Hoffnung prägt sich nach der Gall'schen Schädel-Lehre an seinem Kopfe fast hörnerartig aus. — Darum, liebe Collegen, bleiben wir ihr treu, dieser Himmelstochter: sie schützt

uns vor jeder Leidenschaft, die sich so leicht der Hoffnungslosigkeit beigesellt, sie erhält uns den Kopf oben, wenn auch noch so sehr der Schuh da unten drückt; mit einem Wort: sie ist es, die uns mit den zartesten Banden an Kunst und Leben fesselt.

* * *

Stammbuch=Vers an eine Schöne.

Wenn einst der letzte Ton aus meinem Cello weicht,
Der letzte Seufzer meiner Brust entschleicht,
Der Lockenkopf*) die Todten=Bare drückt,
Verklärung meine hohe Stirne schmückt:
Dann, Mädchen, halt' die Thränen ein,
Und laß dies deine Tröstung sein:
Der ungetreue Jüngling voller Mängel
Ist jetzt — Posaunen=Engel.

E. 1848.

Schauspiel

eines öffentlichen Gerichts=Verfahrens

über

vier angeklagte Kammer-Musiker,

aufgeführt

in Rheinischem Assisen=Costüm im Hôtel de Rüssie

am Collegen=Feste

den 7. März 1848.

Liebwerthe Collegen!

Mit Eurer Erlaubniß will ich Euch am heutigen Fest=Abende das Schauspiel eines öffentlichen Gerichts=Verfahrens zum Besten geben, das Ihr noch nicht kennt, und wünsche und hoffe nur, daß es Euch ein wenig unterhalten möge. Denjenigen Collegen,

*) Bitte um Vergebung, ich habe mir einen angedichtet.

welche ich bitte mir ihre werthe Person für die Anklage-Bank zu leihen, soll kein Haar gekrümmt werden, im Gegentheil werden sie sich meinen ganz besonderen Dank verdienen, wenn sie den harmlosen Scherz ausführen helfen, den ich beabsichtige.

Zum Präsidenten des hohen Gerichtshofes habe ich aus eigener Machtvollkommenheit den Collegen Ronneburger ernannt, den Collegen Gareis zum Staatsanwalt und mich selbst zum Vertheidiger der Angeklagten. Das Richter-Collegium bilden die Collegen Richter 1. 2. 3. 4. 5. und der College Schulze als Dorf-Richter.

Jetzt, liebe Collegen, bitte ich um einige Augenblicke Zeit, um mich mit den eben genannten Herren in das nöthige Costüm zu werfen.

Pause.

Präsident (klingelt).

Hiermit ist die Sitzung eröffnet.

Staats-Anwalt.

Die in Anklagestand versetzten Personen sind folgende: Die Herren Gaerich I, B . . ., Ke. . . . und D.

Ich fordere die Angeklagten auf, ihre Plätze mir gegenüber einzunehmen und in stummer Ergebung Anklage und Urtheil abzuwarten. —

Mit Wehmuth überblicke ich die Zahl der Unglücklichen, die entweder eigene Schuld oder Verleumdung auf die Anklage-Bank gebracht hat. Es sind Männer, deren Ruf bisher unzweifelhaft geblieben, und die schon darum unsere ganze Theilnahme beanspruchen. Aber fiat justitia, pereat mundus. Ich glaube kaum, daß es ihrem Vertheidiger gelingen wird sie so rein wie eine Leist'sche Lampe aus diesem Prozesse hervorgehen zu lassen.

Gern hätte ich von jedem Inculpaten eine kleine Biographie vorausgeschickt, aber ich bin beim Sammeln der dazu nöthigen Notizen auf zu große Schwierigkeiten gestoßen, so daß ich es aufgeben mußte. So z. B. antwortete mir Herr Ke . . . auf die Frage, wie alt er sei: „der Teufel ist alt"; Herr D . . . meinte auf dieselbe Frage, daß er sein Alter niemals kennen gelernt habe, weil das Kirchenbuch gleich nach seiner Geburt bei einem großen

Brande verloren gegangen sei, und Herr B . . . behauptet, daß er als Kind vertauscht worden, sonst würde er wenigstens eine Länge wie der College Laverenz erreicht haben.

Was die Religion der Angeklagten betrifft, so steht mit Gewißheit fest, daß sie zwar alle getauft sind, aber mehr oder weniger zu dem uralttestamentlichen Stamme Nim sich hinneigen. Ihrer bürgerlichen Stellung nach heißen sie zwar freie Männer, stehen aber ihrer eigenen Sicherheit wegen unter polizeilicher Aufsicht, nämlich unter dem Stocke, d. h. dem Taktstocke. Im Uebrigen sind es reine Gefühls-Menschen und sonst noch ganz geschickte und gescheute Leute, die nicht bloß bis 3 zählen können, sondern auch bisweilen bis auf 9 oder 12 — d. h. Achtel.

Ich wende mich nach dieser allgemeinen Einleitung zu den einzelnen Anklagen und bitte Herrn Gaerich aufzustehen.

Sie, Herr Gaerich, werden von einer großen Anzahl Opernschreiber beschuldigt, daß Sie ihnen durch Ihre herrlichen urkräftigen Ballet-Compositionen den Weg zur Unsterblichkeit versperren. Die Ankläger sagen: „Wenn dieser Ballet-Componist schon für das Futteral der Seele, für Leib und Glieder, so unnachahmlich schön schreibt, was bleibt uns dann noch für die Seele selbst übrig?" Schließlich tragen sie darauf an Sie pro prodigo zu erklären, d. h. für einen Verschwender, weil Sie Ihr schönes Talent nur zu Ballet-Musik verwenden.

Vertheidiger.

Jedermann wird in dieser Anklage eher etwas Schmeichelhaftes als einen Vorwurf erblicken, wenn auch sonst viel Geringschätziges gegen das Ballet selbst darin ausgesprochen ist.

Herr Gaerich soll seinen Anklägern durch seine Ballet-Compositionen den Weg zur Unsterblichkeit versperren. — Welch eine thörichte Anklage! Als mache nur die Oper einen Componisten unsterblich. Aber gesetzt den Fall, nur allein die Oper führe zur Unsterblichkeit, so könnte Herr Gaerich mit leichter Mühe seine Ankläger zum Schweigen bringen, wenn er seinen Ballets einen Text unterlegen und sie auf diese Art zu Opern umformen wollte. Wenige Menschen würden die Verwandlung merken, und der Ange-

klagte dürfte gewiß immer ein noch besserer Opernschreiber heißen als die meisten seiner Ankläger zusammengenommen, deren Operngeschmiere oft kaum eine schlechte Tanz-Musik zu nennen ist. — Sollten Gaerich's Ankläger im Ernst der Meinung sein, ein Opernschreiber stehe ein Knopfloch höher als ein Ballet-Componist, so frage ich: hat nicht der Ballet-Componist dieselbe Aufgabe zu lösen wie der Opernschreiber? Ja, ist sie nicht um Vieles schwerer, weil ihm der Text fehlt, der seine Musik verständigen hilft?

Ebenso irrig und ebenso grundlos ist auch jede Geringschätzung gegen das Ballet selbst. Nur moralisirenden Gleißnern, welche vorgeben durch eine Ballet-Vorstellung ihre Sinne gar zu sehr, ja bis zur Wehthat aufgereizt zu sehen, mag eine solche Sprache verziehen werden, meinetwegen auch den ausführenden Musikern, die nach einer langen Oper noch an ein Ballet ihre letzten Kräfte setzen müssen, aber nicht jenen Opern-Componisten, am wenigsten denen unter ihnen, welche weder Geschick noch Talent zum Componiren besitzen, aber dennoch Opern schreiben.

Präsident.

Es nimmt mich Wunder in Ihnen einen so warmen Vertheidiger des Ballets zu finden, in Ihnen, den ich selbst so oft darüber habe seufzen hören; aber um so mehr flößt uns Ihre Vertheidigung Vertrauen ein.

Vertheidiger.

Ja, ich bekenne es, das Ballet macht mir Vergnügen, und ich liebe es, wenn es sinnig, kurz und gut ist; aber ich tadele die damit verbundenen ungeheuren Anstrengungen, welche so oft unnöthigerweise dem Musiker zugemuthet werden.

Präsident.

Wenn Ihre Liebe zum Ballet einen Rechtfertigungsgrund für Ihren Clienten abgeben kann, so bitte ich, daß Sie Sich näher darüber auslassen.

Vertheidiger.

Meine Liebe beruht auf der Ansicht, welche ich über das Ballet gewonnen habe. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn

ich behaupte: „Das Ballet ist von allen Kunstproductionen die wahrste, weil sie die natürlichste ist.“ — Erscheint uns nicht die ganze Natur in dem Gewande des Ballets? Alles bewegt sich in ihr — läuft, springt und tanzt, Alles spielt in Farben, Alles klingt in Tönen, ohne daß wir genau wissen, was z. B. die Nachtigall mit ihrem Gesange, was Ochs und Löwe mit ihrem Brüllen gesagt haben. Ja selbst die Menschen unter einander errathen und verstehen sich oft am besten nur durch Blicke und Bewegungen, mehr als sie es durch Worte vermögen. Und so wie hier in der großen Natur, so geht es im Ballet zu. — Darum finde ich es auch natürlich, wenn Jemand diese oder eine ähnliche Ansicht vom Ballet hegt und sein ganzes Talent demselben zuwendet, wie unser Client es bisher gethan hat.

Der in der Anklage befindliche Ausspruch, daß der Ballet-Componist mehr für das Futteral der Seele als für die Seele selbst schreibe, ist keineswegs ein Tadel, wie es die Ankläger wollen. Denn schauen wir den großen Meister der Natur an, die Gottheit selbst, so fragt es sich, worin eigentlich Seine wahre Größe besteht, ob in der balletartigen Composition Seiner Schöpfung, d. h. in den Millionen und aber Millionen verschiedener Formen, Gestalten, Bewegungen, Farben und Töne oder in der Erschaffung Seiner Geister und Seelen? — Ich für meinen Theil meine, die wahre Größe liege in Ersterem, in Seiner äußeren sichtbaren Schöpfung; denn diese mußte der Schöpfer so zu sagen ganz nur erfinden, während Er den Stoff zu den Seelen und Geistern aus Sich selbst entnehmen konnte.

Um meiner Vertheidigung noch mehr Gewicht und Ansehen zu verschaffen, so bin ich noch einen hohen und weisen Richter um sein Zeugniß über den Angeklagten &c. Gaerich angegangen und in Folge dessen von unserem allverehrten Herrn General-Musik-Director Meyerbeer mit folgendem höchst gütigen Schreiben beehrt worden.

Es lautet:

Hochgeehrter Herr!

Ihr sehr geschätztes Schreiben habe ich zur Zeit richtig empfangen. Mit großem Vergnügen erfülle ich den von Ihnen ausgesprochenen

Wunsch dem wackeren und talentvollen Künstler Herrn Gaerich ein ausgesprochenes Zeichen meiner aufrichtigen Anerkennung durch beifolgendes Blättchen zu geben, dessen Benutzung Sie Ihrem Briefe zufolge freundlichst übernehmen wollen.

Genehmigen Sie, hochgeehrter Herr, die Versicherungen meiner vollkommensten Hochachtung, und seien Sie überzeugt, daß in der Ferne nicht minder wie in der Heimat mein Herz für alle die theuren Kunstgenossen der Königl. Kapelle stets mit inniger Anhänglichkeit und warmer Theilnahme schlagen wird.

Ihr
ergebenster
Meyerbeer.

Paris den 26. Februar 1848.

(Anmerkung. Meyerbeer schrieb, mit großer Freundlichkeit eingehend auf den brieflich von mir ihm mitgetheilten Scherz, eigenhändig diesen Brief sowie das folgende Zeugniß, und zwar merkwürdiger Weise an demselben Tage, wo König Ludwig Philipp vom französischen Throne gestürzt wurde, wie das Datum es besagt.)

Das Zeugniß selbst lautet:

„Von dem Präsidenten des Gerichtes aufgefordert auch mein Zeugniß in diesem schweren Criminalprozesse für oder wider den als Mensch eben so achtungswerthen wie als Componist gediegenen und talentvollen Herrn Gaerich (Angeklagten) abzulegen, erkläre ich der Wahrheit gemäß, daß ich meine volle Beistimmung gebe zu dem höchst günstigen und ehrenvollen Urtheile, welches schon längst über dessen geprüfte Verdienste von dem competenten Richterstuhle der wackeren Künstler der Kapelle einstimmig gefällt worden ist. Diese Zeugen könnten Herren Gaerich nur seinen Melodieenreichthum, seinen fließenden thematischen Stil zum Verbrechen machen wollen. Melodieenreichthum aber, sollte er auch bis zur Verschwendung gehen, kann meiner Ueberzeugung nach nicht als Criminalverbrechen behandelt werden. Sollte das hochachtungswerthe Gericht des Ueberflusses zu viel finden, so schlage ich vor, diesen Ueberfluß — an melodieenarme Opern-Componisten gratis zu vertheilen, als Mittel die etwaigen Urheber der Anklage zufrieden zu stellen und

dankbare Segnungen statt neidischer Verleumdung in ihren Mund zu bringen.

Meyerbeer."

Ein hoher Gerichtshof wird diese eben vernommene Stimme gewiß nicht überhören und seinen Urtheilsspruch darnach bilden. Sollten aber Gaerich's Ankläger dennoch einen Unterschied zwischen einem Opern- und einem Ballet-Componisten verlangen, so könnte es nur die Tugend der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sein, welche der Ballet-Componist ganz besonders vonnöthen hat, weil er nicht so häufige und billige Triumphe feiert wie der Opernschreiber. Dieser Tugend wegen, welche meinen Clienten in so seltenem Grade ziert, erwarte ich mit Zuversicht, daß ein hoher Gerichtshof ihn nicht nur freisprechen, sondern ihm auch eine glänzende Genugthuung für jene thörichte Anklage zuerkennen werde.

Staats-Anwalt.

Jetzt bitte ich Herrn B . . . aufzustehen.

Ihnen, Herr B . . ., legt man Folgendes zur Last. Sie sollen seit Ihrer Anstellung bis in die neusten Zeiten auf eine ebenso grausame wie heimliche Weise den Contrabässen die Stacheln ausreißen. Ihrem Vertheidiger sei es überlassen uns über ein so eigenmächtiges und sonderbares Verfahren aufzuklären.

Vertheidiger.

Ich schlage einem hohen Gerichtshof vor, Herrn B . . . sofort ohne alle Untersuchung von der Anklage zu entbinden, weil ich ihn nicht für zurechnungsfähig erachte. Oder sollte ein hoher Gerichtshof vergessen haben, daß der Angeklagte, nach seiner Behauptung vor dem Staats-Anwalte, in seiner Jugend vertauscht worden ist? Wer kann daher wissen, welcher B . . . hier eigentlich der rechte ist, der, welcher die Stacheln ausgerissen, oder der, welcher es nicht gethan hat.

Staats-Anwalt.

Das, mein Herr, erlauben Sie, sind Sophismen, mit denen Sie hier nicht durchkommen. B . . . ist Herr B., so wahr, wie er nur einer Frau angehört und der alleinige Vater seiner Kinder ist. Ich verlange, daß Sie die Sache ernst nehmen, wie es erfor-

derlich ist. Der Verlust der Stacheln an sich wäre nicht so hoch anzuschlagen, wenn er nicht einen unserer würdigsten Kammer-Musiker, Herrn Fischer, in Folge seiner Größe mehrmals in Gefahr gebracht hätte bei Ablangung des hohen B auf einem solchen entstachelten und auf diese Weise bedeutend verkleinerten Contrabaß Kopf über zu stürzen und den Hals zu brechen.

Vertheidiger.

Ohne die drohenden Unfälle des Herrn Fischer in Zweifel zu ziehen, muß doch wohl bei dem sonst so ehrenwerthen Charakter des Angeklagten vorausgesetzt werden, daß keine böse Absicht der That zu Grunde liegen, ebenso wenig, daß sie aus Bereicherungssucht nach Holz geschehen sein kann. Demnach kann der Angeklagte seine That nur aus einer Art von Manie begangen haben, für welche er aber nicht zur Rechenschaft gezogen werden darf. Denn so gut, wie es Leute giebt, die kein offenes Loch leiden können, ohne es zuzustopfen, kann es auch welche geben, die jedes zugestopfte Loch öffnen müssen. Und zu dieser Classe gehört sicher der Angeklagte.

Aus diesem Grunde ist mein unmaßgeblicher Antrag: Herrn B . . ., der übrigens mit seinem Contrabasse auf die subtilste Weise umgeht, mit dem Schreck davon kommen zu lassen.

Staatsanwalt.

Ich bitte Herrn Ke . . aufzustehen.

Sie, Herr Ke . ., sind angeklagt, daß Sie in der Rosenthalerstraße im Fleischerladen, zur schönen Frau genannt, stets den ganzen Vorrath an Blut- und Leberwürsten an Sich kaufen und sogar im Voraus pränumeriren. Solches ist aber polizeiwidrig, weil es das übrlge Publicum beeinträchtigt, die Preise der Lebensmittel in die Höhe schrauben und die öffentliche Ruhe gefährden kann. Schon ist ein Wurstaufstand mit Gewalt unterdrückt worden, in Folge dessen im Gedränge ein Dienstmädchen anstatt mit einer Leberwurst mit einer Preßwurst nach Hause gekommen ist.

Vertheidiger.

Jedermann will in Hülle und Fülle leben, das liegt so einmal in jedes Menschen Natur. Der Eine sucht es so, der Andere

so. Mein Client findet seine höchste Glückseligkeit im Genuß einer guten Wurst, und er hat Recht.

Nur im Besitz einer Wurst kann man in Wahrheit sagen, man habe die Hülle und Fülle, d. h. die Pelle und das Fülsel. Getreu der Homöopathie, deren Maximen er huldigt, hat er den Wahlspruch „similia similibus curantur“ oder auf gut deutsch „Wurst wider Wurst“; darum genießt er auf zwei Leberwürste in der Regel noch eine Blutwurst. Seine Verehrung für diesen Genuß ist so groß, daß man ihm in seiner letzten Stunde durch Vorhaltung einer Braunschweiger noch ein süßes Lächeln abgewinnen könnte. Was den Vorwurf betrifft, daß mein Client bei der Fleischerin auf sämmtliche Würste pränumerire und vielleicht einen heimlichen Wursthandel treibe, so ist der Vorwurf ungerecht und eine böse Verleumdung. Nur mit Noten und Instrumenten marchandirt er, mit weiter Nichts. Ebenso klar stellt sich die Unschuld meines Clienten durch den Bericht eines meiner Vigilanten heraus, der schon seit längerer Zeit Herrn Ke . . beobachtet hat. Er lautet: „Allerdings läßt Herr Ke . . . sich oftmals Würste holen, aber eben so thun es auch andere Leute. Ja, viele derselben kaufen sie auf seinen Namen, vermuthlich auf die Hoffnung hin größere Portionen zu erhalten.“

Präsident.

Können Sie die Aussage Ihres Vigilanten begründen?

Vertheidiger.

Ja, und ich gehe noch weiter: Ich will Ihnen die Leute nennen, und sogar mit dem corpus delicti in der Tasche, wenn Sie, Herr Präsident, eine Taschen-Visitation befehlen wollen.

Präsident.

Wozu würde das nützen? Viele Unschuldige würden schuldig erscheinen müssen, da eine Wurst der anderen ähnlich sieht.

Vertheidiger.

Diesmal nicht! Mein Vigilant ließ das letzte Wurstfabrikat durch ein rothes Bändchen zeichnen, um sicherer zu erkennen.

Präsident.

Nun, so nennen Sie die Leute, die ich visitiren lassen soll.

Vertheidiger.

Mit großer Betrübniß nenne ich das ganze verehrte Collegium der Richter.

Präsident.

Wehe! Wehe! Welch eine Schmach für die Gerichtsbarkeit! Aber fiat justitia, pereat mundus! Gerichtsdiener! Visitiren Sie die Herren Richter auf der Stelle!

(Der Gerichtsdiener thut es und zieht aus der Tasche jedes der Richter eine mit einem rothen Bändchen versehene Leberwurst.)

Präsident.

Wehe! Wehe! Wehe der Unthat, und zehnmal Wehe Euch gottvergessenen Richtern!

Vertheidiger.

Sparen Sie Ihre Weherufe, Herr Präsident, es dürfte noch schlimmer kommen! Auch Sie und der Herr Staats-Anwalt sind von meinem Vigilanten als in gleichem Falle genannt. Geben Sie dem Rechte die Ehre, und unterziehen Sie Sich selber einer Visitation.

(Präsident und Staatsanwalt greifen sofort nach ihren Taschen und ziehen jeder eine Wurst hervor.)

Staats-Anwalt.

Gott verzeih mir alle Sünden, auch ich habe eine!

Präsident.

Ebenso auch ich! Herr Staats-Anwalt! Ich frage: Was soll man dazu sagen? Scheint es nicht, als ob uns ein Bösewicht die Würste heimlich beigesteckt, um uns, ja den ganzen Gerichtshof in allen seinen Gliedern zu compromittiren? Doch, was sehe ich? Ein Briefchen hängt an meiner Wurst, und an mich adressirt! (Der Präsident erbricht es und liest:)

„Höchstverehrter Herr Präsident!

„Ich war es, ich, der Vertheidiger, der dem ganzen Gerichts-

hofe die Würste heimlich eingesteckt. Verzeihen Sie mir. Ich that es aus Rücksicht und Liebe für meinen armen Clienten Ke . ., der heute unschuldig vor Gericht steht. Ein Vertheidiger greift zu allen Mitteln. Und so verdächtigte ich den ganzen Gerichtshof, um ihn zu größerer Milde zu bewegen. Er sollte aus eigener Erfahrung den Beweis bekommen, wie leicht es ist den besten Menschen in Verdacht zu bringen."

(Große Pause tiefen Nachdenkens.)

Präsident (zum Vertheidiger gewendet).

Sie haben Recht, wenn auch Ihr Mittel ein wenig drastisch war.

Verkünden Sie Ihrem Clienten, und ich glaube es unter einhelliger Zustimmung des ganzen verehrten Richter-Collegiums thun zu können, daß er von jeder Anklage entbunden ist!

Staats-Anwalt.

Ich bitte Herrn D . . . jetzt aufzustehen.

Sie, Herr D . . ., sollen laut polizeilicher Anzeige auf unrechtmäßige Weise sich einen Cürassierhelm angeeignet haben und ihn bei nächtlicher Weile zu mysteriösen Zwecken gebrauchen sowie auch eines fremden Namens sich bedienen. Um das nöthige Licht in diese Anklage zu bringen, wird es gut sein einen Brief vorauszuschicken, welchen heute morgen der Herr Polizei-Präsident von dem Nachtwächter der Potsdamerstraße erhalten hat, und der mir so eben überschickt worden ist.

Er lautet:

„Mein Herr Präsident!

„Es wird heute ein Jahr, daß ich ein Hohes Präsidium auf einen, wie mir schon damals schien, höchst gefährlichen Menschen aufmerksam machte. Er stieß mir, wie ich bereits vor einem Jahre berichtet, unweit des Sommer'schen Locales auf, und zwar um die Mitternachtsstunde. Er war groß und hager trug einen Sackmantel und hohe spitze Vatermörder.

„Sein schlottriger Gang zeigte dennoch Stolz, ja Kühnheit, und es schien mir darum gerathener ihn nur aus der Ferne zu beobachten. Vor der Gartenthür des Sommer'schen Locales ver-

abschiedete er sich, nach traulichem, aber leisem Gespräch, vermuthlich von einem seiner Spießgesellen, wobei ich die ominiösen Worte hörte: „Gute Nacht, Herzog Alba, gute Nacht, alter Klingsberg*), heute übers Jahr sehen wir uns wieder." Den Mann mit den spitzen Vatermördern nahm ich jetzt aufs Korn und verfolgte ihn in respectvoller Ferne Schritt vor Schritt. Nach einer kleinen Strecke Weges sah ich, wie er aus dem Mantel einen schönen blanken Helm vorsichtig hervorzog, ihn beschaute und ihn herzte, und hörte die Worte laut und lachend sprechen: „Den hätte ich glücklich erwischt." Diese Worte waren mir genug, um auf ein Verbrechen zu schließen. — An jeder Straßenecke blieb der Mann stehen, nahm den Helm hervor, hielt ihn tief abwärts und sah dabei unverwandt die Sterne an.

„Es war ein schreckliches Bild. An der Leipziger- und Friedrichsstraßen-Ecke verweilte er längere Zeit, murmelte, das Gesicht dem Schauspielhause zugewendet, viel unverständliches Zeug und rief zuletzt mit erhobener Stimme und drohend geballter Faust:

„O wäre ich Herzog Alba! Euch Directoren sollte gleich die Schwerenoth!!" Hier brach er ab und schlich weiter fort. Bis nach der Zimmerstraße verfolgte ich ihn, wo er schnell einbog und mit einem Male meinem Blicke entschwand.

„Herr Präsident! In dem ganzen verflossenen Jahre war mein Mühen vergeblich den Mann auszukundschaften, bis ich ihn vor einigen Tagen durch Zufall entdeckte. Es geschah in der Oper „die Hugenotten", welche ich besuchte, um durch den darin vorkommenden Nachtwächter, meinen edlen Collegen, zum Bewußtsein meiner ganzen Würde zu gelangen. Hier erblickte ich den Bösewicht im Orchester, wo er ganz heiter und wohlgemuth die große Baßgeige strich. Sowie der Vorhang gefallen, drängte ich mich ans Orchester und erfuhr von einem seiner Collegen, dem ich fast Nacht für Nacht das Haus aufschließen

*) (Jedes Mitglied der Kapelle trägt einen Spitznamen.)

muß, den Namen des bisher Unbekannten. Er heißt D . . . und wohnt in der Zimmerstraße 88.

Euer Hochwohlgeboren
unterthänigster Lekmus."

Noch einmal! Zweier schwerer Verbrechen sind Sie, Herr D . . ., angeklagt, der Entwendung eines Cürassierhelms und des Mißbrauchs eines fremden Namens. Möge es Ihrem Vertheidiger gelingen Sie schuldlos darzustellen oder wenigstens minder strafbar.

Vertheidiger.

Ein hoher Gerichtshof möge erlauben, daß ich die hier anwesende ganze Kapelle, deren Mitglied der Angeklagte ist, als Entlastungszeugen aufrufe!

Staats-Anwalt.

Meine Herren, ich bitte, treten Sie näher.

Vertheidiger.

Ich frage die Mitglieder der Königl. Kapelle: halten Sie Ihren Collegen solcher Verbrechen fähig?

Kapelle.

Nein, Nein, Nein!

Vertheidiger.

War Herr D . . . den Abend, an welchem Sie, wie ich erfahren habe, Ihr schönes Dankfest feierten, vielleicht etwas vom Wein erhitzt, in welchem Zustande man gern Selbstgespräche führt?

Kapelle.

Ja, Ja, Ja!

Eine Stimme.

Er kann nicht viel vertragen.

Vertheidiger.

Wer von Ihnen ist der alte Klingsberg, von dem sich

Herr D . . . an jenem Abende verabschiedete, und von dem ich vermuthe, daß auch er der Kapelle angehört.

Eine Stimme (Spies).

Ich war es.

Vertheidiger.

Also Sie, Herr Spies. Wie kommen Sie zu dem Namen der alte Klingsberg?

Zeuge Spies.

Zum Scherz ist er mir beigelegt worden, wie jeder meiner Collegen einen solchen Spitznamen trägt.

Vertheidiger.

Nun, so werden Sie uns auch sagen können, was für eine Bewandniß es mit jenem Helm gehabt hat.

Zeuge Spies.

Mir ist Nichts von einem Helm bekannt, wohl aber von einem Porzellan-Gefäß, das mein College an dem Abende in der Lotterie gewann, und das er mit nach Hause nahm. Ich glaube, der Nachtwächter mag es bemerkt und für einen Cürassier-Helm angesehen haben. Er war allerdings groß und auf starken Gebrauch berechnet.

Vertheidiger.

Ist dem so, Herr D . . .? Bekräftigen Sie es durch ein lautes Ja!

Angeklagter.

Ja!

Vertheidiger.

Nach dieser Aufklärung, meine ich, hebt sich die Anklage von selbst auf, und es müßte, denke ich, einem hohen Gerichtshof sehr gut anstehen, wenn er dem in so schweren Verdacht gebrachten Ehrenmanne eine angemessene Genugthuung gewähren wollte.

Das richterliche Erkenntniß.

Präsident.

Das richterliche Erkenntniß gegen die vier Angeklagten lautet

auf gänzliche Freisprechung. Auch treten die Richter dem vom Vertheidiger formirten Antrage auf Ertheilung einer angemessenen Entschädigung bei und bestimmen für die Angeklagten Folgendes:

No. 1. Dem Herrn Gaerich einen Lorberkranz mit der Bitte ihn freundlichst hinzunehmen. Er ist ihm von der Königlichen Kapelle gewidmet als Ausdruck ihrer innigsten Liebe und Verehrung.

No. 2. Dem Herrn B . . . ein Fußbänkchen, das er beim Spielen gebrauchen möge, um mit Bequemlichkeit das hohe B abzulangen.

No. 3. Dem Herrn Ke . . . die auf seinen Namen gekauften Würste. Sie sollen ihm symbolisch den Wunsch aussprechen, daß er immer in Hülle und Fülle leben möge.

No. 4. Dem Herrn D . . . ein neues Gefäß mit der Bitte es am rechten Ort und zur rechten Zeit zu gebrauchen. Aus besonderer Rücksicht auf des Angeklagten Unschuld ist es mit Confitüren aller Art gefüllt.

Präsident (klingelt).

Die Sitzung ist geschlossen.

4.

Fest-Rede

für den

Königl. Kammer-Musikus Herrn August Groß

am Tage seines 50jährigen Dienst-Jubiläums

den 5. Mai 1845.

Es ist mir der schmeichelhafte Auftrag geworden von dem würdigen Jubilar, zu dessen Ehren wir heut ein ebenso schönes wie seltenes Fest begehen, ein kleines Lebensbild zu entwerfen, und

zwar im Interesse der jüngeren Mitglieder der Kapelle, welche nur kurze Zeit das Vergnügen hatten seine Collegen zu sein.

Ich habe mich dieser Aufgabe mit Freuden unterzogen und trage vor, was ich über ihn theils selbst wußte, theils von Anderen erfahren habe.

Friedrich August Groß, jüngster Sohn des verstorbenen Königl. Kammer-Musikus und Oboers Groß, wurde in Berlin am 17. Mai 1780 geboren.

Im elterlichen Hause ward ihm das Glück einer sehr sorgfältigen, sittlich guten Erziehung. Sein Vater entdeckte in dem Knaben schon früh die glücklichsten Anlagen für die Musik und lehrte ihm zunächst die Oboe, zu welchem Instrument Fritz am meisten Neigung und Geschick zeigte. Er war fleißig und brachte es in kurzer Zeit, ohne das Unglück zu haben ein Wunderkind zu heißen, so weit, daß er zwischen dem 13ten und 14ten Jahre schon im Königl. National-Theater als Oboer mitwirken konnte und auch bald darauf, es war im Jahre 1795, seine Anstellung erhielt. — Bei einer Aufführung erregte der junge Virtuose die Aufmerksamkeit seines Königs, Friedrich Wilhelm's des Zweiten, der auf ihn zukam, ihm auf die Schultern klopfend ihn belobte und die Worte sprach: „Recht brav, mein Sohn! Fahren Sie so fort, und Sie werden bald eine Zierde Meiner Kapelle heißen". Neben seinem Studium auf der Oboe bemühte der kleine Groß sich auch auf dem Clavier Tüchtiges zu leisten und zog später als Clavierlehrer manch wackeren Schüler, unter diesen auch einen Prinzen. Am meisten sah er sich aber von den Damen, selbst aus den höchsten Cirkeln, gesucht, die er als ihr Lehrer mit seinem offenen, geraden Wesen für sich einnahm.

Im Dienst der Königl. Kapelle war er, wie bekannt, neben seiner Künstlerschaft stets ein Muster von Ordnung und Pünctlichkeit, und nur ein Spaßvogel konnte mir sagen, daß Letzteres lediglich auf Rechnung seiner ungeheuren Schnellfüßigkeit geschrieben werden müsse. — Aus demselben Grunde sei er auch als leidenschaftlicher Tabaksraucher auf der Straße niemals von einem Gendarmen erwischt worden, weil keiner ihn einholen konnte und er stets ein viel zu gutes Auge für die Berittenen hatte, um von

einem solchen attrapirt zu werden. So sei er bis jetzt auch jeder ernsten Krankheit, ja dem Tode glücklich entlaufen. Trotz der unermüdlichen Eile aber, mit welcher wir Groß stets seine Wege gehen sahen, läuft er doch immer sicher, und wir wissen kein Beispiel, daß er gestolpert oder gefallen wäre, Jemandem auf den Fuß getreten oder ihn umgestoßen hätte. Im Gegentheil sahen wir ihn oft stehen bleiben und sich bemühen unglücklich Gefallene wieder auf die Beine zu bringen.

Und selbst der Undank, den er vielfach dabei erfuhr, konnte ihn nicht langsamer machen.

Freund Groß trug bekanntlich nie auf eine Verbesserung seines Gehaltes an, doch gewiß nur darum, weil dieser Weg ihm zu langsam war und er lieber mit dem unbedingtesten Vertrauen auf die Einsicht seiner Vorgesetzten rechnete als sich die Beine darnach abzulaufen.

„Wie mag es aber mit den Herzens-Angelegenheiten unseres Freundes gestanden haben?" höre ich fragen. „War er in seiner Jugend ein Cato oder ein Epicurus?" Keins von Beidem soll er gewesen sein. Er ging in aller Eile und ungefährdet zwischen Beidem so mitten hindurch.

Im Jahre 1811 heiratete Groß seine liebe Christel, seine jetzige Frau, und soll zu dieser Wahl am meisten dadurch bestimmt worden sein, daß sie schon als Mädchen jeden Wettlauf mit ihm bestanden, wie sie ihm denn auch als Frau bis auf den heutigen Tag treu gefolgt und im Tempo zur Seite geblieben ist. Ebenso rasch schenkte sie ihm sieben gesunde Kinder und vermehrte dadurch zwar seine Sorgen, doch auch sein häusliches Glück.

Wie aber erklärt uns der Jubilar selbst seine wunderbare Schnellfüßigkeit? Nun, er sagt: „Ich bin Oboer, habe eine Frau mit sieben Kindern, nicht hohes Gehalt — und will lange leben. Bewegung, starke Bewegung ist das einzige Präservativ gegen mein Instrument, wenn es nicht der Gesundheit schädlich, ja gefährlich werden soll. Mir ahme Jeder nach, der die Oboe bläs't, es gut mit sich meint und so rüstig wie ich einen solchen Tag erleben will. Habe ich doch die Regierungszeiten dreier Könige durchlaufen, Friedrich Wilhelm's des Zweiten, des Dritten und des

Vierten, und zwar unter der Intendanz der Herren Baron v. Reck, v. Warring, Iffland, Grafen v. Brühl, Excellenz Grafen v. Redern und Herrn v. Küstner, und unter dem Directorium von 12 Kapellmeistern, den Herren Anselm, Weber, Gürrlich, Rhigini, Romberg, Seidel, Schneider, Spontini, Meyerbeer, Möser, Henning und Taubert, und habe ich doch während dieser Zeit beinahe zweimal die Kapelle um mich ausscheiden sehen. — Wäre ich also nicht schnell gewesen, wie hätte ich ein so weites Ende erreichen sollen?"

Wie gewichtig und wohlthuend muß unserem Jubilar nun heut der Rückblick in eine solche Vergangenheit sein, eine Zeit, die für ihn ebenso reich an eigenen Erfahrungen wie an Weltereignissen war! — Wie muß das schöne Bewußtsein mächtig seine Brust erheben seine Berufspflichten nach dem einstimmigen Zeugniß aller seiner Vorgesetzten 50 Jahre lang treu und gewissenhaft erfüllt zu haben! — Wie sehr muß seine Seele von Vertrauen zu Gott erfüllt sein, von Dessen Vaterhand er sich bis hierher sicher geleitet sieht! — Und wie viel an Bitterkeit muß die Wehmuth verlieren, mit welcher er heute aus unserer Mitte scheidet, wenn er sieht und fühlt, daß auch nicht Einer unter uns ist, der ihm nicht von Herzensgrund die besten Wünsche für sein und seiner Familie ferneres Wohlergehen mitgiebt! —

Wer so scheidet, scheidet wohl.

Alle unsere Wünsche, liebe Collegen, umfasse der eine:

Hoch lebe Groß, unser würdiger Jubilar!

5.

Humoreske.

Zusammentreffen zweier Musen-Söhne Löwenberg's in ihrer Vaterstadt. Gesprochen von dem Schauspieler Herrn Dolan und dem Maler Herrn Paul, als Eingang zu einer musikalisch-declamatorischen Abendunterhaltung zum Besten des Bürger-Rettungs-Institutes zu Löwenberg in Schlesien.

(Dieselbe nimmt Bezug auf die Grundstein-Legung eines evangelischen Glocken-Thurms in Löwenberg, welche Feier am Morgen des Concert-Tages stattfand, den 21. August im Jahre 1846.)

Dolan. Was der Tausend! Paul!

Paul. J! mein lieber Dolan!

Dolan. Was hat denn Dich nach Löwenberg geführt?

Paul. Das fragst Du noch? — Die Thurm-Bauweihe der Evangelischen.

Dolan. Ich weiß kein Sterbenswort davon. Also ein Thurm, ein Kirchthurm wohl! Aber sage, was soll der nützen?

Paul. Nun, was das für eine Frage ist! Er soll der guten Vaterstadt noch größere Festigkeit nach oben geben.

Dolan. Ist wohl nicht möglich. Hat sie denn nach oben hin gewackelt? Sage, wer erbaut den Thurm?

Paul. Ein Landsmann ist's, Gott! wie heißt er doch! Er hat einen ächt griechischen Namen. (Hier ruft Jemand von der Galerie: Scholze.)

Paul. Ach ja, ja Scholze, richtig; konnt' mich doch nicht gleich besinnen.

Dolan. Sage, lieber Paul, in welchem Stile wird denn der Thurm gehalten sein?

Paul. Ganz einfach, unten dick, nach oben dünn.

Dolan. Nun, so sehen, däucht mich, alle Thürme aus.

Paul. Freilich wohl, doch dieser wird ein Uhr- und Glocken-Thurm.

Dolan. Wozu denn Glocken? Löwenberg besitzt ja schon ein schön Geläut?

Paul. Den rechten Grund weiß ich nicht anzugeben, doch Hanemann, der Kammer-Musikus, meint, es solle Trauer heißen.

Dolan. Um welchen Verlust denn?

Paul. Um die zu Grabe getragene Ton-Kunst.

Dolan. Wer hat sie zur Leiche gemacht?

Paul. Das weißt Du nicht?! Die Gewerbe-Freiheit! — Sie hob das segensreiche Institut der Stadt-Musiker für alle Zeiten auf. Ein großes Unglück für das ganze Land.

Dolan. Und darum sollte Löwenberg wirklich in Trauer sein?

Paul. Ja! Tief trauert sie! die großen Opfer bezeugen es.

Dolan. Welche Opfer? Sprich! Ich verstehe Dich nicht.

Paul. Nun, die 13,000 Thaler (wenn sie reichen), welche die drei Glocken-Töne kosten sollen.

Dolan. Es ist wohl gar nicht möglich! Nun sage Einer noch, daß unsere Vaterstadt nicht tief empfinde, nicht Sinn für Künste zeige oder Opfer scheue.

Paul. Ja, das ist wahr, dem pflichte ich bei; ha! ha! ha! Ich pinsele schon seit 15 Jahren, und noch hat sich kein Löwenberger von mir malen lassen.

Dolan. Wie geht das zu?

Paul. Ganz einfach. Die Leute sagen, daß ich zu billig sei; nur Theures wollen sie bezahlen.

Dolan. Du spaßest doch nur; es mag wohl einen anderen Haken haben.

Paul. Ich wüßte nicht.

Dolan. Vielleicht beneiden sie Dich um Deines Pinsels Meisterschaft und gönnen es Dir nicht, daß Du durch ihre Beutel und Visagen reich und unsterblich werden sollst.

Paul. O! Freund, ich bitte, schmeichle nicht. Meine Aufgabe als Maler ist, zu treffen, und das will ich wohl; doch für die Unsterblichkeit mag Jeder für sich allein Sorge tragen.

Dolan. Du! Du! Das laß keinen Geistlichen hören.

Paul. Warum denn nicht?

Dolan. Du weißt doch: keine Seele soll und darf sich selber angehören.

Paul. Da kannst Du lachen: außer diesem Zwange stehst doch Du, ein freier Mann durch Deinen Stand. Heute z. B. stellst Du einen König vor, morgen einen Bettler, heute spielst Du einen Weisen, morgen einen Thoren, und Alle schaffst Du mit Deiner eigenen, mit ein und derselben Seele.

Dolan. Ganz recht, mein Freund, und sieh, das macht mir meinen Stand so liebenswerth. Ich zeichne und zeige mit meiner eigenen Seele den Deisten wie den Atheisten, den Royalisten wie den Republicaner mit und ohne Maske, und bin bei aller Freiheit gleich einem Priester doch auch orthodox, indem ich mich streng an

das halte, was vorgeschrieben steht, behandele alle Charaktere mit gleicher Liebe und überlasse es einem Jeden so viel Nutzen von mir zu ziehen, wie er kann und mag.

Paul. Da thust Du nichts Apartes! Auch ich schaffe wie Du mit Liebe. Nur hab' ich's schwerer. Mir giebt man meine Bilder wieder, wenn ich getreu den Weisen und den Thoren male. Ich soll das Häßliche schön, das Ernste freundlich, die Dummen klug, die Mädchen wie die Engel malen. Niemand verträgt die Wahrheit, Alle tadeln. Es ist manchmal um rasend zu werden. Nein, da lobe ich mir den Musiker: für den ist „Publicus" am gütigsten gestimmt. Hat Letzterer Appetit, so dankt er schon für einen rein gestimmten Leierkasten. Bei ihm geht's „Ohr rein, Ohr raus", und was ihm etwa bleibt, das nimmt er dankbar mit nach Haus. Ueberfättigung ist nicht zu fürchten; hat Publikus genug, so schließt er seine Augen und giebt sich seligen Träumen hin. Du kannst heut Abend die Wahrheit des Gesagten, wenn Du willst, in einem Concerte sattsam bestätigt sehen.

Dolan. Was! Concert giebt's heute? ein Stückchen Leiche?—

Paul. Und was für eine! Eine, die noch ein klein Wenig singt, spielt und spricht. —

Dolan. Zu welchem Zweck?

Paul. Bürger sollen gerettet werden.

Dolan. Bürger Löwenberg's? Droht ihnen denn Gefahr?

Paul. Das will ich meinen. Denk', wenn in dem kleinen Löwenberg sechs riesige Glocken zusammen schlagen werden, wenn in zwei gigantischen verschiedenen Accorden die ehernen Zungen brüllend fragen werden „Wo ist die edle Tonkunst hin?" — wer wird das ertragen können ohne Kopf- und Herzensweh? Und wer sein eigenes Wort verstehen? Glaub' mir, Jedermann wird das Geläute fliehen und sich davor zu retten suchen.

Dolan. Höre auf zu spaßen, lieber Paul, oder laß mich den Glockentönen eine bessere Deutung geben.

Paul. Ich spaße nicht, ich spreche nur, was Hanemann spricht. Und Hanemann spricht Schlimmeres noch. Er nennt den neuen Thurm samt seinen Glocken, vergieb, daß ich es zu sagen wage, er nennt es eitele Thorheit. Man hätte für dasselbe Geld

viel lieber einen tüchtigen Stadt-Musikus gewinnen oder ein neues Hospital erbauen sollen.

Dolan. Höre auf! Der Hanemann ist ewig unzufrieden. Kommt Zeit, so kommt auch dazu Rath. Der neue Thurm wird für das Städtchen eine große Zierde sein; es werden seine Glocken harmonisch stets erklingen und nur noch größere Eintracht, größeren Frieden in die katholischen und in die evangelischen Herzen bringen.

Paul. Das gebe Gott!

Dolan. Und immerdar!

6.

19. April 1848.

♯ und ♭

Ach und Weh

der heutigen Zeit,

eine Erzählung.

Sehr lange vor Christo lebten im chinesischen Reiche mehrere große und kleine Brüder-Gemeinden von lauter Musikanten. Kapellmeister standen als Könige an der Spitze derselben und gaben die Haupttakte an, welche ihre Minister, die Concertmeister, weiter gaben. Die Gemeinden waren ebenso fleißig wie talentvoll. Ein Jeder machte sich auf seinem Instrument geschickt zu den großartigsten Aufführungen. Aber anstatt die schönen Kräfte der Musiker zu lebensfrischen Symphonieen zu verwenden, zog man es vor, wahrscheinlich aus Bequemlichkeit der Concertmeister, die Gemeinde Choräle, Kinder-Symphonieen und Tanz-Musiken spielen zu lassen. Um die Musiker bei der nöthigen Aufmerksamkeit für diese leichte Aufgabe und dieses Einerlei zu erhalten, mußten eiserne Taktstöcke die Rhythmen angeben und das Orchester so in Ordnung halten. Die Schläge thaten aber den gebildeten Ohren weh, denn man

hörte vor ihnen kaum die Musik. Auch wurden durch die Concertmeister die von den Kapellmeistern richtig angegebenen Zeitmaße nicht immer treu der Gemeinde übermacht, wodurch Schwankungen und Confusion über Confusion entstanden. Die Pauker *) der Orchester, und zwar diejenigen, welche (wie ich an einem andern Orte schon bemerkt habe) nicht musikalisch genug gebildet, in ihrem Hochmuthe glaubten den Donner der Götter nachzuahmen, indem sie auf Kalbsfelle schlugen, führten durch ihren Eifer noch mehr Verwirrung herbei. Die Gemeinden, endlich müde dieses unmusikalischen Treibens, baten ihren Dirigenten um Abhülfe, die ihnen, wenn auch zögernd, doch nach wiederholten Bitten zugesichert wurde. Man vereinigte demzufolge sämmtliche kleine und große Orchester in ein Ganzes und schuf so ein Riesen-Orchester unter der Oberleitung eines General-Kapellmeisters, der später aus den Kapellmeistern gewählt werden sollte. Man bewilligte ein richtiges A zur Stimmung aller Instrumente, gab Spiel- und Schreibfreiheit, stellte die Dirigenten näher der Gemeinde und setzte verantwortliche Concertmeister ein. In dieser Zeit drängten sich fremde hungrige Künstler **) in das Volks-Orchester, welche mit ihrem kahlen und schalen Virtuosenthum viele schwache Gemüther für sich einnahmen. Sie erhielten von einem Theil der Recensenten die maßlosesten Lobsprüche, welche der befangene Theil der Gemeinde auch herzlich gern für verdient erachtete, um so mehr, als die Gegen-Recensionen für Machwerke des Neides, der Angst und der Eigenliebe ausgeschrieen wurden. Was noch zu ihrer Bewunderung fehlte, das thaten die bezahlten Claqueurs. Die Folge davon war, daß man sich unter einander entzweite, jedes Instrument sich isolirte und zuletzt offene Feindseligkeiten zwischen den Blech-, Holz- und Streich-Instrumentisten ausbrachen. Jeder pfiff und geigte nun nach seiner Weise, man suchte sich zu überschreien, und wer am stärksten brüllte, wurde am meisten gehört. — In dieser Zeit tauchten neben den alten Recensenten neue auf, welche zwar Ohren, aber keinen inneren musikalischen Sinn besaßen. Sie sagten: Unglück-

*) Geistlichkeit.

**) Emissäre.

liche Musikanten! Nicht Kanonenschläge, wie man sie angewendet, werden Euch wieder in den Takt bringen. Hier sind andere Mittel nöthig. Nur Gleichheit im Gehalt, allgemeine unentgeltliche Erziehung der Jugend auf Kosten des Orchesters und freie Wahl des Instruments kann Frieden geben; versucht es nur. Laßt die Trompeter einmal Geige spielen und die Geiger Trompete blasen. — Ja! schrie die erhitzte Menge, der Rath ist gut! — Nicht ohne Kampf wechselte man die Instrumente und schickte sich zur ersten Volks-Aufführung an. Aber, wie vorauszusehen, es konnte nicht einmal ein reines Einstimmen erreicht werden. Trotz der nicht stimmenden Instrumente schritt man zur Aufführung, die alles Andere, nur nicht Musik zu nennen war. Zum Entsetzen wurde gekratzt und geplärrt, denn Niemand hatte Uebung auf seinem neuen Instrument, Niemand hörte auf den Anderen, Jeder wollte nur sich hören und von Andern gehört werden. Was ächten Sinn für die Kunst bewahrte, zog sich zurück. Inmitten des grausen Spectakels eiferten die neuen Recensenten fort: Nur nicht den Muth verlieren! Fort gestrichen und geblasen! Wir sind auf der rechten Fährte der Natur; nur noch eine Weile und das schönste Ziel, es ist erreicht. Doch wider Vermuthen überraschte die Gemeinde Hunger und Durst, denn die Saiten- und Instrumenten-Fabriken standen still, theils von selbst, theils waren sie verwüstet worden; sogar der Kolophonium-Vorrath drohte zu Ende zu gehen. Den Schwachen entfiel ihr Instrument bald, den Stärkeren später, und Viele wurden eine Beute des Mangels. Nur die neuen Recensenten blieben stark; kein Wunder: bei ihnen fiel Aussaat und Ernte zusammen. Man hatte ihnen ja den letzten Groschen für ihre Rathschläge bezahlt.

Als der Hunger und die Verzweiflung nur noch wenige Musiker am Leben gelassen, sahen sich die übrig gebliebenen verwundert an; denn das große Volks-Orchester war in seinen Gliedern decimirt. Man gab den Recensenten den Auftrag weisen Rath zu ersinnen und das Volks-Orchester mit den vorhandenen Mitteln neu zu organisiren. Diese antworteten: „Alle Schuld des Unglücks und Jammers liegt in der Taktlosigkeit der

Kapellmeister und ihrer Concertmeister. Darum müssen sie entfernt und statt ihrer ein Metronom (Taktmesser) aufgestellt werden.“ Bravo! rief begeistert die Menge, das wollen wir. So ein Ding kostet nicht viel und kann an jedem einzelnen Pult befestigt werden. Sagt aber, hochweise Männer, werden sich die Metronomen beim Wechsel der Tempi von selbst stellen? Dieses weniger, antworteten die Recensenten. Das werden wir besorgen: an jedem Eurer Pulte steht einer von uns und wird Euch vermittelst des Metronoms vor jeder Schwankung schützen. — Aber, hochweise Männer, erwiderteneinige aus der Menge, da sind wir ja nichts gebessert und kommen aus dem Regen unter die Traufe. Früher dirigirte uns Einer, und nun sollen wir von Vielen dirigirt werden! Und seid Ihr denn auch so musikalisch gebildet? Gebt uns eine Probe, wenn wir Euch glauben sollen. Ja, gebt uns eine Probe! schrie die mißtrauisch gewordene Menge. Leset eine fremde Partitur vom Blatt, setzt ein schwer geschriebenes Stück in eine leichtere Tonart, componirt uns etwas Neues, und zeigt, daß Ihr auch Praktiker auf irgend einem Instrumente seid! — Nichts leichter als das, antworteten die Recensenten, erlaubt uns nur, daß wir uns Feder und Papier sowie unsere Instrumente von Hause holen. Sie gingen, aber keiner kam wieder. — Was aus der unglücklichen Musikanten-Gemeinde noch geworden ist, das weiß ich nicht.

7.

Den 13. Juni 1849.

Das Duell.

Eine Erzählung.

Zwischen zwei Freunden, Carl und Fritz, Musikern von Fach, kommt die Frage zur Sprache, welche Seite des Orchesters die bessere sei, die rechte oder die linke.

Carl hält die Linke für besser, weil dort die Hörner, die Trompeten, die Posaunen und die Tuben sitzen, deren Schall vor Zeiten die Mauern Jericho's umwarfen; er sagt: Nicht umsonst hat der Schöpfer diesem Theil des Orchesters so weite Mäuler und so starke Stimmen gegeben. Sie repräsentiren die große Masse und müssen vor Allem gehört werden. Ueberdem hängt ihnen das eintönige Corps des Proletariats an, die donnernde Pauke, die wirbelnde Trommel, das furchtbare Tam-Tam, die klirrenden Becken und der klingende Triangel. —

Dem kann ich nicht beipflichten, entgegnete Fritz; ich halte die Rechte für besser. Da sitzt die Intelligenz, der schaffende Geist der ersten Violinen, die verständige Betriebsamkeit der zweiten, die sanftmahnenden Stimmen der Bratschen und der Cellos und der grundfeste Bau der Contrabässe. Ihnen schließt sich auf das innigste an die sanfte Flöte, die kecke Oboe, die leidenschaftliche Clarinette und das besonnene Fagott. Glaube mir, der Rechten sollte man in dieser Zeit der Verwirrniß mehr vertrauen: nur sie allein hat die Kraft ein richtiges und schönes Ensemble hervorzubringen, weil sie meist theoretisch gebildet ist, nach dem Centrum strebt und auch den leisesten Winken ihres Dirigenten in Liebe zu gehorchen gelernt hat.

Ach, was Liebe, was Dirigenten! entgegnete Carl; wir brauchen sie nicht: lange genug haben sie taktirt und uns geknechtet im $^{5}/_{4}$-Takt. Metronomen thun dieselben Dienste. Die Musikanten sind jetzt souverain geworden. —

Ja! Euer Orchester beweist es, sprach Fritz. Von den Solisten hört man keinen Ton, so laut brüllt der souveraine Chor, die Linke tobt ohne alles innere musikalische Verständniß so sehr, daß die Zuhörer vor Schrecken davonlaufen. Eure Eleven, takt- und maßlos wie ihre Lehrer, verbummeln die Zeit mit Commandiren, indem sie im Kleinen die Concertmeister spielen anstatt sich zu Künstlern zu bilden und vor Allem im Ensemble den Gehorsam zu lernen. Weiß Gott, der sonst so schöne und herrliche Kunsttempel ist zu einem Tollhause geworden. Denn nicht einmal rein einzustimmen haltet Ihr der Mühe werth. Fürwahr, ein ab-

soluter Leierkasten übertrifft Euer ganzes Künstlerthum. Mögen Metronomen Euch regieren! Du und Deinesgleichen verdienen nichts Besseres als von einer todten Maschine statt von einem lebenswarmen Herzen geleitet zu werden. Dies mein letztes Wort. —

Pfui! Du ganz gemeine servile Musikantenseele, schrie Carl; nicht einen Schuß Pulver bist Du werth! —

Darum, so antwortete Fritz, mag der Degen entscheiden. —

Das Duell ging vor sich. Nach etlichen gewechselten Stößen fällt Carl getroffen mit einem langen Schmerzensschrei zu Boden. Todtenstille tritt ein. Fritz schaut rechts und links nach Hülfe, er jammert über seine Unthat und will schier verzweifeln. Da giebt Carl ein Lebenszeichen, er streckt versöhnend die Hand dem Gegner zu und spricht: „Nur die äußerste Rechte hast Du mir verwundet, darum vergebe ich Dir.“ Fritz ergreift die Hand des Freundes, Thränen der Wehmuth und des Dankes gegen die Vorsehung rollen ihm aus dem Auge, er richtet Carl empor und drückt ihn unter heißen Küssen an sein Herz.

„Keinen Streit mehr über rechts und links! Es läßt das Gute von jeder Seite her sich fördern, wenn man's nur ehrlich meint“ — so rufen sie und schwören sich, ihrem Gott, dem Dirigenten und der Kunst die unverbrüchlichste Liebe und Treue.

* *
*

Der verehrte Intendant der Königl. Schauspiele hat ganz recht gethan ein Machtgebot gegen die republicanischen Bestrebungen seines Personals zu erlassen. Was würde aus der Bühne werden, wenn der Sängerchor sich für souverain erklärte und so laut brüllte, daß vom Solosänger kein Ton mehr zu hören wäre; wenn die Mitglieder des Orchesters von ihrem Dirigenten verlangten, daß er nicht nach seinem Ermessen, sondern nach ihren Empfindungen taktire; wenn durch Urwahlen die für die Bühne nöthigen Künstler gesucht und gewonnen werden sollten! Nur Charlatane und Hokus-Pokusmacher würden aus solchen Wahlen hervorgehen.

8.

Eine Anekdote politischer Natur
aus dem Jahre 1849.

In der schmachvollen Zeit meines Vaterlandes, in welcher meist nur der Unverstand, die Eitelkeit, die Bosheit, die Rachsucht und der Eigennutz Politik machten, war es mitunter eine Aufgabe sich an öffentlichen Orten klug zu bewegen, wo jeder Hans Narr seinen Unsinn auskramte und den Anderen für seine Meinung zu gewinnen suchte. Sehr oft führte es zu ernsten Händeln.

Mich hielt man in dieser Zeit für einen Stock-Reactionair, der ich eigentlich nicht war, gegen welche Meinung ich aber nie protestirte; im Gegentheil ich nahm sie ruhig hin.

Das Bairische Bier-Lokal von Flügge in der Leipziger Straße besuchte ich in der Regel nach dem Theater, um mich zu restauriren. Nur wenige von meiner Farbe und Gesinnung verkehrten da, aber um so mehr sogenannte Demokraten von reinem, aber auch sehr unreinem Wasser.

Als ich eines Abends in das Lokal trete, wird mir von den zahlreich versammelten Demokraten ein höhnisches freudiges Hurrah entgegengeschrieen, und Einer derselben ergreift das Wort und sagt: „Schön, recht schön, daß Sie kommen! Schon lange haben wir auf Sie gewartet. Heute soll Ihr reactionaires Gemüth einen Festtag ohne gleichen feiern. Setzen Sie Sich, und hören Sie zu.“

Ich antwortete: „Lassen Sie mich, ich bitte, nur heute in Ruh, ich habe 5 Acte Oper im Leibe, bin todt müde und aufs höchste verstimmt.“ Hier bewegte ich mich nach einem leeren Tisch, um daran Platz zu nehmen. Aber man trat mir in den Weg und führte mich gewaltsam an den Tisch, wo der Sprecher und seine Genossen saßen.

Bald darauf zog einer der Herren ein Gedicht aus der Tasche, das mir vorgelesen werden sollte. Es war eins der schandbarsten, welches je der rohste Pöbel ersonnen. Es hatte zur Ueberschrift die Frage:

Wer ist der größte S......-H...?

Gleich nach dem ersten Verse fiel ich dem Leser ins Wort und sagte: „Mein Herr ich habe genug, ich weiß schon, wer der größte S . . . . . . = H . . . ist. Es ist der, welcher das Gedicht gemacht hat.“

Man lachte, aber nichts desto weniger fuhr man fort weiter zu lesen.

Als die Verse zu Ende waren, denen jeder auf die schmutzigste Weise eine der achtbarsten Personen nannte, die sich um Preußen's Wohl bemühten, war es zuletzt Manteuffel. —

„Nun! was sagen Sie dazu?“ schrieen jetzt Mehrere zugleich. „Ist das Gedicht nicht einzig und wahr?“

„Ich will Ihnen, meine Herren,“ entgegnete ich, „meine wahre Meinung darüber bekennen, wenn Sie zuvor mir einige Fragen beantworten wollen.“

Mit einem schallenden Hohn=Gelächter riefen Alle: „Ja.“

„Sagen Sie, meine Herren“, hob ich an: „Was macht einen Hund zum Hühner=Hund?“ (Lautlose Stille.)

„Nicht wahr? Wenn der Jäger ihn für Hühner abgerichtet?“

„Wann wird der Hund ein Schafs=Hund? —“

„Nicht wahr? Wenn der Hirt ihn zur Hütung der Schafe bestimmt hat?“

„Und wann ist der Hund ein Schweine=Hund? —“

„Nicht wahr? Wenn er Schweine zu hüten hat?“

„Dem Gedichte zufolge, meine Herren, wäre Manteuffel der Hund, und wer meine Herren wären die Schweine? —“

„Nicht wahr? Das Volk!“

„Nun denn! Wenn Sie Sich, meine Herren, zu letzteren rechnen wollen, so kann ich Nichts dagegen haben, aber ich gehöre nicht dazu.“

Lautlose Stille blieb bis zu Ende meiner Rede, und ich konnte unbehelligt am anderen Tische Platz nehmen und mein Abendbrod verzehren.

9.

Ein wunderbarer Traum.

Es war im Jahre 1846, wo ich mit meinem Freunde und Collegen P. Rammelsberg in Schwedt a. O. ein Armen-Concert gab. Wir wohnten als Gäste im Hause der liebenswürdigen Familie des Justiz-Raths Luckwald. Am frühen Morgen unserer Rückreise wachte ich erschrocken auf und weckte meinen Freund Rammelsberg mit den Worten: Du! denke, eben hat mir geträumt, daß sich einer unserer Collegen erschossen habe.

„Wer denn?" fragte er. In diesem Augenblicke war mir sein Name entfallen.

Fröhlich machten wir, der Traum war schon längst vergessen, unsere Rückreise; doch angelangt am Brandenburger Thor begegneten wir dem Theater-Arzt Blumenbach, der uns, im höchsten Grade aufgeregt, mittheilte, daß sich einer unserer Collegen erschossen habe. „Doch nicht Langenhaun?" (hier fiel mir der Name ein) so rief ich, und Blumenbach bejate es.

Die Kapelle verlor in diesem jungen Manne einen genialen Violinspieler, eins ihrer würdigsten Mitglieder. Zerrüttete Familien-Verhältnisse sollen ihn zu diesem Schritt getrieben haben.

Merkwürdige Prophezeiung.

Der Kammer-Musikus Lebrecht Pfaffe, ein vortrefflicher Herr und Künstler, wollte im Jahre 1840 sich noch in schon vorgerücktem Mannes-Alter verheiraten. Aengstlich, kleinmüthig, wie er war, und daher aufs höchste besorgt um seine nächste Zukunft, geht er zu einem Wahrsager und läßt sich von ihm prophezeien. Und der Mann sagt ihm: „Nehmen Sie Sich vor den letzten Freitagen vor Ihrer Hochzeit in Acht."

Drei Freitage waren noch bis zu seiner Hochzeit, von denen zwei ohne Unglück vorübergingen. Am dritten machte Pfaffe am Arm eines Freundes einen Spaziergang nach einem Bier-Lokal auf der Schönhauser Straße, und in dasselbe einkehrend spricht Pfaffe

lachend zu seinem Freunde: „Nun, heute ist ja der letzte Freitag, vor dem ich gewarnt worden bin.“ So gehen sie mit vielen anderen Gästen durch das Local nach einem nach hinten hinaus gebauten neuen Pavillon, unter dem sich ein eben erst fertig gewordenes Keller-Gewölbe befindet.

Pfaffe steht in der Mitte des Pavillons und freut sich der schönen Aussicht. Da mit einem Male giebt der Schlußstein des Gewölbes, auf welchem er steht, nach, und Pfaffe fährt mit dem einen Fuße bis zum Oberschenkel durch die entstandene Oeffnung hinein, worauf das ganze Gewölbe nachstürzt.

Niemand, soviel Gäste auch auf dem Gewölbe standen, nahm ein Unglück, nur Pfaffe allein. Sein ganzes Bein war zerschmettert und zermalmt, es mußte amputirt werden, und er starb unter unsäglichen Schmerzen.

10.

Anekdote.

Die müden Ochsen.

An einem drückend heißen Nachmittage im Monat August lag vor einem Hause in der Kanonierstraße ein Gespann Ochsen, die eben einen Wagen voll Holz herangefahren hatten. Sie waren bis auf den Tod ermüdet, bewegten kein Glied und ließen sogar das vorgeworfene Futter unberührt. Nur zwickerten sie dankbarst mit den Augen-Lidern, so oft eine Schwalbe sie umkreiste und eine der Fliegen wegschnappte, von denen sie gepeinigt wurden. Der Knecht Philipp lud das Holz ab, und nachdem es geschehen, sollte sogleich der Rückweg angetreten werden, und zwar um so viel eiliger, als der schwarz-graue Himmel mit einem nahen Gewitter drohte. Der Knecht schwang sich in seine Kelle, nahm die Leine und gab das gewöhnliche Abfahrtszeichen.

Doch keiner der Ochsen hörte es, keiner stand auf. Philipp knallte jetzt mit der Peitsche, schnalzte mit dem Munde und ruft

mit verstärktem Accent: „Vorwärts! Vorwärts!“ Doch kein Ochs hört. — Jetzt versucht er es mit Peitschen-Hieben, mit Fluchen und Toben; aber das half ebenso wenig. Aergerlich springt Philipp vom Wagen, ergreift ihre Schwänze und dreht sie bis zum Brechen um. Auch das half nichts. Da erfaßt er die Wagenrunge und schlägt sie damit zwischen die Hörner und auf die spitzen Knochen, daß es fast blutete. Alles umsonst. Knecht Philipp weiß jetzt kein Mittel mehr die Thiere zum Aufstehen zu bringen, seufzt schwer auf, verschränkt erschöpft die Arme und stiert rathlos in die Menge Neugieriger hinein, die sein Fuhrwerk umstehen. „Kann mir denn Keiner helfen?“ ruft er zuletzt in bittendem und verzweifelndem Tone. Und siehe da, aus der Mitte der Menge tritt ein wunderbarer Mann hervor: er ist schlank wie eine Silberpappel, weiß wie ein Müllerbursch, trägt einen weißen Hut, weiße Halsbinde, weiße Vatermörder, weiße Weste, weiße Hosen und weißmanschettige Stiefeln, dabei Alles ganz fleckenlos. Sein bleiches Gesicht zeigt klare Augen, eine kluge kreideweiße Nase und farblose Lippen um den eingefallenen Mund, sein spitzes Kinn und seine hohlen Wangen sind mit weißgrauem Haar bewachsen, aber weniger reich als die seines Oberkopfes, die nicht seine waren. An einem violett-sammtnen Barbiersack, der vorn aus seinem gelbweißen Leibrock guckte, erkannte man den Wundarzt vierter Classe Possat. Mit sanfter weicher sirenenartiger Stimme, in Folge der fehlenden Zähne, die der edle Mann sich selber alle nach und nach im Interesse der leidenden Menschheit zu seiner Uebung ausgerissen, spricht er zu Philipp, dem Knecht:

„Kerl, ist er toll? Er ist ja ochsiger als seine Ochsen; sind denn die Thiere sein? Ist das eine Art mit Rindvieh umzugehen?“

„Na, wenn er's besser versteht,“ entgegnete Philipp, „so mache er es.“

„Das werde ich ihm zeigen.“

Mit graziösem Sprunge setzt Possat über den Rinnstein hinweg und stellt sich unter ehrfurchtsvollen Complimenten den beiden Ochsen vor. Nachdem er sie wiederholt gestreichelt und ihnen das nöthige Vertrauen zu sich eingeflößt hatte, nimmt er den einen Ochsen bei den Hörnern, neigt sich ein wenig zu ihm hin-

unter und sagt ihm sacht, aber verständlich, ins Ohr: „Mein höchst verehrter Herr, ich wollte Sie ganz gehorsamst gebeten haben gefälligst aufzustehen. Es wird gleich regnen und donnerwettern; machen Sie, daß Sie nach Rixdorf kommen. Der Wagen ist überdies jetzt leer und leicht, und Sie können viel besser zu Hause der Ruhe pflegen als hier auf diesem harten Steinpflaster."

Der Angeredete schien die herzlich gemeinten Worte wohl zu verstehen, popelte nachdenkend mit der Zunge in der Nase, drehte den Kopf nach seinem Collegen, um ihm das soeben Gehörte mitzutheilen, und einen Moment später brüllten beide Ochsen ein freundliches „Ja!", erhoben sich gravitätisch, und die Reise konnte vor sich gehen.

Das Volk, erstaunt über das Wunder, war wie besessen, rief Bravo und brachte dem edlen Possat wie den Ochsen ein vielfaches Hoch.

Er aber entfernte sich bescheiden mit den gewichtigen Worten: „Glauben Sie mir, meine lieben verehrten Freunde, die Ochsen sind wie die Menschen: Alles ist mit ihnen zu erreichen, nur wollen sie nicht viehisch, nicht unmenschlich behandelt sein."

11.

Ein schalkhafter Rath und seine gute Wirkung.

Von den vielen Familien, welche ich hier im Laufe der Zeit kennen lernte, war mir die des Kaufmanns K . . . . eine der liebsten und werthesten. Es wurde dort sehr gut musicirt, viel gescherzt und gelacht, ausgezeichnet gegessen und getrunken und eine ächte Havanna geraucht. Nur Eins mußte man sich dabei gefallen lassen: Es waren dies die endlosen Jeremiaden und Lamentos der im höchsten Grade hysterischen, aber sonst ganz vortrefflichen und liebenswürdigen Hausfrau. Jedem erzählte sie ihre Leiden und Beschwerden, wenn er nur einigermaßen still hielt, gleichviel ob es vor, nach oder bei Tische war, und mit einer Umständlich-

keit, daß Einem zuletzt selbst ganz übel wurde. Dabei hielt sie ihren Zuhörer an irgend einem Knopfe fest und rückte ihm so nahe vor den Leib, daß derselbe gleichsam ihr Gefangener war.

Nur launige Anekdoten oder irgend ein vorgeschlagenes Hausmittel konnten die Frau auf andere Gedanken bringen und dazu beitragen aus ihrer Haft zu entkommen.

Aber woher immer etwas Neues nehmen?

Man mußte nothgedrungen gradezu Etwas erfinden, und das gelang mir eines Tages mit besonderem Glücke.

„Nur auf ein paar Worte," sagte sie nach einer eben aufgehobenen Mittagstafel zu mir, indem sie mich hinter die lange Gardine eines Fensters rief, „ich werde kurz sein; ich weiß, daß Sie nach dem Theater müssen." Aber dessenungeachtet schlug sie das längste ihrer Jeremiaden-Capitel auf, nämlich das ihrer Magenkrämpfe, an denen sie gerade an diesem Tage litt. —

„Fällt mir denn gar Nichts ein?" unterbreche ich sie endlich in ihrer Erzählung, indem ich spielend ihre Finger von meinem Rockknopf löse. — Ja doch! Ja, gnädige Frau," rufe ich hoch erfreut. — „Ich weiß ein Mittel ohne gleichen, und nie werden Sie mehr über Magenkrämpfe zu klagen haben. Dabei ist es höchst einfach. — Lassen Sie Sich noch heute, wenn der Schmerz den höchsten Punct erreicht hat, von Jemandem tüchtig die Fußsohlen kitzeln. Viel Mühe wird es bei der Kleinheit Ihrer Füße dem Glücklichen nicht machen."

Mit erzwungenem Ernste wünschte ich ihr gute Besserung, machte Kehrt und jage davon.

Wer war glücklicher als ich! Eben als ich in das Orchester eintrete, sollte die Ouverture beginnen. Keine Note hatte ich versäumt. —

Acht Tage später erhalte ich von jener Dame eine Nußtorte zum Präsent, von folgenden Zeilen begleitet:

„Mein hochverehrter Herr!

Sie haben mit Ihrem herrlichen probaten Mittel sowohl Ihren Namens-Vetter, den Dr. Hahnemann, wie sämmtliche Allopathen zu Schanden gemacht, die mir alle helfen wollten und nicht konnten. Nur ein einziges Mal ließ ich mir von meinem

guten Mann die Fußsohlen kitzeln und bin bis auf heutigen Tag von allen Beschwerden frei geblieben. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank dafür sowie den meines Mannes, und lassen Sie Sich bald wieder bei uns sehen.

Ihre dankbare
Freundin M. K."

12.

Anekdoten.

1852.

Ein spottschlechter Sänger gastirte einmal an einem Theater und mißfiel dem Publicum natürlich aufs höchste. Nur ein Einzelner applaudirte fortwährend und schrie wie besessen: „Hierbleiben! Bravo! Hierbleiben!" Da er mit diesen Exclamationen kein Ende fand, hielt ihm sein Nebenmann die Hänoe fest und sagte: „Ich bitte, hören Sie auf! Es wäre ja ein entsetzliches Unglück, wenn der Mensch hier bliebe. —

„Verstehen Sie mich nicht falsch," erwiederte der Angeredete. „Ich bin Reisender, und wo ich hingekommen bin, überall habe ich den Kerl hören müssen."

* * *

In einer kleinen Stadt wurde von einer herumziehenden Schauspieler-Truppe ein neues Trauerspiel zum ersten Male gegeben. Im zweiten Act, wo ein Geist sichtbar durchs Zimmer fährt, die Saiten einer Harfe von selbst reißen und eine Wand-Uhr der Thurm-Uhr draußen 12 nachzuschlagen hat, hört man plötzlich die Wand-Uhr im Zimmer anheben: 1 — Kukuk! 2 — Kukuk! 3 — Kukuk! und so fort.

Der Regisseur, der an dieser Störung die meiste Schuld trug, denn die Uhr war eine geborgte und nicht vorher probirt worden,

streckte seinen Riesen-Arm in wahrer Todes-Angst um die Seiten-Coulisse herum, um dem Kukuk den Mund zu stopfen, ergreift aber unglücklicher Weise den Wecker. Jetzt war es mit dem Trauerspiel vorbei, und unter dem Geschnurre des Weckers, dem Schlagen der Uhr und dem Rufe des Kukuks verließen lachend die Zuschauer ihre Plätze.

13.

Aphorismen.

1853.

Von jedem Kammer-Musikus verlangt man, daß er sein Concert spiele und zwar meisterhaft, mithin wäre jeder Kammer-Musikus ein Concertmeister. — Und dennoch wird zwischen Beiden ein Unterschied gemacht, liegt er auch meist nur im Gehalt.

Räthsel.

Dreimal bin ich ein Mann:
Ein Hahn, ein Ehemann und noch ein Mann,
Und doch bin ich kein Hahn noch Ehemann.
Wer bin ich dann? —

2.

Wie kann eine Kammer-Musikus-Frau zwei Mal Leib und Seele verlieren und dennoch wohlbehalten am Leben bleiben?

Wenn sie von Zwillingen entbunden wird.

3.

Dem Billet-Schwindel beim Theater könnte vielleicht am besten abgeholfen werden, wenn man die hohe Geistlichkeit mit der Vertheilung derselben betrauen wollte. Nur die fleißigsten ihrer Kirchenbesucher dürften Anspruch darauf haben.

4.

Man nennt die neue musikalische Richtung die Musik der Zukunft — und vielleicht mit Recht — da sie keine Gegenwart zu haben scheint.

5.

Früher begrub man die Schauspieler auf dem Anger.

Diese barbarische Sitte scheint ihr Gutes gehabt zu haben. Sie war sicher ein Damm gegen die Mittelmäßigkeit, mit der wir heute die Theater überflutet sehen.

Das wahre entschiedene Talent läßt sich durch Nichts von seiner Bestimmung abschrecken.

14.

Fest-Rede

zum ersten Geburtstage des Vereins-Kindes,

den 15. September 1853.

(Hier in Berlin besteht ein musikalischer **Officier**-Verein unter der Leitung des Herrn Obrist (jetzt Generals) von Dresky. Der Verein wird das Kind der Officiere genannt; jeder Einzelne ist mithin Vater desselben.

Mich haben die Herren Officiere zum Pathen des Kindes oder, was eben so viel sagt, zum Ehren-Mitglied gemacht, und ich verdanke dieser Ehre recht viele herzlich frohe Stunden. Alljährlich wird der Geburtstag des Vereins-Kindes gefeiert, worauf folgende Tisch-Rede Bezug nimmt.)

Meine hochverehrten Herren Väter!

Da hat mir der Zufall ein verlornes Stück Zeitungs-Papier, vermuthlich ein Blatt der statistischen Nachrichten aus dem Jenseits, in die Hände gespielt. Es enthält einen merkwürdigen Artikel,

welcher Zeugniß giebt, daß unser geliebtes Vereins-Kind auch im Olymp schon Gegenstand der Unterhaltung ist. — Ich möchte ihn vorlesen. Soll ich? —

Der Artikel steht unter der Rubrik:

„Allerneuestes aus dem Olymp."

Er lautet:

Nach langer Ruhe ist unter den Göttern wieder einmal Zank und Streit ausgebrochen. Mars und Apollo sind es diesmal, die sich in den Haaren liegen. Mars klagt Apollo an, daß er ihm die besten Officiere der Welt, er meint damit die preußischen, abwendig mache und sie in seinen Dienst hinüberziehe, und daß er sogar den tugendhaften Ehemännern allen möglichen Vorschub leiste zum heimlichen und öffentlichen Umgange mit Fräulein Musika und ihrer ganzen verwandten Sippschaft. Ja sogar habe er ihnen ein unehelich Kind octroyirt, das sie das Vereins-Kind nennen.

Den friedliebenden Apollo hatten zwar alle diese ungerechten Vorwürfe bis jetzt wenig gerührt, doch heute an der Tafel der Götter erhob sich aufs neue der Spectakel, und er ward so bitter und heftig, daß dem sanften Citherspieler endlich die Geduld riß und er im höchsten Affect drohte den Hinkeldey um Hülfe anzurufen, der auf Erden alle und jede Musik, ja sogar die Zieh-harmonika und den Leierkasten, dulde und beschütze.

Da endlich erhob sich Zeus von seinem Throne, gebot, des Gezänkes müde, Ruhe und donnerte dem erhitzten Mars die Worte entgegen: „Seid Ihr bei Troste, Lanzenschwinger? Wie könnt Ihr tadeln, was nur zu loben ist? Huldigten die größten Männer der Welt, ein Luther und Friedrich der Einzige, nicht auch dem Apollo? Waren sie nicht auch der edlen Musika ergeben und doch Helden ohne Gleichen? Oder wie? Hat man nicht schon Trompeter bis zum Generale avanciren sehen? O, Kriegs-Gott, seid nicht ungerecht. Doch wollt Ihr durchaus nicht mit dem Musen-führer Ruhe halten, so fürchtet meinen Zorn. Auf ewig sei durch meinen Machtspruch die edle Musika aus Eurer Nähe verbannt, Todtenstille herrsche in Euren Lagern, und kein Siegesmarsch er-freue mehr Euer Herz und Ohr." Mars schwieg betroffen einige Augenblicke still, klapperte in der Hosen-Tasche mit Spitz-Kugeln,

räusperte sich und sprach: „O, Donnerer Zeus! Wie werde ich doch verkannt! Jetzt merke ich wohl, daß unter Göttern selbst zu spaßen mißlich ist. Necken wollte ich Apollo nur, doch weiter nichts. Mein Wort! Ich werde ihn fürder ungeschoren lassen. Indeß fühle ich mich heute ganz apart zu Späßen aufgelegt, kann nicht still sein und will wenigstens mit der Zunge den Krieger spielen.

Erlaubt Ihr's, so lasse ich mich zur Erde nieder, gehe nach der Berliner Artillerie-Caserne und binde dort mit meinen vielgeliebten preußischen Officieren an. Will doch sehen, ob sie Spaß verstehen, oder ob sie ebenso empfindlich, ebenso kitzlig wie der Citherspieler sind. Die Herren Officiere glauben nämlich Wunder, wie gut sie ihr talentbegabtes schönes Pflegekind erziehen. Auf den Kopf zu sage ich ihnen aber das Gegentheil und werde es beweisen. Das arme Kind hat zwar ein Heer von excellenten Vätern, eine stramme Amme (Herr von Dresky), eine intendantlich-verwandte Wickelfrau (Herr von Hülsen), drei höchst liebenswürdige Pathen (Grübel, Birnbach, Hanemann), ein ganzes Rudel von Lehrern und einen fürstlichen strengen Hofmeister (Fürst von Hohenlohe), der, wenn es Noth thut, es nicht an der gehörigen Pauke (auf der Pauke) mangeln läßt, aber — es fehlt ihm ein Gott!"

„Wie!" rief Zeus erstaunt, „unser Olymp ist doch so reich an Göttern!"

„Ich meine," antwortete Mars, „ein Fagott!"

(Der Verein hat alle Instrumente besetzt, nur nicht das Fagott.)

15.

Fest-Rede,

gesprochen vom Kammer-Musikus Espenhahn

am 25jährigen Jubiläum des Collegen Ulrich.

Berlin, den 29. März 1854.

Schon wieder ein silberner Jubilar, schon wieder ein Rappe aus Apollo's heiligem Stalle, der nach 25 Jahren ein Grau-Schimmel geworden ist! Was dieses Bild betrifft, so soll es nur sagen, daß ältere Pferde bei ihrem bedächtigen sicheren Gange den jüngeren vorzuziehen sind, die jeden Augenblick auszureißen drohen. Fragt nur die Kutscher und die Dirigenten: sie werden es bejaen.

Betrachten wir unseren Grauschimmel näher, so ist sein Haar nicht die einzige Veränderung, welche wir an ihm erblicken. Noch viele andere können wir entdecken. Die zurückgelegten 25 Jahre haben z. B aus dem fidelsten Junggesellen einen ehrbaren Ehemann, einen liebevollen Gatten und einen rechtschaffenen Vater gemacht. Sie schufen aus dem Wein- und Bierfreund einen Wasser-Trinker, aus dem Miether einen Haus-Besitzer, aus dem nur um sich Besorgten einen Armen-Vorsteher, aus dem Freunde der alten Verfassung einen Geschwornen und aus dem einfachen Bürger eine der hervorragendsten Persönlichkeiten seines Stadt-Viertels. In künstlerischer Hinsicht schwang er sich im Laufe von 25 Jahren hinauf bis zu einem Ersten des zweiten Ranges (der Erste der zweiten Violine), und das will viel sagen. Gleicht er hierin nicht Friedrich dem Einzigen, der, wenn er auch der Große heißt, doch immer nur Friedrich der Zweite ist? Wer von uns zeigt mehr Veränderung, mehr Vervollkommnung auf? Und wer verdankt sie so sehr seinem eigenen Verdienste wie unser Jubilar?

Darum empfange er heute den Ehrenkranz, den ihm die Liebe seiner Collegen gewunden. Warte er die Zeit ab, so werden diesem Kranze sicher noch andere folgen. Wir meinen die Myrten-Kränze seiner drei talentvollen schönen Töchter, die Kränze seiner eigenen silbernen und goldenen Hochzeit und der Kranz seines gol-

denen Jubiläums. Möge ein gütiges Geschick ihm das dazu nöthige Alter verleihen bei vollkommenster Gesundheit und Zufriedenheit!

Auf diesen Wunsch hin erhebt, liebe Collegen, Eure Gläser, und bringt dem silbernen Jubilar ein dreifaches Hoch!

16.

Fest-Rede,

gesprochen vom Kammer-Musikus Ulrich

am 25jährigen Jubiläum des Collegen Georg Jacob.

Berlin, den 30. September 1854.

„Wenn schon, denn schon! — Will auch einmal reden. — Gilt es doch meinem alter Ego, meinem alter Jacob, meinem getreuen Georg, der heute seine 25 Jahre im Dienste Apollo's bei der Violino II. absecundirt hat. Ich will ihn besingen, und so laut ich kann. Wer sollte es besser können als ich, ich, der ich mit ihm über ein Menschen-Alter hinaus stets ein Strich, ein Herz und eine Seele gewesen, mit dem ich manche Schachtel Kolophonium verwichst, und den ich, so zu sagen, bis auf den letzten Hemdknopf kenne? Alles, was Ihr, liebe Collegen, über ihn noch nicht wißt, sollt Ihr heute erfahren, und ich bin sicher, daß Ihr ihn, wo möglich, noch mehr lieben werdet. Nun zur Sache!

Unser Jubilar, dessen Stammbaum einst an der Seine und Loire blühte und sich allmählich bis zur Spree verzweigte, ist in Charlottenburg geboren, wo sein Vater Polizei-Commissarius war. Von ihm erhielt er eine streng sittliche Erziehung.

Was den Namen Jacob betrifft, so schmeckt er freilich nach dem alten Testament, auch könnte die Nähe der Moabiter seine Abstammung einigermaßen zweifelhaft machen; aber es ist völlig erwiesen, daß schon seine Ureltern durch Spreewasser veredelt worden sind, ebenso der jetzt jubilirende Säugling, für dessen Christen-

thum ich noch einen untrüglichen Beweis mehr habe, nämlich den, daß er nie vor einer Schinkenstulle oder Knoblauchs-Wurst gezittert hat.

Schon früh zeigte Jacob die entschiedensten Anlagen für alle Arten Kunst und Künsteleien, ja in der Wiege schon kleisterte das Kind Pappsachen und zeichnete und malte in Wasser-Farben.

Ebenso verrieth er eine seltene Fingerfertigkeit für alle Arten von Krabbeleien, sang und trillerte in einem fort, was den Vater endlich zu der Ueberzeugung brachte, daß der Knabe zum Musiker bestimmt sei.

Boehmer und Möser wurden seine Lehrer, von welchen er sich bald das Beste aneignete, und welche er bald Beide, z. B. als Polhist und Pizzihist, bei weitem übertraf.

Den theoretischen Unterricht in der Musik ertheilte ihm eine Dame, eine junge Witwe Namens E., die des Jünglings vortreffliche Anlagen bald erkannte und ihn schnell vorwärts brachte. Dieser Frau verdankte er auch sonst noch viel Gutes; war sie es doch, welche ihn vor den Nachstellungen der schwarzen Nanette und der berüchtigten Luftschifferin S..... mütterlich bewahrte.

Jacob genoß seit seiner Jugend eine unverwüstliche Gesundheit, die aber leider zu wanken anfing, sobald er Kammer-Musikus geworden. Als solcher kränkelte er fortwährend, mußte ganze halbe Jahre den Dienst quittiren, viele Bäder bereisen und nebenher eine Menge Altweiber-Curen durchmachen, die ihm, wie alles Andere, wenig nützten. Da wird ihm endlich der Rath gegeben den thierischen Magnetismus zu versuchen. Und siehe da, das half. Jacob rappelte sich allmählich wieder auf und konnte, sobald er die Kräfte wiedergewonnen, sich mit seinem jetzigen lieben Weibchen verheiraten.

Wer je das Glück gehabt Jacob als Haushahn zu sehen, wird sagen müssen, wie vortrefflich er ist. Er setzt seiner Familie die spanischen Fliegen und die Lavements selbst, zieht sein Bier allein ab, legt Weißkraut und Gurken ein und beläuft alle Dörfer um Berlin herum, um die besten und billigsten Kartoffeln und Gemüse aufzutreiben.

Natürlich, daß eine so vielseitige Beschäftigung viel Zeit

erfordert, und daß er manchmal genöthigt wird sich im Dienst vertreten zu lassen.

In jüngster Zeit hat aber diese Dienst=Vertreterei so arg zugenommen, daß ich es für Pflicht gehalten habe nach der wahren Ursache zu forschen. Und ich habe sie entdeckt. Freund Jacob gebraucht seit Kurzem die Apfel=Wein=Cur als Präservativ für die nächsten 25 Jahre. Das wäre schön nnd lobenswerth, — aber da die Wirkung dieses Trankes eine immense ist, so zwingt sie ihn sehr oft zu Hause zu bleiben.

Als Gegenmittel bedient er sich jedoch seit einigen Tagen des Gubener Roth=Weins, um, wie man sagt, keine Symphonie=Abende versäumen zu dürfen.*)

Ihr seht, liebe Collegen, wie sehr der silberne Jubilar bemüht ist, und wie viel er es sich kosten läßt, um uns die Freude eines goldenen Jubiläums zu verschaffen. Möge sie ihm und uns werden! Auf diesen Wunsch hin ergreift, liebe Collegen, Eure Gläser, und leert sie auf das Wohl des silbernen Jubilars, der mit Gottes Hülfe auch ein goldener werden möge. Er lebe hoch! hoch! hoch!

17.

Fest-Rede

für den musikalischen Officier=Verein

den 18. December 1855.

Wohl in keinem Jahre ist meine Gevatterschaft mit den verehrten Herrn Vätern des Vereins=Kindes so herausgefordert worden wie in dem verflossenen.

Ueber was alles habe ich da nicht Rede stehen müssen!

*) Das Versäumen eines Symphonie=Abends zieht den Verlust des Honorars von 5 Thalern nach sich.

Erst vor einigen Tagen noch besuchten mich ein paar sehr niedliche, aber wie Hiob arme Mädchen und machten mir gradezu die bittersten Vorwürfe, daß ich für die musikalische Ausbildung der Herren Officiere zu emsig Sorge trüge. Sie meinten, die Herren seien ohnedies schon gefährlich genug; es könne kein reiches Mädchen mehr sitzen bleiben, und zeige sich nur eine mit der Nasenspitze, patsch! hätte sie ein Lieutenant weggeschnappt. Um arme Mädchen, wie sie seien, kümmerten sie sich nicht, trotz aller Schönheit und Tugend.

„Mein Gott!“ erwiederte ich, „wenn Sie so gern heiraten wollen, so nehmen Sie mich.“

Achselzuckend erwiederten Beide: „Ach, wie gern! Wenn Sie doch nur ein Lieutenant wären, ja nur ein Invaliden-Lieutenant oder auch nur einer von der Feuerwehr!“

Weniger erquicklich als die Plauderei mit den Mädchen war die Unterhaltung mit einem Feld-Geistlichen. Der sagte: „Wozu diese Neuntödter von Lieutenants durch Musik noch interessanter machen, als sie ohne dies schon sind? Ebenso wie die Raub-Vögel nicht singen, so dürfen auch die Lieutenants nicht musiciren. Im Kriege mögen sie ihre große Bedeutung haben, vielleicht auch im Frieden, wenn sie sich für innere Missions-Zwecke bemühen, aber für den Himmel sind sie rein überflüssig.“

Nicht weniger mißliebig als dieser Geistliche äußerte sich ein Militär-Arzt. Er sagte: „Sie können es mir glauben, ich habe beim Regiment ganz verflucht wenig zu thun. Von einem Extra-Verdienst ist gar nicht die Rede. Die Gemeinen kommen zu gesund von Hause, um krank zu werden, und die Herren Lieutenants beschäftigen sich zu sehr mit den edlen Künsten und Wissenschaften, als daß ihnen noch Zeit übrig bliebe sich irgend wie krank zu machen.“

Noch mißfälliger als die Aeußerungen der Mädchen, des Geistlichen und des Arztes war die Bemerkung eines Militär-Musik-Directors. Er zischelte mir heimlich ins Ohr: „Lassen Sie doch den Verein schießen! Warum die Lieutenants auch noch mnsikalisch klüger machen? Sie sitzen Einem auch so schon auf der Pelle.“

Genug der Beispiele, die sattsam beweisen, daß unser liebes

Vereins-Kind neben seinen vielen Freunden auch seine Feinde hat.

Doch eines Briefes muß ich noch erwähnen, der mich in gerechtes Erstaunen gesetzt hat, und den ich vor wenigen Wochen von einem fremden russischen General empfing.

Der General schreibt: Er habe so viel Gutes über den preußischen Officier-Musik-Verein gehört, daß er vor Verlangen brenne ihn näher kennen zu lernen. Vielleicht mache er noch seine persönliche Bekanntschaft, vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall aber ersuche er mich dringend, da seine Soldaten in der Krimm vor lieber langer Weile fast umkämen, ihm doch über den besagten Verein ausführlich zu berichten, ob er Nachahmung verdiene, von welcher Art er eigentlich sei, welche Zwecke er verfolge, ob Fortschritte wahrzunehmen seien, wie die Statuten lauteten, wie groß der Eifer der Herren Officiere sei, und wie hoch ihre Beiträge und ihre Reste sich beliefen. Das Alles will der Mann wissen.

Am Schlusse seines Briefes erlaubt sich der Herr General noch eine, wie mir scheint, spöttische Bemerkung. Er sagt: „Wie, mein Herr! Wenn Ihre Herren Officiere im freien Felde stehen und vor Frost und Kälte am ganzen Leibe zittern, wie wollen sie da spielen, zumal auf einem Streich-Instrument!“

Sofort antwortete ich dem General: „Für preußische Soldaten sei Frost und Kälte niemals ein Hinderniß, selbst beim Musiciren nicht. Er könne sich von Letzterem überzeugen, wenn er uns besuchen wolle.“

Jetzt aber will ich den Vätern des Vereins-Kindes ein Pröbchen geben, daß dem so ist, und daß sich in der That auf freiem Felde bei 18 Grad Kälte, die Spieler in Pelze gehüllt, ja selbst mit Faust-Handschuhen angethan, wie im Zimmer musiciren lasse.

(Der Sprecher und drei seiner Freunde führten jetzt in Faust-Handschuhen ein Quartett von vier Sätzen aus. Dasselbe, von einem Italiener componirt, ist der Art eingerichtet, daß die Spieler nur auf den vier leeren Saiten zu agiren haben, die aber vorher, jedes Instrument apart, besonders abgestimmt sein müssen.)

18.

Dank- und Fest-Rede

an meinem 25jährigen Dienst-Jubiläum

den 28. März 1855.

Liebe Collegen!

Da hätte ich denn endlich auch meine 25 Jahre im Dienste Apollo's und Thalia's absolvirt und wäre an der silbernen Pforte angelangt, die zur goldenen führt. Man nennt es ein Glück, — mag sein; aber viel Verdienst ist nicht dabei. Jeder bringt es fertig, dem nicht die Parze vor der Zeit den Faden abschneidet. Wie Alles in der Welt seine Glanz- und seine Schatten-Seiten hat, so auch die Erreichung eines solchen Zieles. Nicht umsonst giebt man sich die Mühe einem Jubilar erhöhte Liebe und Freundschaft zu erweisen; man will ihm damit den Ernst eines so gewichtigen Tages erträglich machen. Auch Ihr habt es gethan, werthe Freunde, und mit so großer collegalischer Herzlichkeit, daß ich Euch nicht genug danken kann.

Aber diese Eure Liebes-Beweise waren auch wirklich nöthig für meinen, wie Ihr wißt, brennenden Ehrgeiz und meine unersättliche Ruhm-Begierde. Denn, wollt Ihr's glauben, schon heute Morgen beim Erwachen drängte es mich laut zu fragen:

Noch Niemand gekommen mit einem Orden?

Nein! Trotz Ihrer 25 Dienstjahre und Ihrer 25 Knopflöcher, die der Unterkleider mitgerechnet! war die Antwort.

Auch Niemand mit einem Titel?

Ebenso wenig.

Ist kein Maler oder Bildhauer hier gewesen, um mich abzuconterfeien oder — auszuhauen?

Ja! Einer, der ungefähr so aussah, als wolle er das Letztere thun. Vermuthlich ein Peitschenhändler.

Hat Niemand einen silbernen oder einen grünen Lorber-Kranz gebracht?

Nein! Nur ein kleiner Junge bot Strohdecken an.

Hoffentlich ist ein Zulage=Brief einpassirt?

Auch nicht! Der Postillon d'amour, Kapelldiener Schröder, ist zwar da gewesen, aber nur mit der Bestellung: Um 10 Uhr Probe und auf den Abend Dienst.

Hat sich keiner meiner vielen Vorgesetzten blicken lassen?

Ja! Einer, der selig ist, war hier mit einer Doppelflinte, ich wollte sagen mit einer Doppelbitte. Er ladet Sie ein sein Kartoffel=Concert gratis zu unterstützen und seinem Sohne wöchentlich drei Stunden Unterricht umsonst zu ertheilen.

Weiter wollte er Nichts?

Nein, weiter Nichts!

Wie viele von meinen schönen Freundinnen sind hier gewesen, Fräulein oder Frauen, um mir zu gratuliren?

Nur die alte Waschfrau mit frischer Wäsche. Ja! doch auch ein junges, recht hübsches Mädchen, aber mit keinem Glückwunsch, sondern in der Absicht das Ihnen gegebene Ja=Wort zurückzuverlangen, weil sie nicht gewußt, daß Sie schon 25 Jahre dienen.

Was sagt denn Tante Voß? Kein Gedicht?

Nicht eine Silbe! Selbst unter den Unglücks=Nachrichten steht Nichts!

Ist sonst noch Etwas vorgekommen?

Ja! Es kam ein junges Bürschchen, ein hoffnungsloser Riesiger Classiker, ein Cellist, der einzige Gratulant, der aber zu seinem kurzen Glückwunsche schließlich die Frage setzte, ob Sie Sich nicht bald pensioniren lassen wollten?

Hier verging mir der Muth weiter zu fragen; verstimmt und verdrießlich legte ich meinen Leichnam auf die andere Seite, um alles Gehörte zu verschlafen oder zu vergessen. Bald war ich hinüber, aber auch bald beschäftigte meine ehrdurstige Seele ein wunderlicher Traum.

Ich sah nämlich sämmtliche Kritiker, Recensenten und Journalisten, kurz die ganze Kunst=Scharfrichterei, den Concert=Vater an der Spitze, versammelt, wie sie ein Denkmal errichteten. Neugierig mischte ich mich unter sie und fragte:

Wer ist denn der Glückliche, den man damit ehren will? —

Es ist der Königl. Kammer=Musikus Hanemann. —

So ist er todt! War er denn wirklich im Leben so groß? —
Er hatte das gewöhnliche Maß. —
Woran ist er denn gestorben?
An Alterschwäche. —
Nun, das will ich mir noch gefallen lassen.

Hier erwachte ich, aber kaum hatte ich mich ganz ermuntert, so hörte ich deutlich Glocken-Geläut, Kanonenschläge und dazwischen Gesang und Musik.

Was ist denn das? schrie ich hoch erfreut. Gott! das gilt wohl mir!? —

Beruhigen Sie Sich, es ist nur die Dampfmaschine unseres Nachbars, die heute wieder einen Heiden-Spectakel macht. —

Aber zum Donnerwetter! sage ich, soll mir denn an meinem Jubiläum gar keine Ehre, gar keine Freude zu Theil werden? Oder, was ich nicht glauben mag, sollte ich so ganz gegen alle Kleider-Ordnung ohne jegliches Verdienst sein? Sollte ich so rein umsonst 25 Jahre lang auf meinem lieben Cello herumgewurzelt, gewuracht und gesebastopopelt haben? Unmöglich! Sicher wird der Mittag oder der Abend bringen, was mir der Morgen vorenthielt. — Und ich sehe, ich habe mich nicht getäuscht. Denn ist auch kein Orden, kein Titel, kein Konterfei, kein Tanten-Gedicht, keine Marmorbüste, kein Kranz, keine Zulage, kein theilnehmendes Zeichen meiner Vorgesetzten und kein Mädchen mir geworden, so fühle ich mich doch durch die Liebe meiner Collegen aufs höchste geehrt und beglückt.

Vollkommen befriedigt durch diese Liebe, die meinem Herzen so wohlthuend ist, ergreife ich das Glas und leere es mit der dankbarsten Freude auf das Wohl meiner lieben Collegen.

19.

Tisch-Rede

zur Hochzeitfeier seines lieben und geliebten Freundes, des Doctors Abarbanell mit Fräulein Emilie Loewe.

Berlin, den 15. August 1858.

Wer von Ihnen, meine hochverehrten Damen und Herren, wüßte nicht, daß das Geschrei der Laubfrösche gutes Wetter verkündet, der Ruf des Kukuks langes Leben prophezeit und der klappernde Storch Gott weiß was für Wunder in Aussicht stellt?

So soll es auch einem jungen Ehe-Paare das größte Glück bringen, wenn an dessen Hochzeit-Tafel ein alter Jung-Gesell seine süße Stimme hören läßt.

Da ich zufällig ein solcher bin und auch eine Stimme habe, so will ich sie mit gütigster Erlaubniß erheben, so laut ich kann, damit recht reicher Segen über das verehrte junge Ehe-Paar komme.

Ein großer Welt-Weiser sagt, der Mensch wandele auf Erden als eine getrennte Hälfte umher, sei wacklig, schwach, fühle sich vereinsamt, unglücklich und unzufrieden und leide Folter-Qualen, bis er seine andere Hälfte gefunden. — Doch das Finden derselben sei nicht schwer, wohl aber das Binden. Dazu gehöre ein ganz aparter Kitt und Leim. Er bestehe, so sagt der Weise, aus göttlichen Ingredenzien, sei ein Gemisch von Liebe und Wahrheit, von Treue und Glauben, von gütigem Wohlwollen und gegenseitiger Nachsicht.

Er leime die Sterblichen paarweise im Glüh-Ofen der Prüfungen für die Ewigkeit fest; und hänge sich an das Futteral ihrer unsterblichen Seelen ein ganz gehöriger irdischer Klingel-Beutel, so schade das der Binde-Kraft gar nicht.

Ein solcher Kitt und Leim, sagt der Weise ferner, besitze die Eigenschaft jede Differenz der Hälften mit einander auszugleichen. Harmonisch verbinde er das Unähnlichste, die Kleinen mit den Großen, die bösen Sieben mit den sanften Achten, die Blonden mit den Schwarzen, die Schlanken mit den Dicken, die Krummen mit

den Graden und die Thaler mit Ducaten. — Und der Götter-Kitt thue Weiteres noch. — Er mache die glücklich Geleimten riesenstark, stelle sie auf vier Beine, verleihe ihnen vier Arme, vier Hände und zwanzig Finger zum Arbeiten, gebe ihnen zwei Köpfe zum Denken, damit immer einer Recht behalte, zwei Zungen zum Reden, damit immer eine ausruhen könne, zwei Seelen zu gemeinschaftlicher Erhebung zu Gott, zwei Herzen zum Empfinden nebst vier Kammern zu stillen Leckereien, eine Doppelnase zum Spüren, vier Augen, um besser in die Zukunft zu sehen, vier Ohren, um die Hanemann'schen Quartette zu hören, 64 Zähne, um die stärksten Nüsse zu knacken, und zwei Münder zum Schmausen, Lachen und Küssen.

Gewiß viel, recht viel, was Alles der göttliche Kitt zu Wege bringt. Doch Eins, des Menschen höchstes Glück, so sagt der Weise, das schaffe er nicht. Dies Kleinod liege in unserer eigenen Hand. —

Was mag das sein? höre ich Viele fragen. — Nun! ich will's Euch sagen: Der Weise nennt's

„Zufriedenheit."

Geliebtes theures Paar!

Dies Kleinod, die Zufriedenheit, Ihr habt sie heute in ungemessenem Grade! O! haltet fest daran, pflegt sie vor allen Dingen, so muß, so wird Euch alles Andere wohlgelingen.

Auf dieses Kleinod hin ergreift das Glas, und stoßet freundlichst an mit Eurem alten Hanemann, der Euch nichts Besseres wünschen kann.

20.

Fest-Rede

für den pensionirten Kammer-Musikus Kelz,

den 22. August 1857.

Liebenswerthe Collegen!

Mit Eurer Vergunst möchte ich Euch eine kleine Geschichte erzählen, die mir begegnet ist.

Vor einigen Wochen hörte ich die Oper „Martha“, und zwar den letzten Act, aber nicht im Orchester, sondern oben auf dem Juchhe. Ich wollte hier, ungesehen, meinem lieben Freunde und Collegen Kelz, der, wie Ihr wißt, an diesem Abende seinen letzten Dienst verrichtete, eine stille Abschieds-Thräne weinen. Aber es kam nicht dazu, weil mein Nebenmann, ein Fremder, mich auf die zudringlichste Weise durch allerlei Fragen und Bemerkungen davon abhielt.

„Es ist doch merkwürdig,“ sagte er, „daß die Musiker fast alle so früh ihre Haare verlieren. Betrachten Sie einmal das Orchester! Sieht es nicht hier aus der Vogel-Perspective einer winterlichen Mondschein-Landschaft ähnlich? Ich frage, woher die ungeheuer vielen Glatz-, Patz- und Kahlköpfe? Es sind ja wahre Gletscher darunter!“ —

Unwillkürlich griff ich nach meinem eigenen Kopfe und entgegnete ihm: „Diese Erscheinung ist gar nicht so wunderbar. Die Musiker werden wahrscheinlich zu sehr bei den Haaren genommen oder verlieren sie aus derselben Ursache wie die Hähne der Singvögel ihre Kopffedern vom zu vielen Singen, Schlagen, Trillern und Treten, c'est-à-dire Takttreten.“

„Sagen Sie,“ fragte der Fremde weiter, „was hat es denn mit jenem grünen Lorber auf sich, der dort in der Mitte des Orchesters auf dem Pulte vor dem stattlichen Cellisten ruht?“ —

„Das ist der Kranz, den seine Collegen ihm zu Ehren und in herzlicher Liebe gewunden haben. Es tritt nämlich heute dieser Mann nach langer Dienstzeit in den Freiherrnstand.“

„Wie heißt denn dieser Herr?“

„Kelz.“

„Also das ist Herr Kelz?“

„Ja, das ist Herr Kelz.“

„Sieht der Mann immer so ernst aus?“

„O nein! nur heute. Vermuthlich verdrießt es ihn, daß er von jetzt an keine Proben mehr genießen soll.“

„Verzeihen Sie,“ sprach der Fremde, „wenn ich Sie mit vielen Fragen beschwere, aber just dieser Herr interessirt mich in ganz besonderem Grade, und noch Vieles möchte ich über ihn erfahren.“

„Bitte! geniren Sie Sich nicht."

„Sagen Sie, ist Herr Kelz verheiratet?"

„Forte! schon zum zweiten Male; ein Mal war er es con espressione, das andere Mal tranquillo."

„Wie so tranquillo?"

„Ich schließe es aus einer Aeußerung, welche er mir in Bezug auf seine zweite Heirat unverhohlen machte, und welche lautete: Nach der Hochzeit übergab ich mich meiner lieben Braut nolens volens, und nun kann sie mit mir aufstellen, was sie will. Ja schon in seinem Heirats-Gesuch soll er das Tranquillo unverkennbar ausgesprochen haben, indem er in dem Satze „Ich bitte um den erforderlichen Consens" das letzte Wort ganz weggelassen haben soll."

„Hat sich Herr Kelz Vermögen gespart?"

„Freilich, wie alle Kammermusiker."

„Wie ist sein Charakter?"

„Ganz so, wie er aussieht: Immer heiter, Gott hilft weiter!"

„Plagten ihn je Leidenschaften?"

„Nur höchst unschuldige. Ich kenne nur die zur Blut- und Leberwurst mit hinreichendem Sauerkohle, welches Gericht er jedem anderen vorzieht. Ab und zu steigt er auch wohl in einen gewissen Kapkeller, um sich zu erfrischen, aber wehe dem, der ihn dahin begleitet!"

„Wie steht's mit seinem Künstler-Ruf? Ist er gerechter Art?"

„Das will ich meinen. Die Schüler und Lehrer aller Orten, die Dilettanten sowie die Künstler, sie lieben ihn, danken ihm, preisen ihn, und nicht ohne Grund ist er von Seiner Majestät schon mehrfach ausgezeichnet worden. Die fremden Virtuosen verlangten am liebsten sein Accompagnement sowie sein Solospiel, und im Möser'schen Quartett, wer weiß es nicht? glänzte er als einer der vier Sterne. — Auch soll er? unter uns gesagt, gefürchtet worden sein."

„Wie so gefürchtet?"

„Einem Corsaren gleich beschiffte er den weiten Ocean fremder Compositionen und kaperte, wo er nur irgend konnte, die besten Sachen fort, die er dann in Sicherheit zu allerlei nützlichen Din-

gen verwendete. Doch niemals verheimlichte er seinen Raub, wenn Lischke damit auf die öffentlichen Märkte zog." —

„So viel ich weiß, hat Herr Kelz doch auch viel Eigenes producirt."

„Gewiß! Es ist fast keine Branche in der Musik, in welcher er sich nicht, und zwar mit Glück, versucht hätte; ja sogar die Liedertafeln wie die Kirchen singen nicht ein Lied, sondern viele von ihm."

„Hat Herr Kelz — Schüler gezogen?"

„Wie Sand am Meere, aber keiner ist so dick geworden wie er."

„Aber, mein Herr!" bemerkte verwundert der Fremde, „Sie sagen mir von dem Manne nur lauter Gutes und Schönes, Etwas zu tadeln wird doch auch an ihm sein."

„In Wahrheit, ich wüßte nicht das Geringste, es wäre denn das, was er selbst am meisten bedauert."

„Und das wäre?"

„Es fehlt ihm an der nöthigen Spannkraft in der Brust."

„Was heißt das?"

„Nach seinem eigenen Ausspruch heißt das so viel: Ich kann Adelen nicht mehr gefallen."

„Nur noch die eine Frage! Wie hat Herr Kelz den Kritikern gegenüber gestanden?"

Wie ein Ritter, von Kopf bis zu Fuß gepanzert. Nur ein einziges Mal wagte es einer ihn mörderisch anzufallen, aber dem zeigte der Angegriffene eine so furchtbare Fuge vor, auf die Töne S. c. h. a. f., daß dem Angreifer alle Lust zu weiterem Kritisiren auf ewig verging.

Doch so tüchtig Kelz auch stets als Fugenmacher war, so mußte er sich doch einmal von einem Laien übertroffen sehen, der ihn vermittelst eines Schlüssel=Canons um den Preis seiner goldenen Uhr und seiner goldenen Kette brachte."

Jetzt fiel der Vorhang, und die Oper war zu Ende. Sichtbar bewegt nahm der Fremde von mir Abschied, dankte auf das verbindlichste, und indem er wehmuthsvoll noch einmal die winterliche Mondschein=Landschaft überblickte, sagte er, tief seufzend, vor sich hin:

„Ach! wie würde ich mich glücklich preisen einer solchen Kapelle anzugehören oder wohl gar einer der zwölf heiligen Cellisten zu sein, die sie in sich schließt.“

Aufs höchste durch diese Aeußerung neugierig gemacht, fragte ich den Fremden, mit wem ich denn eigentlich die Ehre zu sprechen gehabt hätte, und er antwortete:

„Ich komme von weit her, bin Musiker vom Fach und bin Violoncellist. Ich reiste nach Berlin, um mich zu der vacant gewordenen Violoncellisten-Stelle zu melden. Doch leider umsonst! — Der Herr General-Intendant, dem ich mich vorstellte, war zwar äußerst freundlich, schlug mir aber mein Gesuch rund ab mit den Worten:

„Diese Stelle kann nicht wieder besetzt werden, weil der Mann, der sie beinahe 50 Jahre auf das ehrenvollste bekleidet hat, unersetzlich ist.“

Liebwerthe Collegen! Auf diese eben gehörte Wahrheit hin, welcher wir Cellisten selbst, so sauer es uns auch ankommt, beipflichten müssen — (hoffentlich wird kein Unersetzbarer mehr unter uns sein) — auf diese Wahrheit hin wollen wir die vollen Gläser ergreifen und sie bis zum Grunde leeren auf das Wohl unseres scheidenden und unersetzlichen Freundes und Collegen.

„Unser lieber Kelz, er lebe hoch!“

21.

Rede vor Tisch

an meinem fünfzigsten Geburtstage, den 28. Februar 1858.

Herzlichst geliebte Freunde!
Man sagt: Verdientes Brod schmeckt am besten.
Ob das wahr sein mag?
Es käme auf eine Probe an.

Die Gelegenheit wäre so übel nicht, wenn Ihr erlaubt, daß ich mit Euch einen Versuch machte.

Ihr könntet, liebe Freunde, Euch das heutige Mittagsbrot auf die allersauerste Art verdienen, wenn Ihr eine colossale Rede geduldig anhören wolltet, über die ich lange Zeit gearbeitet habe. Sie bespricht in vier Abschnitten die Täuschungen dieses Lebens und beweist im fünften, daß es keine Täuschungen, sondern nur lauter Wirklichkeiten auf dieser Erde giebt.

Ich bitte, schenkt mir Eure Geduld und Nachsicht; Euren Beifall verlange ich nicht und bin schon zufrieden, wenn Keiner dabei einschläft.

Doch ehe ich beginne, nehmt meinen aufrichtigsten Dank für Euer Kommen, und seid versichert, daß ich Euch nach neuen 50 zurückgelegten Lebensjahren wieder rufen werde.

Was das äußerst frugale Mittagsbrot betrifft, das Euer wartet, so steht es freilich in keinem Verhältniß zu dem sauren Stück Arbeit, das ich Euch zumuthe; indeß, sollte das Essen auch deshalb nicht besser schmecken, so könnt Ihr doch wenigstens der sichern Hoffnung leben, daß Keiner sich den Magen verderben oder übersättigt seinen Theil dem Anderen überlassen wird.

Um aber endlich, denn die Zeit drängt, mit der versprochenen Rede über die Täuschungen dieses Lebens zu beginnen, so will ich, indem ich die fünf Theile mit dem Schluß kurz zusammenfasse, einfach, aber in herzlicher Weise, sagen:

„Gesegnete Mahlzeit!"

22.

Preis=Aufgabe.

Die Verlängerung folgendes Gedichtes.

Die Höhn und die Wälder steigen
Immer tiefer ins Abendgold.
Ein Vöglein singt in den Zweigen,

Ob's Liebchen grüßen sollt.
O, Vöglein! Du hast Dich betrogen,
Sie wohnt nicht mehr im Thal,
Schwing auf Dich zum Himmels-Bogen,
Grüß' Sie droben zum letzten Mal,
Zum letzten Mal.

* *
*

Die holde Maid zu finden,
Der Sänger sich schwang empor.
Er sah sie unter den Linden
Nicht weit vom Himmels-Thor.
Er that die Grüße gleich sagen
Vom Zögling unten im Thal,
Er that ein Küßchen selbst wagen,
Und sie sprach: Ach! noch einmal,
Ach! noch einmal.

23.

Geburtstags-Gratulation

meines Hündchens, Namens Pens, an Frau Blohm,
den 8. April 1859.

Hohe Frau!
Auch ich muß heute herzlichst gratuliren
Und schenken Dir ein Ei — (ein Oster-Ei),
Thust mir so oft das Mäulchen schmieren,
Was mir nicht einerlei!

24.

Fest-Rede

für Albert Gareis' 25jähriges Dienst-Jubiläum,

den 1. März 1859.

Mit ganz besonderer Freude ergreife ich das Wort, um Dir, mein lieber Albert, an Deinem heutigen schönen Jubelfeste eine kleine Pauke zu halten. — Aber wie sie beginnen?! Doch nicht etwa mit einer überschwänglichen Lobrede auf Deine Tugenden oder mit einer liebreichen Beschönigung Deiner Schwächen? Oder soll ich den Künstler und Kammermusikus an Dir herausstreichen und langweilig erzählen, wie ritterlich Du vom Gemeinen an alle Orchester-Schlachten geschlagen, wie Du später als Lieutenant die höchsten Aufträge excellent ausgeführt, und wie es Dir möglich wurde 25 Jahre lang ohne Latten und Arrest davon zu kommen?

Ebenso wenig möchte ich Dich an Deinem heutigen Ehren-Tage erinnern, wie viel Schlimmes und Gutes Dir im Laufe der Zeit begegnet ist, und wie Ersteres stets nur Deinen Muth hob immer neue Anstrengungen zu machen, um Dir ein besseres, ein glücklicheres Loos zu bereiten. — Von alle dem laß mich schweigen! Sind es am Ende doch nur Dinge, die viele Menschen mit Dir gemein haben. — Aber eines Kleinodes will ich Erwähnung thun, das nur Wenige besitzen. Es rühmen es an Dir mit gerechtem Stolze Deine braven Eltern, Deine Geschwister, Dein Weib, Deine Kinder, Deine Freunde wie Deine Collegen. Dieses Kleinod ist Dein höchster Ehrenschmuck, er übertrifft an Schönheit den Lorber und heißt — die Treue.

Auf dieses seltene Kleinod, liebe Collegen, wollen wir die Gläser erklingen lassen und unserem verehrten silbernen Jubilar ein donnerndes Hoch bringen. — Möge er nach neuen 25 Jahren ein glücklich goldener Jubilar heißen und uns Alle wie heute um sich versammelt sehen! —

Hoch lebe unser verehrter College Gareis, der silberne Jubilar!

25.

Drei Anekdoten.

1.

Schon Anselm Weber fand zu seiner Zeit, daß zu viel Opern geschrieben, respective geschmiert würden, und sprach sein Mißfallen darüber gegen einige Kammer-Musiker aus, die selbst zwar keine producirten, aber seine Worte wie ein Orakel hinnahmen. Da trat College S.... hinzu, der damals noch ein sehr junger Mann war, und sagte: Ja, Ja! Herr Kapellmeister, Sie haben ganz recht; da lass' ich Sie mir gefallen: Sie haben nur eine Oper geschrieben, aber sie ist auch danach.

2.

Im Zwischen-Acte der Oper „Alcidor" wollte ein Fremder aus dem Parquet sich mit meinem Collegen Fischer ein wenig unterhalten, der aber an diesem Abend außerordentlich schwerhörig war.

„Ach, mein Herr Kammer-Musikus," hob der Fremde an, „das ist ja eine Musik, um rein taub zu werden!"

„Wie?" fragte mein College.

„Sagen Sie, mein Herr, wie machen Sie es, daß Sie bei dem Heiden-Lärm dennoch Ihr feines Ohr behalten?"

„Wie?"

„Ach Gott! ich spreche wohl zu schwach, Sie verstehen mich ja nicht."

„Wie?"

Hier stellte der Fremde seine Fragen ein und sah mich verwundert an.

„Wundern Sie Sich nicht, bemerkte ich ihm, mein College hört sehr gut, aber er spricht und versteht als geborner Stock-Franzose gar zu wenig Deutsch."

„Wie heißt denn der Herr," fragte neugierig der Fremde.

„Fischer", antwortete ich. —

Hier nieste zufällig Fischer, wofür ihm der Fremde ein votre santé zurief.

Fischer dankte, sich tief verbeugend, und sagte:

„Ich habe den Schnupfen, und mir läuft die Nase wie einem Currende-Jungen.

3.

Zwei Kammer-Musiker, ein Solist und ein Tutti-Mann, begegneten sich in einem Wurst-Laden. Der Solist forderte von der Verkäuferin für einen Groschen „ganz gewöhnliche Kammer-Musikus-Wurst", worauf der Tutti-Mann höchst piquirt einfiel: „Nun! so geben Sie mir für einen Groschen Solospieler-Schnauze."

26.

Fest-Rede,

gesprochen vom Kammer-Musikus Bennewitz

am 50jährigen Jubiläum des Collegen Schlechte.

Berlin, den 3. December 1859.

Liebwerthe Collegen!

Bin ich auch nicht der Größte unter Euch, so bin ich doch sicher der Dickste. — Dieser Vorzug gestattet mir das Recht zu Ehren des goldenen Jubilars, unseres lieben und geliebten Collegen Schlechte, die Fest-Rede zu halten, und zwar eine contrabassistische mit dickem Strich und demgemäßem Ton. — Auf das mühsamste habe ich dafür die zuverlässigsten Notizen gesammelt, sie contrapunctistisch verarbeitet und hoffe der Mit- und Nachwelt ein getreues und unvergängliches Bild von dem Gefeierten zu geben.

Laßt mich mit seiner Herkunft den Anfang machen.

Der Erste der Familie Schlechte, geboren in der Nähe von Dresden, also der Haupt-Ur-Ahn unsers Jubilars, war zufällig ein gefundenes Kind, das von seinen Pflege-Eltern den sinnigen Namen Schlicht erhielt.

Dieser Name erbte fort von Geschlecht zu Geschlecht, bis es einem der **Schlichte** einfiel denselben in einen noch bescheideneren zu verwandeln, nämlich in **Schlechte.** So kam er auf unsern Jubilar, der ihn treu im Sinn seiner Väter nicht nur ohne jeglichen Makel erhalten, sondern auch zu vielen Ehren gebracht hat. Vor wenigen Tagen ist, wie Ihr wißt, seine Brust mit einem Königlichen Orden geschmückt worden.

Schon als Kind verrieth unser Jubilar große musikalische Anlagen und lernte zunächst das Fagot und den Contrabaß. Für letzteren gewann er eine ganz besondere Vorliebe, indem er einmal sehr hungrig auf einem Orchester einen Contrabaß fand, der hinten mit einer zu öffnenden Thür versehen, in sich das schönste Göttermahl verbarg, dem er aufs fleißigste zusprach.

Als er zum Jüngling herangereift war, bemühten mehrere Kapellen sich um den in jeder Hinsicht vortrefflichen Contrabassisten, und er wurde zuletzt von der Berliner Kapelle gewonnen.

So ist er der Unsrige geworden und ist es ein halbes Jahrhundert geblieben. Er diente unter vier General-Intendanten, neun Kapellmeistern und zwei Musik-Directoren.

Zweimal war er aufs glücklichste verheiratet, und seine erste Ehe war mit guten braven Kindern gesegnet. Friede und Eintracht herrschte in seiner Familie, und wenn je ein Wortwechsel entstehen wollte, so griff er nach dem Contrabaß und spielte Etüden.

Nach dem weisen biblischen Spruche: „Deine Rede sei Ja, Ja, Nein, Nein, was darüber ist, ist vom Uebel," hat unser Jubilar stets gelebt und gespielt. — Ich sage: gespielt! — Denn wer hörte ihn wohl jemals eine Note mehr angeben, als vorgeschrieben stand, oder gar präludiren?

Diese Selbstbeherrschung, andrerseits sein Eifer, seine Ausdauer sowie seine Zuverlässigkeit, sie waren stets des Jubilars schönste Eigenschaften.

Und gleich einem Sultan im Harem unter den Schönen sehen wir ihn noch heute in der Mitte des Orchesters stehen mit einem Herzen voll Liebe zur Sache, bis die letzte Note verklungen ist.

Seine Ruhe, sein Ernst, seine Schweigsamkeit, wer kennt sie nicht? Sie grenzen ans Unglaubliche. Niemandem giebt er während

des Spiels eine Antwort, und fragte er sich die Lungen wund, ja selbst dem Kapellmeister nicht.

Nur zwei Fälle sind mir in der langen Zeit bekannt, wo er seinem Schweigen ungetreu wurde; das eine Mal geschah es, als ihm ein Spaß=Vogel von Cellist zurief (es war in der Oper „die Zauberflöte") „Schlechte, Schlechte! Eure Modesten stehen auf." Schlechte antwortete, ohne jedoch eine Miene zu verziehen oder sich im Spiel auch nur im geringsten irritiren zu lassen: „Nun! so macht sie zu!"

Das andre Mal wies er eine schöne Tänzerin, welche ihn, den damaligen Witwer, auf das süßeste in einer Ballet=Probe attaquirte, mit den Worten ab: „So gehen Sie doch, Sie stören mich nur."

Wer unsern Schlechte nicht näher kennt, dürfte ihn leicht für einen kalten Menschen halten; der ist er aber nicht, im Gegentheil zählt er zu den urgemüthlichsten Leuten. So trägt er z. B. schon seit Jahren einem unserer Collegen, den er besonders liebt, unaufgefordert fast täglich Grünes für seine Canarien=Vögel ins Haus, giebt es schweigend ab und verschmäht jeden Dank dafür.

Noch viele andere dergleichen gemüthliche Züge könnte ich von ihm erzählen, aber ich weiß, wie ungern er sie hört, und wie sehr er nach dem Ende meiner Rede verlangt.

Darum empfange er jetzt den goldenen Lorber, den so wohl verdienten! Möge er ihm ein Sinnbild sein und bleiben von der ungetheilten Hochachtung und Liebe aller seiner Vorgesetzten und Collegen, die ihm stets ein treues Gedächtniß bewahren werden.

Auf, liebe Collegen, nehmt die Gläser zur Hand, und laßt sie klingen auf das Wohl unseres verehrten goldenen Jubilars!

Er lebe hoch und noch recht lange!

27.

Rede,

gehalten an der Tafel Seiner Excellenz des General-Intendanten der Königlichen Hof-Musik, Herrn Grafen von Redern, welcher die Königliche Kapelle und viele andere Ehren-Gäste zum Diner geladen hatte. Die Rede nimmt Bezug auf dessen erste Oper „Christine, Königin von Schweden", welche am 10. Januar 1860 zur Aufführung kam.

Mein Neujahrs-Carmen lautete, wie Eure Excellenz sich huldreichst erinnern werden:

Mög' Eurer Excellenz und der Muse Kind „Christine"
Der Zierden schönste sein für jede Bühne!
Das wünscht, wie er von Herzen kann,
Respectvoll Moritz Hanemann.

Dieser Wunsch ist auf das glücklichste in Erfüllung gegangen!

„Christine" hat sich vorgestern bei ihrem ersten Erscheinen, wie wir alle Zeuge waren, als eine vollkommene Schönheit erwiesen und mit ihren herrlichen Talenten alle Herzen im Fluge erobert.

Doch wie hätte es auch anders sein können?

Entsprungen einem genialen excellenten Vater, zur Welt gebracht von einer tüchtigen Hebamme, der Königlichen Kapelle, ins Leben geführt von einer großen Zahl kunstfertiger Mädchen, Frauen und Männer, den Operisten, und aufs glänzendste herausstaffirt von dem feinsten Putzmacher der Welt, Taglioni, so mußte das liebliche Kind wohl einem Jeden gefallen.

Möge ihm ein recht langes Leben beschieden sein! Möge es seinem erlauchten Vater noch viele Freuden und Ehren bringen, und möge es vor Allem nicht geschwisterlos bleiben!

Auf diesen Wunsch wollen wir seinem Lebens-Gründer ein dankbares Hoch bringen.

Seine Excellenz lebe hoch!

28.

Tisch-Rede,

gesprochen vom Kammer-Musikus Ulrich

am

25jährigen Jubiläum des Collegen Fritz Espenhahn.

Berlin, den 4. Februar 1860.

Schon wieder ein Rappe aus Apollo's heiligem Stalle, dem die Schläfe für 25jährige Dienste mit dem grünen Lorber geschmückt werden soll! — Er ist sicher ein Liebling des sanften Citherspielers, der ihn ganz besonders pflegt und beschützt. — Denn weder die Zeit noch Strapazen haben den edlen Rappen zu einem Grauschimmel machen können. Wie er vor einem Viertel-Jahrhundert ausgesehen, wo er bei Möser an der Leine ging, so erblicken wir ihn noch heute. Nicht um ein Haar ist er anders geworden. Selbst allen seinen Gewohnheiten ist er treu geblieben. So dreht er sich bis auf den heutigen Tag noch eine Zucker-Locke in seiner Mähne und wiehert gemüthlich, d. h. plaudert für sein Leben gern, wenn es irgend angeht, mit seiner Nachbarschaft. Auf der Parade, im Circus, beim Wettrennen, ja selbst vor der Post-Kutsche, überall ist er derselbe, nirgends wird er den ächten Araber verleugnen. Dabei wie militärfromm! Nie hat er seinen Kutscher oder seinen Nebengaul gebissen oder geschlagen, nie ist er durchgegangen oder stetisch gewesen, und nie vergriff er sich an fremdem Futter oder verdrängte in anmaßender Absicht seine Nebenpferde, respective seine Collegen. — Kein Wunder, wenn ihm niemals Hufe, sondern stets nur Herzen entgegenschlugen.

Ebenso ausgezeichnet wie der Araber sich jeder Zeit als Reit- und Wagen-Pferd erwiesen, ebenso tüchtig ist er im Stalle. Hier erfüllt er alle Pflichten als Gatte und Vater an seinem Weibe und seinen Kindern auf das strengste und liebevollste.

Wäre seine Unsterblichkeit nicht anders gesichert, so würde ich Euch, liebe Collegen, vorschlagen den edlen Renner dermaleinst auf unsere Rechnung ausstopfen zu lassen.

Doch bis dahin hat's noch Zeit! Möge er vorerst noch recht lange ein pechschwarzer Rappe bleiben und erst dann ein wenig gegrauschimmelt haben, wenn er nach neuen 25 Jahren für den goldnen Lorber reif geworden ist. —

Auf diesen Wunsch ergreift, werthe Collegen, die Gläser, und bringt dem theuren und herzlich geliebten Jubilar

ein dreifaches Hoch!

29.

Aphorismen.

O! traue doch dem Menschen nicht,
Nicht einmal seiner Thräne:
So oft er lacht, so oft er spricht,
Zeigt er Dir seine – Zähne.

* * *

Viel besser ist's Dir selber zu mißtrauen
Als Andern zweifelnd in das Aug' zu schauen.

* * *

Leichenstein-Inschrift für eine noch lebende böse Frau.

Hier unter diesem Stein ruh' einst mein trautes Weib!
Er ist im Voraus ihr gesetzt aus Lieb und Dankbarkeit.
Nichts Friedlicheres kann man sich denken als unsre Ehestandszeit,
Was ich nur will, das nur will sie:
Ich will befehlen, befehlen will auch sie.

* * *

Stammbuch-Verse an Fräulein Alice Meyl.

Nicht Alle sind Dir Freund, die es zu sein Dir schreiben,
Drum traue nicht dem eitlen Stammbuch-Treiben!
Worte sind's meist wie auf den Leichensteinen,
Die erst nach hundert Jahren wahrhaft scheinen.

Moritz Hanemann.

Bezweifle Alles, nur meine und meines Bruders Liebe nicht!
Wir werden treu Dir sein, ich sag' es laut, doch schreib' ich's nicht.

Bertha Hanemann.

* * *

Stammbuch-Verse

an F. V. P.

Wenn auch noch so hoch die Wellen unser Lebens-Schifflein treiben,
Wollen wir auf Gott vertrauen und die Alten sein und bleiben,
Kommen doch zuletzt im Himmels-Hafen wohlbehalten Beide an
Kreuzfidel Veronica und mit ihr Moritz Hanemann.

* * *

Stammbuch-Verse nebst einer Silhouette

für Fräulein Mathilde Wagener,
eine sehr talentvolle junge Schauspielerin.

Vergieb, was der schwarze Mann hier spricht:
„Bleib wahr, wie Du bist, schauspielere nicht,
So wirst Du Gott und den Menschen gefallen,
Im Leben wie in Thalia's Hallen."

30.

Fest-Rede

für den Musik-Dirigenten des Königlichen Ballets Herrn Wenzel Gaehrich bei seinem Scheiden aus der Königlichen Kapelle, vorgetragen an der Abend-Tafel im Englischen Hause, den 1. December 1860.

Glück auf, lieber Gaehrich, zu Deiner Freiherrlichkeit, die Dir nach ernster Müh' und Arbeit so ehrenvoll geworden ist!

Redlich hast Du Dir Dein Baronat verdient; aber glaube nicht etwa, mit Deinem excellenten „Seeräuber," mit Deiner schönen „Liebes-Insel," mit Deinem humoristischen „Don Quixote," mit Deinem liebeglühenden Pärchen „Paul und Virginie" oder mit Deinem fidelen „Dorfschneider," — auch nicht mit Deinen „lustigen Harlequins" oder mit Deiner herrlichen „Wunder-Lampe," — ebenso wenig mit Deiner noch schlummernden Oper oder mit Deinen vielen andern Werken, — o, nein! mit alle dem nicht, sondern damit, daß Du Dich zum Herrn der ganzen Welt gemacht hast und mit Napoleon dem Dritten ausrufst: Jetzt sehe ich ruhig zu, nach meiner Pfeife müssen sie doch Alle tanzen.

Und Deine Größe schufst Du nur mit Geist und Tinte, nicht mit Blut, annectirtest nicht, vergriffst Dich nicht an fremdem Eigenthum. — Kein Kaiserlicher Ohm war's, der Dir die Wege zu Apollo's Throne bahnte. — Was Du geworden, verdankst Du Dir und Deinem Fleiße ganz allein. — Alle Höfe respectiren Deine Noten, Alles hört auf Dich, und wenn des Kaisers Pfeife einstens längst geschwiegen, wirst Du noch fort und fort mit Deinen Klängen in ungemessenen Zeiten der Menschheit Herz und Ohr erfreuen. — Im Dienste, im Bivouac wie im Feuer, regiertest Du collegalisch, stets freundlich, liebevoll. Am Schelten, Strafen, Hängen fandest Du kein Vergnügen. — Zu Hause, im Schoß der Deinen, beglückt von einem braven Weibe und sieben guten Kindern, gabst Du ein seltnes Beispiel treuster „Lieb' und Zärtlichkeit".

Edel, klar und rein wie Deine Werke, so war und ist Dein ganzes Leben. —

Diplomatische Kniffe, Ränke, Finten, Winkelzüge, Intriguen haßtest Du wie falsche Quinten und Octaven, — ihrer kann Dich kein Gott, kein Gaier, ich meine Flodoart, zeihen.

Nur eine Art von Noten wollten Dir nicht recht gelingen, — „Die Pfund- und Banknoten.“ — Doch was spreche ich! — Der Zufriedene, wie Du es stets gewesen bist, nicht wahr, der braucht sie nicht. —

Frei hieltest Du Deine Seele von Mißgunst und gemeinem Künstler-Neide! Jedem ließest Du Gerechtigkeit und Anerkennung widerfahren! — Ja! Du nahmst, wenn Du Dich im Zauberreich der Töne, erlaube mir das Bild, gleich einem Adler in die Regionen der Sonne schwangst, Hunderte von buntgefiederten tanzenden Vögeln, Tänzer und Tänzerinnen, auf Deinen Schwingen mit und sahst gelassen zu, wenn dieses kleine Volk keck nach dem Lorber griff, der Dir allein gebührte. Stoß-Vögel, so Dich zu attaquiren wagten, konnten Dir nicht schaden. Deine Bescheidenheit, Dein edles Selbst beschützten Dich. So kannst Du mit gerechtem Stolz in Wahrheit von Dir sagen:

„Mein Reich hienieden war nur ein Reich im Frieden.“

Nach 36 Jahren höchst segensreicher Thätigkeit legst Du das Dir anvertraute mild geführte Scepter freiwillig aus der Hand. —

Ich sage: freiwillig! — Freiwillig, wie es der Prinz Eugen gethan, von dem der Dichter spricht:

„Er war ein Ritter ohne Furcht und Tadel,
Kein Besserer hob ihn aus dem Sattel.“

Schon vor zwölf Jahren wurde Dir in gerechter Anerkennung Deiner seltenen Verdienste von der Königlichen Kapelle und ihrem hochverehrten General-Musik-Director Meyerbeer der grüne Lorber zuerkannt. Heute sollst Du mit dem goldenen geschmückt werden.

Mögen sie Dir beide am Abend Deines Lebens eine innig wohlthuende freundliche Erinnerung an unsre wahre Liebe und Verehrung sein!

Jetzt, werthe Collegen, erhebt Euch, und nehmt Eure Gläser zu einem dreifachen Toast:

Hoch lebe der Meister der Töne!
Hoch der edelste Freund und College!
Hoch Seine Freiherrlichkeit der Herr Baron!

31.

Anekdote.

Gestern Abend musicirte ich bei der Frau Gräfin Nn. — Ueber Tafel, bei der es sehr heiter zuging, kam das Gespräch auch auf meine Quartett-Unterhaltungen.

„Ach!" sagte die Frau Gräfin zu mir: „Wie gern möchte ich ihnen beiwohnen, fänden sie nur zu einer anderen Zeit statt. Ihre Quartette sollen wirklich höchst amüsant sein, bequeme Gelegenheit zu interessanten Bekanntschaften darbieten, ja sogar schon manche glückliche Ehe gestiftet haben. Ist das wahr?" —

„Daß ich nicht wüßte," antwortete ich, „eher ließe sich das Gegentheil behaupten!"

„Wie so?"

„Sie kennen doch, gnädigste Frau, meinen ersten Violinisten, den Concertmeister Ries, und meinen zweiten, den Kammer-Musikus Rammelsberg. Was haben diese Leute in meinen Quartetten nicht schon für E — en zerrissen!"

„Abscheulich! ganz abscheulich!" rief die Frau Gräfin.

„Beruhigen Sie Sich, gnädigste Frau! Ich meine die E — en auf ihren Violinen." —

32.

Fest-Rede

für den musikalischen Offizier-Verein,

den 7. December 1862.

Es dürfte wohl schwerlich ein Kind geben, das seinen Eltern und Pathen größere Freude und Ehre bereitet hätte als uns unser geliebtes Vereins-Kind. Kaum den Windeln entlaufen wagt es schon mit seinen Talenten vor das Forum der streng richtenden Oeffentlichkeit zu treten, um sich mit hohem Muthe die ersten Lorbern zu holen.*) Aus mehr als einem Grunde muß das Kind zu den außerordentlichen Erscheinungen, ja zu den Wunder-Kindern gerechnet werden. Büffon würde es seinem Aeußern nach in die Classe der vielköpfigen, vielgegliederten und vielgeschweiften Ungeheuer setzen.

Von keiner irdischen Mutter geboren, vermuthlich ein Freudenkind der Musen, weist es, wie die Tochter des Regiments, ein Heer von Vätern auf, deren Jeder seine Vaterschaft bekennen muß, da sich ein Jeder in dem Kinde wie in einem Spiegel zum zweiten Male sieht.

Ich frage: Wer weiß und kennt ein größeres Wunder-Kind?

Was z. B. will das siamesische zusammengewachsene Zwillings-Paar gegen die compacte Masse unseres arm-, bein- und kopfreichen Kindes bedeuten? —

Was hat Schlemihl, der Schattenlose, noch Wunderbares an sich im Vergleich zu unserem Kinde, das im Gegentheil so viele Schatten wirft, wie es Väter zählt.

Und nun frage ich, giebt es ein wahreres, ein leibhaftigeres Alter Ego, als unser Kind es zu einem Jeden seiner Väter ist? Sie wachen und schlafen zusammen, essen und trinken mit einander, lachen und weinen zugleich, sie binden gemeinschaftlich Bären an und los.

---

*) Im Jahre 1856, den 8. März, gab der Officier-Verein sein erstes Concert im Opernhaus-Saale, das 1800 Thaler einbrachte.

Nur in Einem unterscheidet sich das Kind von seinen Vätern, da aber auf das wesentlichste. Es ist unsterblich, nicht wie jene sterblich. Denn so viele Väter das Kind auch schon verloren hat, immer wieder ergänzen sie sich.

Wohl, ja wohl ist unser Kind ein Wunder-Kind zu nennen!

Hat es nicht gleich den Göttern, die einstmals ein Mädchen seiner seltenen Kraft wegen in einen Knaben verwandelten, welcher später als Prophet in Griechenland unter dem Namen Tiresias berühmt geworden ist, schon Wunder gethan? — Verwandelte unser Kind nicht einen verheirateten Mann, den Hauptmann v. Dresky, in eine milchreiche Amme, von der es sich nähren und groß ziehen ließ? Schuf es nicht auch durch sein gutes Beispiel in dem ewig unruhigen Olymp Frieden, und zwar unter den vier Hauptgottheiten, dem kampfsüchtigen Mars, dem empfindsamen Citherspieler Apollo, dem nach alle Seiten hin saiten-, d. h. darmsaitenlange Finger machenden Mercurius und der Böcke und Säue schießenden Diana? Ich dächte, das Kind hätte genug gethan, um mit vollem Rechte ein Wunder-Kind zu heißen.

Und nicht bloß im Olymp verbreitet das Kind Glück und Heil, sondern auch auf Erden.

Sagt! Erschloß es uns nicht hier einen Himmel voll von Cherubinen, Rossinen und allen möglichen Bellinen, und lehrte es uns nicht auf Haydnische Art die christliche Liebe und auf Händelsche Weise die brüderliche Eintracht?

Ich frage, was hat unser liebes Kind nicht Alles gethan?

Heute feiert es seinen zehnten Geburtstag! Möge es noch viele solcher Festtage erleben und immer weiter gedeihen!

Mein Herz weissaget es, zumal wenn ihm die aufopfernde Liebe seiner vortrefflichen Amme gesichert bleibt, welcher das Kind Alles, ich sage Alles, zu verdanken hat.

Auf diese Hoffnung hin bringe ich der hochverehrten Amme, den erlauchten Herren Vätern und dem geliebtem Vereins-Kinde ein dreifaches Hoch!

33.

Fest-Rede

für den Kammer-Musikus Cubelius,

an seinem 50jährigen Dienst-Jubiläum,

am 1. März 1866.

Gern hätte ich Ihnen eine humoristische Jubel-Rede gehalten, aber trotz des reichen Stoffes wollte sie mir beim besten Willen nicht gelingen. Nicht einmal Ihr Spitzname, ein Geschenk des seligen Gareis, der, wie bekannt, jeden von uns mit einem solchen beehrte, wollte mir dazu dienen. Gareis nannte Sie Nathan den Weisen, — eine Bezeichnung viel zu ernst für jeden Spaß, wenn auch treffend. Ich sage: treffend! Haben Sie doch wirklich große Aehnlichkeit mit ihm, hinsichtlich Ihrer Ruhe und Besonnenheit, Ihrer steten Rath- und Thatfertigkeit und Ihrer strengen Tugend, welche Ihnen nicht einmal erlaubt frivole Ballets zu spielen oder Theater-Musiken zu machen, aus reiner Furcht auf der Bühne in die Nähe gefährlicher Versenkungen oder in die schwindelnde Höhe der dunklen Strick-Böden zu gerathen, vielleicht auch um Ihren leichtfertigen Collegen so viel wie möglich aus dem Wege zu gehen. Ja, diese strenge Tugend soll Ursache sein, daß Sie Sich fortwährend beim Spielen Ihre rechte Finger-Hand besehen, um ja keinen Mißgriff zu thun.

Am meisten aber dürften Sie dem Nathan gleichen in Rücksicht der ganz besonderen Gunst, mit welcher Sie stets von den verschiedenen Sultans und deren Janitscharen-Ministern ausgezeichnet worden sind. Diese Gunst erleichterte Ihnen z. B. den Dienst um ein ganzes Drittel. — Kein Wunder wenn Sie so gesund und wohlerhalten Ihr goldenes Jubiläum erreichen konnten. Aber ohne alle Verdienste giebt es keine Gunst. Gern würde ich diese Verdienste aufzählen, wenn ich nicht fürchtete Ihrer Bescheidenheit zu nahe zu treten.

Oder soll ich es doch thun?

Soll ich von Ihrem großen Künstler-Werthe sprechen, der niemals zweifelhaft geblieben?

Oder vielleicht das große Heer Ihrer Schüler und Schülerinnen nennen, von denen letzteren Sie Sich sogar eine zu Ihrem lieben Weibe genommen?

Oder soll ich von dem braven Gatten und Vater erzählen, der Sie Beides immer waren und als ein Muster galten?

Oder soll ich ins Reich der Anekdoten schweifen und verrathen, wie sich einst der Professor Zelter über Sie ausgesprochen, dessen Concerte Sie in der Sing-Akademie unterstützten, in denen Sie Sich auch als Solo-Cellist bewährten? „Hm!" sagte er in einer Gesellschaft, „was sollte ich wohl mit meinem desolaten Dilettanten-Schiffe anfangen ohne meinen Rettungs-Anker, ohne meinen Eubelius? Fürwahr! Ich könnte ohne ihn nicht eine lumpige Spreefahrt machen."

Oder soll ich Sie an das höchst günstige Urtheil unseres gemeinschaftlichen Lehrers Hansmann erinnern, der als Hagestolz nur Eins Ihnen nicht verzeihen konnte, Ihre Verheiratung? Als ich Herrn Hansmann einmal fragte, ob denn das Heiraten wirklich etwas so Schlimmes sei, sagte er:

„Fragen Sie nicht so dumm! Ein Violoncellist braucht keine Frau: sein Instrument ist ihm Frau genug, die überdies stets nur auf das angenehmste brummt, wenn sie geliebkost wird, während eine wirkliche Frau stets nur dann brummt, und zwar aufs häßlichste, wenn sie nicht geliebkost wird."

Doch Scherz bei Seite!

Sollten Sie, verehrtester Freund, schließlich noch das schönste Urtheil über Sich vernehmen wollen, so erlauben Sie, daß ich mich Ihrer eigenen Worte bediene, welche Sie unlängst zu mir gesprochen:

„Bald," so sagten Sie, „diene ich 50 Jahre und bekenne „gern beim Rückblick in die Vergangenheit, daß es mir in dem „langen Zeitraum eigentlich nur immer gut ergangen ist."

Wohl dem Manne, der so spricht, der so sprechen kann! — Welche Bescheidenheit, welche Dankbarkeit und welch ein edles Gemüth liegen darin!

Herrlichere Worte konnte ich als Schlußstein meiner Rede nicht finden.

Darum erhebt Euch, liebe Collegen, und schmückt den Jubilar mit dem goldenen Lorber, dem Sinnbild möglichster Vollendung!

O! möge sein Abend dem Morgen und Mittage seines schönen Lebens gleichen!

Auf diesen Wunsch hin laßt uns die Gläser ergreifen und dem goldenen Jubilar ein donnerndes Hoch darbringen! Er lebe Hoch! Hoch! Hoch!

34.

Fingirter Brief

einer Kammer-Musikus-Witwe an die Herren der Königl. Kapelle.

(Dieselben feierten den 29. April 1867 im Englischen Hause das 25jährige Jubel-Fest ihrer Symphonie-Concerte für Witwen und Waisen, worauf der Brief Bezug nimmt.)

Sehr geehrte Herren der Königl. Kapelle!

Obwohl die Frauen von Ihrem heutigen schönen Feste ausgeschlossen sind, so will ich wenigstens brieflich mir erlauben auf einige Augenblicke in Ihre Mitte zu treten.

Es drängt mich Ihnen meine ganze Dankbarkeit und meine vollste Bewunderung auszusprechen, die ich für den Witwen- und Waisen-Fonds empfinde, der so segensreich bis jetzt gewirkt hat und weiter wirken wird. Aber meine dankbare Bewunderung schließt nicht den Wunsch aus, daß die Pensionen, welche der Fonds auswirft, größer sein könnten. Ist doch die Theilnahme des Publicums auch immer eine größere geworden. Und kein Wunder! Dürfte es wohl in der Welt etwas Schöneres geben als Ihre Symphonieen, für welche ein Jeder in feierlichem Ernste seine ganze Künstler-

Kraft einsetzt, und in welchem sich der Genuß, die Mittel und der Zweck zu einem wahrhaft himmlischen Trifolium verbunden haben.

Wie die Herren der Kapelle meist alle nicht auf die Hoffnung großen Gewinnes hin, sondern aus allmächtigem Drange die Musik zu ihrem Lebensberuf gewählt haben, so auch mein Mann. Darum citirte er oft, wenn das Gehalt nicht ausreichen wollte, zu seiner Beruhigung den schönen Spruch von Martin Luther:

Wer sich die Musik erkiest,
Hat ein Himmels-Gut gewonnen,
Denn ihr erster Ursprung ist
Von dem Himmel her genommen,
Da die lieben Engelein
Selber Musikanten sein.

Aber dieser Spruch, so schön er auch ist, übt auf mich, die Witwe, keinen Zauber aus. Ich bin zu arm und auch zu wenig musikalisch, um mich mit Tönen oder Sprüchen satt zu machen.

Doch jetzt erlauben Sie mir noch, daß ich mich eines Auftrags entledige, den mir mein seliger Mann in seiner letzten Lebens-Stunde auf die Seele gebunden.

„Hier!“ sagte er, „nimm diesen Doppel-Thaler, den ich für einen hochwichtigen Moment zurückgelegt habe. Verwahre ihn, bis die Königliche Kapelle das 25jährige Jubel-Fest ihrer Symphonie-Concerte feiert. Kaufe dann dafür gute Honigkuchen, und regalire damit am Festabend den verehrten Vorstand des Witwen- und Waisen-Fonds; vielleicht, daß er dadurch noch etwas weichleibiger und splendider wird.“

Treu dem Vermächtnisse meines Seligen habe ich nun gehandelt und erlaube mir beikommende Honigkuchen dem verehrten Vorstande zu überweisen in der Hoffnung, daß die Wirkung eine recht erwünschte sein möge. Ich kann indessen nicht schließen, ohne zu bekennen, daß mein Vertrauen auf den Edelmuth und die Barmherzigkeit des geehrten Vorstandes viel größer ist als der Glaube meines Seligen an sein drastisches Mittel, und bitte die ganze Königliche Kapelle in diesem Sinne ein Hoch dem geehrten Vorstande auszubringen.

Mit größter Dankbarkeit und tiefster Ehrfurcht ersterbe ich, aber will's Gott noch nicht sogleich, als ehrbare Wittwe

Frau N. N.

35.

Fest-Brief

an den Königl. Theater-Chor-Director Herrn Elsner zu seinem 50jährigen Dienst-Jubiläum, gefeiert im Hotel du Nord, den 4. März 1869.

Hochverehrter goldener Jubilar!

Da Ihre Wirksamkeit in Ihrem ganzen Leben nur darin bestanden hat sich meist nur in Vierteln und Achteln zu bewegen, so bitte ich Sie in diesem Sinne ein Trink-Glas als kleine Fest-Gabe von mir freundlichst anzunehmen.

Vierteln und achteln Sie noch 50 Jahre weiter fort mit guter Gesundheit und in so allgemeiner Liebe und Verehrung!

Dies wünscht von ganzem Herzen

Ihr

alter M. Hanemann.

Den 4. März 1869.

36.

Fest-Rede

am

goldenen Jubiläum des Kammer-Musikus Barnewitz,

den 2. März 1870.

Lieber Barnewitz!

Da wärst Du mit Gottes Hülfe an dem schönen Ziele angelangt, welches nur so Wenigen beschieden ist. Und wie Wenige erreichen es so gesund, so zufrieden, so glücklich wie Du!

Darum gratulor von ganzem Herzen, lieber Freund! Ich soll Dir im Namen der Kapelle die Jubel-Pauke halten. Aber wie mach' ich's, daß sie bei dem so reichen Stoffe weder zu lang noch zu kurz werde oder wohl gar der Spontinischen Rede gleiche, welche der gewaltige Mann im Jahre 1827 unserem Collegen Kolbe an dessen goldenem Jubiläum hielt? Sein ganzer Sermon bestand — ich will es den jüngeren Collegen erzählen, — nur in vier Worten, wobei er sich noch obendrein versprach. Er wollte nämlich sagen: „Herr Kolbe lebe hoch!" sagte aber: „Herr Kolbe lebe wohl!"

Der Jubilar fiel wie vom Schlage getroffen auf seinen Stuhl zurück und konnte weder einen Dank noch überhaupt eine Antwort finden.

Nach einer kleinen Weile reichte Möser schalkhaft dem Jubilar die Dose. Kolbe, der sonst nicht schnupfte, nahm eine Prise und nieste herzhaft. Spontini verneigte sich und rief: „Votre santé, Monsieur!" worauf Kolbe erwiederte: „Merci, Monsieur! Na, wenigstens Etwas!"

Nun, mein lieber Barnewitz, ganz so kurz soll meine Rede grade nicht werden, aber auch nicht viel länger.

Man sagt: Kleider machen Leute! Wollen sehen, ob dies bei Dir zutrifft.

Bitte, laß mich Deine Kleidung, die ich seit 42 Jahren genau kenne, beschreiben:

Deine Kopf-Bedeckung war stets die Ehre.

Dein Oberkleid: Die Anständigkeit.

Dein Unterkleid: Die Treue in jeglicher Beziehung.

Dein Mantel: Die Bescheidenheit.

Und Dein höchster Schmuck: Ein kostbarer Diamant, Deine Kunst.

50 Jahre bist Du dieser Kleidung, diesem Schmucke treu geblieben. Wer sollte es bezweifeln?

Würden es nicht bejaen 174 Kammermusiker, jetzt fast alle im Reich der Schatten, mit denen Du hier in collegalischer Freundschaft gelebt, und bejaen es nicht auch alle die, welche Du heute um Dich versammelt siehst? Beweist es nicht das ungetheilte Lob

aller Deiner Vorgesetzten? Und bestätigt es nicht die allerhöchste Anerkennung, deren Zeichen Du auf Deiner Brust trägst?

Oder soll ich für Deine Treue noch andere Beweise bringen?

Erzählen von Deinen liebenswürdigen Eigenschaften als College, als Dirigent, selbst als Symphonie-Dirigent?

Reden über den genialen, aber leider gar nicht fleißigen Componisten?

Sprechen über den Solospieler, von dem die Tänzerinnen noch heute bekennen, daß er es am besten verstanden ihre Scharniere in Bewunderung zu setzen?

Oder soll ich wohl gar an die 19 Jahre erinnern, in welchen Du als Dirigent dem französischen Theater vorstandest? Jahre freilich, so bitter, so voll Mühen und Sorgen!

Doch wie hast Du Deine Aufgabe gelöst! Keiner wäre zu dieser Zeit in der Kapelle geschickt genug gewesen mit diesen unmusikalischen Hottentotten, mit diesen Mosquitos im Gesange so Vortreffliches zu leisten. Wie oft bekannte es nicht der damalige Director des französischen Theaters, Delcourt, welch einen Schatz er an Dir habe, wie oft sagte er nicht: „Wo wäre ich mit meiner Truppe ohne meinen excellenten Professor Barnewitz!"

Ja, lieber Freund! gerade diese 19 bitteren Jahre, sie waren Deine ehrenvollsten, Deine verdienstlichsten! Keinen schöneren Beweis für Deine Treue, für die Aechtheit Deiner Kleidung und Deines Schmuckes konntest Du geben!

Heute, im Hafen der Ruhe angelangt, kannst Du, lieber Barnewitz, mit gerechtem Stolze und innerer Freudigkeit auf Deine 50jährige Dienstzeit zurückblicken, in dem erhebenden Gefühle aufs redlichste und strengste Deine Pflicht erfüllt zu haben.

Darum empfange jetzt den wohlverdienten goldenen Lorber in dreifach schöner Bedeutung: als Mensch, als Künstler und als goldener Jubilar.

Möge er Dir bis in das höchste Alter ein Erinnerungszeichen sein an unsere innige Liebe und Verehrung!

Und nun, liebe Collegen, bitte ich Euch die Gläser zu erheben und mit mir aus vollem Herzen zu rufen: Hoch lebe der goldene Jubilar! Er lebe hoch! hoch! hoch!

37.

Goldenes Dienst-Jubiläum

des Königl. Kammer-Musikus **K. H. Ehrfried Böhmer,**
den 1. April 1870, gefeiert im Concertsaal des Opernhauses.

Lieber goldener Jubilar!

Auch eine Deputation von Classikern, d. h. Accessisten und Eleven der Königl. Kapelle, hat sich zu Deinem schönen Feste glückwünschend eingefunden. Sie brennt vor Neugier zu erfahren, ob Du vielleicht gesonnen wärest noch einmal 50 Jahre weiter zu dienen, da Du das goldene Jubiläumsmaß schon um zwei Jahre überschritten habest. So schmerzlich ihnen solches auch sein möchte, so werden sie doch generös sich benehmen und Dir eine ganz neue, knallroth lackirte Geige, einen Centner Kolophonium und die Schweife einer ganzen Escadron Schimmel zur Ergänzung der Bogenhaare huldreichst verehren als Angebinde für Deine neue Laufbahn.

Wie sich von selbst versteht, wirst Du den Classenunterricht fleißig besuchen, der, wie Du weißt, auf eine dereinstige Anstellung die Aussicht eröffnet. Ueberlege Dir die Sache reiflich; aber ich denke, Du wirst wohl an den einmal zurückgelegten 50 Dienstjahren genug haben.

Der Jubilar lächelte und lispelte vor sich hin: „Ja wohl!"

38.

Brief

an den goldenen Jubilar Pastor Foerster in Goerisseiffen bei Loewenberg, den 4. Juni 1870.

Herzlichst geliebter Freund u. O. Br.

Ich will die Flut der Reden, mit denen Du heute an Deinem hochwichtigen, schönsten Ehren-Tage sicher überschwemmt werden wirst, nicht noch um eine vermehren.

Aber einen guten Rath will ich Dir ertheilen. Sollte Dir wider Vermuthen der Salomonische Spruch „Alles ist eitel“ entschlüpfen wollen, so brauche dafür die Berliner Uebersetzung und sage: Ja, Kuchen! Dieser Ausruf ist weniger trostlos und würde seine Rechtfertigung wohl auch bei Dir finden, wenn Du den Inhalt sothaner Schachtel (einen Kuchen enthaltend) mit recht gesundem Appetite prüfen wolltest.

Der gnädige Gott erhalte Dich zum Segen Deiner lieben Familie und zum Glücke Deiner Mitmenschen noch recht lange und lasse Dich Deine so wohl verdiente Ruhe im tiefsten Frieden genießen!

Das wünscht von ganzem Herzen das Zwillingspaar

Bertha und Moritz Hanemann.

39.

Vossische Zeitungs-Inserate aus dem Kriege von 1870.

Zwei Louis liefre ich gerne
Dem Wilhelms-Hülfs-Verein;
Der uns den Dritten bringet,
Wird Wilhelm selber sein.

Den 10. August 1870. **Helmerding.**

* * *

Nach unserm Helmerding werf' ich noch einen halben Louis aus,
Bringt Wilhelm uns die Eugenie und Lulu'n mit nach Haus.

Den 13. August 1870. **M. Hanemann.**

40.

Fest-Rede

am goldenen Jubiläum des Kammer-Musikus Karl Hauck, vorgetragen den 2. October 1870.

Mein lieber Karl!

Wäre die Zeit nicht so blutig ernst, so würden wir der Feier Deines heutigen goldenen Ehren-Tages gewiß einen lauteren Ausdruck geben. — So aber mußt Du schon mit einer einfachen Gratulation zufrieden sein.

Das Beste, was wir Dir zu sagen hätten, ist das aufrichtige Geständniß, daß wir Dich Alle mit Wehmuth aus unserer Mitte scheiden sehen, wohl wissend, wie schwer der Ersatz eines so ehrenwerthen und künstlerisch tüchtigen Collegen sein wird. Möge Dir der liebe Gott in Deinem wohlverdienten Ruhestande noch recht lange Leben und Gesundheit schenken, und mögen Dir alle mögliche Freuden das Alter versüßen!

Als kleines Angebinde erhältst Du von Deinen Vorgesetzten und Collegen eine goldene Uhr. Bewahre sie treu, wenigstens besser, als es der College Kelz gethan, dem die seine, durch einen Liebes- oder Diebes-Griff aus der Tasche gezogen, für immer entwendet wurde. —

Auch eine hübsche Kette ist Dir zugedacht, und denke! von den Accessisten der Königl. Kapelle, und zwar dafür, daß Du ihnen nicht den grausamen Schmerz bereitet hast noch weitere 50 Jahre fortzudienen.

Möge Uhr und Kette Dir Freude machen! Zu Schäferstunden wird freilich das goldene Setzei Dich nicht einladen, aber auch zu keiner langweiligen Probe oder einer faustdicken Abend-Aufführung. Vor Allem aber möge unsere kleine Liebes-Gabe Dich erinnern helfen, wie lieb und theuer Du uns stets gewesen bist!

Auf diese Wahrheit hin laßt uns, liebe Collegen, dem goldenen hochverdienten und hochverehrten Jubilar ein donnernd Hoch bringen.

Der goldene Jubilar! Er lebe hoch! hoch! hoch!

41.

Anekdote.

Im Jahre 1871 besuchte ich auf ärztlichen Rath das Bad Nenndorf, um dort die Schwefel-Dämpfe durch Inhalation gegen meine Heiserkeit zu gebrauchen. Leider hatten sie keinen Erfolg. Indessen verdankte ich dem vierwöchentlichen Aufenthalte in diesem reizenden Orte manch frohe und angenehme Stunde. Namentlich wird mir ein Scherz unvergeßlich bleiben, den ich mir gegen einen Cur-Gast erlaubte, und der über alles Erwarten gelang. Dieser Gast war ein sehr simpler, ja befangener Mann von dicker, kleiner Statur mit einem hochrothen Gesicht und einer noch rötheren großen Nase.

Im Inhalations-Zimmer begegneten wir uns zum ersten Male, wo er als Fremder mich bittend anging ihn doch ein wenig über sein Verhalten zu instruiren. Lachend setzte er hinzu: „Das, was mir der Arzt darüber gesagt, habe ich schon längst wieder vergessen."

Nun, da ist nicht viel zu sagen, antwortete ich ihm. Machen Sie es nur so, wie es alle Anderen machen. Den Mund weit auf, um die Schwefel-Dämpfe in Massen einzuathmen, nicht viel sprechen und den Schlaf vermeiden, der hier gefährlich ist. Das wäre Alles, was ich zu sagen wüßte. Doch auf Eins möchte ich Sie noch aufmerksam machen. — Und das wäre? fragte neugierig der Fremde. — Lassen Sie all Ihr Silber und Kupfer-Geld zu Hause. Denn diese Metalle werden durch den Schwefel-Niederschlag in kurzer Zeit kohlschwarz. — Es ist wohl gar nicht möglich! rief der Mann verwundert aus. — Ja wohl! sagte ich, und Sie werden es mir glauben, wenn ich Ihnen erzähle, daß erst vor Kurzem hier ein Herr mit einer Kupfer-Nase eintrat und schon nach einer halben Stunde mit einer schwarzen davonging. — Aufs höchste betroffen sah der gute Mann mich einen Augenblick an, griff dann nach seinem Taschen-Tuche, verhüllte sein Gesicht und verließ sofort zum Gaudium der Anderen das Zimmer, ohne jemals wieder zu kommen. —

42.

Die Jungfern-Brücke.

Eine Erzählung.

In einer heiteren Gesellschaft wurde die Frage aufgeworfen, woher die Jungfern-Brücke ihren Namen habe. Nur einer der Gäste war im Stande darüber Auskunft zu geben, und er erzählte Folgendes:

Diese Brücke verbindet, wie bekannt, die Stadt-Theile Alt-Cöln und den Friedrichs-Werder, hatte ursprüngkich eine viel größere Breite, denn sie reichte bis zur Scharren-Gasse, und führte damals, wenn ich nicht irre, den Namen Große Wallbrücke. Im Jahre 1701 wurde sie durch die Baumeister Schlüter und Grüneberger umgebaut und bedeutend verengert, so wie sie noch heute ist.

Der Kurfürst Friedrich der Dritte ließ sie nach ihrer Vollendung feierlichst einweihen. Als Haupt-Moment befahl er, daß die schönsten Jungfrauen beider Stadt-Theile die Brücke zuerst überschreiten sollten, und zwar changirend von ihren gegenseitigen Ufern aus. Schon standen sie in voller Parade da, ganz herrlich anzuschauen, weißgekleidet mit schwarzen Schleifen, einen Palmen-Zweig in der rechten Hand, gewärtig des Zeichens zum Uebergang.

Da trat der Kurfürst in eigener Person auf die Mitte der Brücke und sprach mit lauter Stimme:

„Edle, holde Jungfrauen! Ihr seid zu der hohen Ehre berufen die ersten zu sein, welche diese Brücke überschreiten sollen. Doch das ist nicht so leicht, wie Ihr's 'vielleicht meint. Mit dieser Brücke hat es eine eigene Bewandtniß! Wer von Euch nicht ganz reinen Herzens ist, kommt nicht darüber fort, ohne einzubrechen. Also seid gewarnt, ehe Ihr sie beschreitet." — Nach wenigen Augenblicken gab der Fürst das Zeichen zum Uebergang. Aber keine der Jungfrauen rührte sich von der Stelle, alle blieben wie angemauert stehen. —

Ob das Bewußtsein ihrer Schuld, ihrer Unschuld oder die bloße Furcht sie zurück hielt, wer konnte das sogleich entscheiden?

Der Verlauf der Feier stockte hier ein wenig, Einer sah den Andern verwundert an, und Mancher sprach schon laut von den härtesten Strafen, welche der Ungehorsam der Jungfrauen nach sich ziehen würde. Zuletzt blickte Alles auf den Kurfürsten in bangster, gespanntester Erwartung. Doch dieser blieb unverändert freundlich, lachte wiederholt aufs herzlichste, rief die Jungfrauen wohlwollend zu sich heran, ließ unter sie die kostbarsten Bänder, Gürtel und Schnallen vertheilen und sagte:

„Edle, holde Jungfrauen! Aufs höchste belobe ich Euch! Ihr habt wohl gethan Eure Tugend nicht in Zweifel ziehen oder auf die Probe stellen zu lassen. Das kann nur Gott allein von Euch verlangen. Nehmt meinen allergnädigsten Dank für Euer ächt jungfräuliches Verhalten, das wohl werth ist in der Erinnerung aller kommenden Geschlechter als glänzendes Beispiel fortzuleben. Darum will und befehle Ich, daß diese Brücke zu Eurem ewigen Ruhm für alle Zeiten die Jungfern-Brücke heiße."

Unter hellem Glocken-Geläute und schönem Choral-Gesang ging die Feier aufs würdigste zu Ende.

43.

Eine Erzählung.

Der Knabe Oskar.

Ein Früchtchen schlechter Erziehung.

Auf einem Spazier-Gange nach dem zoologischen Garten begegnete ich einem wahren Ausbunde von ungezogenem Knaben, der seiner Erzieherin die bitterste Noth machte. Der Knabe, ungefähr 4 Jahr alt, schlug mit Händen und Füßen um sich, wollte nicht aus der Stelle und schrie wie besessen: „Ich will Droschke fahren, Droschke will ich fahren." Die Erzieherin suchte ihn mit einer wahren Engels-Geduld zu besänftigen und sagte: „Mein einzig geliebter Oskar! sei doch nur gut, wir sind gleich im zoologischen

Garten; sieh nur, sieh, dort ist er ja schon". Aber Oskar blieb schreiend bei seinem Verlangen und warf sich trotzig auf die Erde nieder. Rathlos stand die Erzieherin vor ihm. Da trete ich näher und biete dem Fräulein meine Dienste an. Mir freundlichst dankend, erwiederte sie: „Versuchen Sie es, aber ich glaube nicht, daß Sie Etwas ausrichten werden." Liebreich faßte ich jetzt den Knaben bei den Händen, bitte ihn aufzustehen, streichle seine Wangen und sage: „Komm du mit mir, mit dem lieben Onkel, der wird dir die vielen schönen Thiere zeigen." Oskar aber riß sich los, trat einige Schritte zurück und schnitt mir im Nu ein verzerrtes Gesicht mit weit ausgestreckter Zunge. „Das ist doch ein wenig stark," sage ich zur Erzieherin; „wenn es Ihnen recht ist, so versuchen wir noch etwas Anderes. Nehmen Sie den Knaben bei der einen Hand, ich werde die andere nehmen." Wie gesagt, so gethan! So brachten wir ihn, halb zerrend, halb tragend, unter dem tollsten Geschrei bis in den Garten. Als er hier den ersten Papagei erblickte, hörte er zu schreien auf; aber die Freude dauerte nicht lange, so brüllte er: „Ich will Kuchen haben, Kuchen will ich haben!" Die Erzieherin reichte ihm sofort ein Stück Torte, er aber warf es erbost weit von sich; „ich will Chocolade haben, Chocolade will ich haben", schrie er. Auch die erhielt er, aber auch diese warf er fort. Endlich gelangten wir mit dem Unholde bis nach dem großen Affen-Käfig. Hier stutzte er gewaltig, schlug die Händchen zusammen und rief verwundert aus: „Ei, ei! wie schön, wie schön! Hier bleiben, hier bleiben!" Die Erzieherin gab ihm einige Leckereien und sagte: „Lieber Oskar! vertheile sie unter die lieben Thierchen." Der Knabe that es mit großer Wonne und war auf einmal das artigste Kind. Wie freute uns das, und wie wohlthuend empfanden wir die endlich gewonnene Ruhe! Schon wollte ich ihm zur Belohnung eine Apfelsine reichen. Da mit einem Male hören wir ein Zeter-Geschrei; wir blicken uns um und sehen zu unserm größten Schrecken, wie ein großer Affe, zwischen den Eisenstäben durchgreifend, unsern Oskar bei den Haaren hat und ihn fürchterlich zerzaust. Ein Glück, daß sogleich ein Wärter zu Hülfe sprang und den Knaben befreite. Der Wärter aber war ein ernster Mann und gab ohne Weiteres dem fast zu Tode ge-

ängstigten Kinde ein paar tüchtige Klapse auf den Unnennbaren mit den Worten: „Das für dein Zerren und Quälen der armen Thiere, du ungezogener Junge!"

Lautlos und aufs höchste bestürzt floh der Knabe zu seiner Erzieherin, umklammerte sie krampfhaft und lispelte in flehendem Tone: „Bitte, Bitte! nach Hause gehn, nach Hause gehn!

Sofort empfahl sich das Fräulein, um des Kindes Wunsch zu erfüllen. —

Unbemerkt folgte ich ihnen eine weite Strecke nach, um zu sehen, wie lange wohl der Knabe ruhig bleiben werde. Er aber muckte nicht mehr, verlangte weder Droschke, noch Kuchen, noch Chocolade nnd mag wohl auch bis zu Hause artig geblieben sein.

Nach Jahren wollte es der Zufall, daß ich der Erzieherin, die mittlerweile eine vornehme Dame geworden, in einer Gesellschaft begegne. Sie erkannte mich, sprach mich freundlichst an und erinnerte sich lebhaft jenes Spazier-Ganges nach dem zoologischen Garten. — „Wollen Sie glauben, mein Herr!" sagte sie, „daß jene Affen-Lection für den Knaben von den segensreichsten Folgen gewesen ist? Er erfuhr hier zum ersten Male, was Strafe heißt, und wollte ihm ja einmal eine Unart begegnen, so bedurfte es nur der wenigen Worte: „Du, Du! der Affe kommt," und er war wieder ein gutes Kind. — Bis zu seinem siebenten Jahre blieb ich seine Erzieherin, dann besuchte er die Schule, wo er bis auf den heutigen Tag in jeder Hinsicht zu den besten Schülern zählt.

„Ich wiederhole, mein Herr," sagte sie mit gehobener Stimme, „jene Affen-Lection war des Knaben größtes Glück, aber sie war es auch für seine Eltern, die noch rechtzeitig dadurch zur Erkenntniß kamen, daß Kinder, namentlich Knaben, nicht bloß im ewigen Sonnenschein der Güte und Nachsicht zu erziehen sind, sondern daß es auch ab und zu nach Bedürfniß Prügel geben muß."

Hier rief der freundliche Wirth seine Gäste zu Tisch und endete unser Gespräch.

44.

Rede,

gehalten den 28. März 1872 in einer Symphonie-Probe zu Ehren des Concertmeisters Ries, der in den Ruhestand versetzt worden.

Hochverehrter Herr Concertmeister!

Gestern sagten Sie, daß Sie sicher der Kunst getreu bleiben würden. Das glauben wir Ihnen gern, ja wir fürchten, daß Sie zu viel thun werden. In dieser Sorge wollten wir Ihnen einen schönen Spruch ans Herz legen. Er heißt: „Im Alter halte Maß in allen Dingen, lebe nach der Uhr und Schnur, so wird Dir Alles wohl gelingen.“ Aber das Alter leidet an schwachem Gedächtniß, und man vergißt leicht, wie viel man gethan, und wie viel man nicht gethan hat. Dagegen giebt's nur ein Mittel, welches wir Ihnen aufs beste empfehlen. Es besteht in dieser goldenen Uhr und Kette, von denen erstere Ihnen stets durch einen leichten Druck genau anzeigen wird, wie viel Etüden Sie geübt, wie viel Böcke Sie auf der Jagd geschossen, wie viel Flaschen Sie getrunken und wie viel mal Sie geküßt haben.

Man sagt: „Ein tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiele.“

Auch in unserer kleinen scherzhaften Gabe liegt ein solcher, und wir wünschen nur, daß Sie Sich beim Gebrauch derselben manchmal an diejenigen erinnern mögen, welche Sie niemals vergessen werden.

Auf diesen Wunsch hin sei von der ganzen Kapelle dem Unvergeßlichen ein donnernd Hoch gebracht.

Concertmeister Ries, er lebe hoch! hoch! hoch!

45.

Bericht

über die 50jährige Dienst-Jubelfeier des Königl. Kammer-Musikus und Posaunisten Kitzing in seiner Privat-Wohnung, den 1. December 1872.

Ein Posaunen-Choral, von seinen Collegen herrlich ausgeführt, leitete das schöne Fest ein. Nachdem er verklungen, nahm der General-Intendant das Wort, besprach in anerkennendster Weise die Verdienste des Jubilars und schmückte schließlich seine Brust mit dem von Seiner Majestät ihm verliehenen Kronen-Orden. Dem Redner folgte der Kapellmeister Eckert, welcher dem Gefeierten mit den herzlichsten Worten das Ehren-Geschenk der Königl. Kapelle, eine goldene Uhr, überreichte. Nachdem der Jubilar noch vielfache Liebes-Beweise seiner Familie, seiner Verwandten und Freunde erhalten, beglückwünschte ihn noch der College Hanemann. Er schloß mit den Worten: „Es wäre kein Wunder, wenn Sie, lieber College, nach so vielen und so wohlverdienten Ehren-Bezeugungen gern wissen möchten, was Ihnen dermaleinst da oben zu Theil werden dürfte. Ich will es Ihnen verrathen, ja ich kann es Ihnen im Bilde zeigen". Hier überreichte der Sprecher dem Jubilar einen Posaunen-Engel von Porcellan und setzte hinzu: „Aber bitte, lieber College, übereilen Sie Sich deshalb nicht, sondern bleiben Sie noch recht lange unser herzlichst geliebter College, unser irdischer Posaunen-Engel. Auf diesen Wunsch hin, liebe verehrte Anwesende! wollen wir dem hochwürdigen goldenen Jubilar ein dreifach donnernd Hoch bringen.

Er lebe hoch! hoch! hoch!

46.

Mit diesem Goldenen-Jubiläums-Bericht schließe ich mein Buch, dem ich noch einmal, wie ich es am Eingang schon gethan, bei allen meinen lieben verehrten Gönnern und Freunden eine gütige und nachsichtsvolle Aufnahme von ganzem Herzen wünsche. Möge maßgebend und mildernd für ihr Urtheil das Motto sein:

„Wollt' keineswegs ein Büchlein schreiben,
Mir nur die lange Weil' vertreiben."

Druck von Carl Jahncke (Franz Jahncke) in Berlin, Klosterstraße Nr. 64.